

GUILLERMO DEL TORO
CHUCK HOGAN
NAGHT
DIE
ROMAN

HEYNE <

GUILLERMO DEL TORO,
CHUCK HOGAN



DIE NACHT

ROMAN

HEYNE <
EBOOKS

GUILLERMO DEL TORO
CHUCK HOGAN

DIE
NACHT

ROMAN

Aus dem Amerikanischen von
Alexander Lang

HEYNE <

Die Originalausgabe erscheint unter dem Titel THE NIGHT ETERNAL
bei HarperCollins, New York

Copyright © 2011 by Guillermo Del Toro & Chuck Hogan

Copyright © 2012 der deutschsprachigen Ausgabe und der Übersetzung

by Wilhelm Heyne Verlag, München

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Redaktion: René Nibose-Mistral

Satz: Leingärtner, Nabburg

ePub-ISBN 978-3-641-07191-2

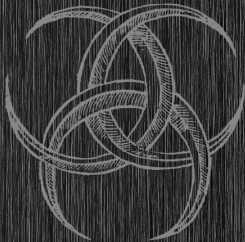
www.heyne.de

Für meine Eltern.
Jetzt weiß ich, dass es ganz
schön viel Arbeit für euch war ...
GDT

Für Charlotte – auf ewig
CH

»Am zweiten Tag der Dunkelheit ...«

ASCHEREKEN



Aus dem Tagebuch von Ephraim Goodweather

Am zweiten Tag der Dunkelheit hatte man sie alle erwischt. Die Besten, die Klügsten. Die Mächtigen, die Reichen, die Bedeutenden. Abgeordnete und Minister, Wirtschaftsbosse und Intellektuelle, Oppositionsführer und andere Berühmtheiten. Aber sie wurden nicht verwandelt. Sie wurden getötet. Ihre Exekution ging schnell und vor aller Augen vonstatten. Und sie war von ausgesuchter Brutalität.

Nur einige wenige aus jeder Gruppe wurden verschont – alle anderen wurden ausgelöscht. Wurden aus ihren River Houses gezerrt, ihren Dakotas, ihren Beresfords und wie Vieh zusammengetrieben: auf der National Mall in Washington, auf der Nanjing Road in Shanghai, auf dem Roten Platz in Moskau, im Fußballstadion von Kapstadt, im Central Park von New York City. Und dort, in einer Orgie aus Blut und Gewalt, entledigte man sich ihrer.

Es hieß, dass über tausend *strigoi* die Lexington Avenue hinunter kamen und alle Gebäude rund um den Gramercy Park stürmten. Weiche, manikürte Hände baten und bettelten. Aber ihr ganzes Geld war nutzlos. Ihre zuckenden Körper baumelten von den Straßenlaternen auf der Madison Avenue. Und auf dem Times Square verbrannte wohlgenährtes Fleisch auf über sechs Meter hohen Scheiterhaufen. Die Elite Manhattans erleuchtete – im wahrsten Sinne des Wortes – die leergefegten Straßen, die verschlossenen Läden (»ALLES MUSS RAUS!«) und die dunklen LED-Schirme.

Der Meister hatte sich genau überlegt, wie viele Vampire er benötigte, um die Herrschaft über den Planeten an sich zu reißen, ohne zugleich die Versorgung mit Blut zu gefährden; er ging methodisch, ja geradezu

mathematisch vor. Es war nicht nur ein Umsturz – es war eine Säuberungsaktion. Etwa ein Drittel der menschlichen Bevölkerung wurde in den ersten zweiundsiebzig Stunden ausgelöscht – zweiundsiebzig Stunden, die sich im kollektiven Gedächtnis als »Night Zero« einbrannten.

Die Vampirhorden übernahmen die Kontrolle auf den Straßen. Die Polizei, die SWAT-Teams, die U.S. Army – sie alle wurden überrannt. Diejenigen von ihnen, die sich unterwarfen, die sich den Geschöpfen der Nacht auslieferten, wurden auch unter den neuen Herren als Aufseher eingesetzt. Nach einem brutalen darwinistischen Ausleseverfahren machte sich der Meister die gehorsamsten Überlebenden untertan.

Und sein Plan war ein durchschlagender Erfolg. Es gab nun niemanden mehr, der sich ihm in den Weg stellen konnte: Die Alten waren vernichtet, die Macht des Meisters über die Vampire – und dadurch über die Welt – war absolut. Nun wüteten die *strigoi* nicht länger durch die Städte wie wild gewordene, gierige Zombies, sondern ihre Aktionen waren koordiniert. Wie in einem Bienenstock oder einem Ameisenbau hatte nun jeder von ihnen eine klar definierte Rolle und Aufgabe. Sie waren die Augen des Meisters auf den Straßen. Und sie waren überall. Wie Spinnen hatten sie sich in jeder Ecke eingenistet und sorgten dafür, dass sich die Menschen, die sie am Leben gelassen hatten, in die neue Ordnung fügten.

Am Anfang herrschte Dunkelheit. Nur für einige Sekunden, wenn sie im Zenit stand, konnte man die Sonne erahnen – sonst war ihr Licht völlig verschwunden. Nun, zwei Jahre später, drang die Sonne vielleicht für zwei, drei Stunden am Tag durch die vergiftete Atmosphäre, aber ihr fahles Licht hatte nichts mehr mit jenem hellem Leuchten zu tun, das einst den Planeten gewärmt hatte.

Und doch: Das Erschreckendste war, wie *wenig* sich geändert hatte. Der Meister hatte sich das Chaos, das in den ersten Monaten herrschte, geschickt zunutze gemacht. Es mangelte so sehr an Nahrungsmitteln, an sauberem Wasser, an öffentlicher Sicherheit, dass sich die Menschen – kaum dass eine Art von Infrastruktur wieder hergestellt war, die Versorgung mit dem Nötigsten einigermaßen funktionierte und das reparierte Stromnetz für Licht in dieser ewigen Nacht sorgte – dankbar unter seine Obhut begaben. Eine Viehherde braucht das Gefühl von Ordnung und Routine – die Grundlagen jeder Machtausübung –, um sich zu unterwerfen.

Und so waren schon nach zwei Wochen die meisten Versorgungssysteme wieder in Betrieb. Wasser, Strom ... sogar die Fernsehstationen sendeten wieder. Natürlich waren die Filme und Nachrichten und Sportberichte nur Wiederholungen aus der Zeit *davor* – aber die Menschen freuten sich trotzdem darüber.

Transportmittel hatten eine zentrale Bedeutung in dieser neuen Welt, denn kaum jemand besaß noch ein eigenes Auto. Jeder Wagen konnte eine potenzielle Bombe sein, und so wurden die meisten von ihnen beschlagnahmt und zerstört. Die verbliebenen Fahrzeuge gehörten zur Polizei, zur Feuerwehr oder zu anderen Versorgungsdiensten, die von jenen Menschen betrieben wurden, die sich den Vampiren gebeugt hatten.

Auch dem Flugverkehr war es nicht besser ergangen. Die einzigen Flugzeuge, die noch in Betrieb waren – kaum mehr als sieben Prozent der Maschinen, die einst um die Erde geflogen waren –, gehörten der Stoneheart Group, jenem multinationalen Konzern, dessen Kontrolle über Nahrungsmittel, Energie und Militärgüter sich der Meister zunutze gemacht hatte.

Silber wurde verboten und damit zu einer äußerst begehrten Schattenwährung, die man gegen Essensgutscheine tauschen konnte. Ja, mit der richtigen Menge an Silber konnte man sich – oder seine Liebsten – sogar von den Farmen freikaufen.

Die Farmen ... Sie waren das Einzige, was sich wirklich radikal geändert hatte. (Die Farmen und die Tatsache, dass es kein Erziehungssystem mehr gab – keine Schulen, keine Bücher, keine freien Gedanken mehr.) Sie waren rund um die Uhr in Betrieb, sieben Tage die Woche. Von Experten für Viehzucht mit dem nötigen Grundwissen ausgestattet, errichteten die *strigoi* ein biologisches Kastensystem. Sie bevorzugten B positiv. Natürlich diente ihnen jede Blutgruppe als Nahrung, aber B positiv hatte offenbar einen erhöhten Nährwert – so wie unterschiedliche Milchsorten – oder verdarb nicht so schnell außerhalb des menschlichen Körpers und konnte so besser aufbewahrt werden. Die Menschen mit anderen Blutgruppen bildeten die niederen Kasten, sozusagen die Arbeiterklasse; diejenigen mit B positiv waren die Filetstücke. Sie wurden gehätschelt und mit ausgewählten Nährstoffen versorgt, ja, sie bekamen sogar die doppelte Menge an UV-Licht, damit ihr Blut genug Vitamin D aufbauen konnte. Ihr Tagesablauf, ihr

Hormonspiegel und schließlich auch ihre Fortpflanzung wurden streng kontrolliert und dem Bedarf angepasst.

Das also ist die Welt, in der wir jetzt leben. Die Menschen gehen zur Arbeit, sehen fern, essen ihre Mahlzeiten und legen sich nachts ins Bett. Aber dort, in der Dunkelheit und Stille, weinen und zittern sie, weil sie wissen, dass die, die ihnen nahestehen – ja, sogar die, mit denen sie das Bett teilen – von einem Moment auf den anderen verschwinden können, verschluckt vom dunklen Beton der Farmen. Und sie beißen sich auf die Lippen und wischen sich die Tränen aus den Augen, weil sie keine Wahl haben: Sie müssen sich unterwerfen. Müssen für jene, die von ihnen abhängig sind – ihre betagten Eltern oder ihre kleinen Kinder – da sein. Und so haben sie immer eine Rechtfertigung für ihre Angst. Und für ihre Feigheit.

Wer hätte gedacht, dass wir einmal mit nostalgischer Wehmut auf die Zeit der Jahrhundertwende zurückblicken würden? Jene Zeit politischer Verwirrung und ökonomischer Turbulenzen, die dem Zusammenbruch vorausging – eine goldene Zeit im Vergleich zur Gegenwart. Alles, was wir waren, alles, was unsere Väter und deren Väter erschaffen hatten – verloren, vernichtet. Jetzt sind wir nicht mehr als eine Herde Vieh.

Und diejenigen von uns, die noch am Leben sind und sich *nicht* unterworfen haben ... sind die Anomalität. Das Ungeziefer. Die Gejagten.

Und wir haben keine Mittel, uns gegen unsere Jäger zur Wehr zu setzen.

Kelton Street, Woodside, Queens

Ein Schrei erklang in der Ferne und riss Ephraim Goodweather aus dem Schlaf. Er fuhr blitzschnell auf, rollte sich von dem Sofa, auf dem er lag, griff nach dem Silberschwert, das aus der Tasche auf dem Boden ragte, und ließ – alles in einer einzigen fließenden Bewegung – die Klinge durch die Luft zischen.

Sein heiserer, sich überschlagender Kampfschrei, Nachhall seiner Alpträume, brach jäh ab. Das Schwert zitterte in seiner Hand.

Er war allein.

Kellys Wohnzimmer ... Kellys Sofa ... All die vertrauten Dinge ... Er war im Haus seiner Exfrau. Und der Schrei, den er im Traum gehört hatte, war der Ton einer Sirene, die einige Straßen weiter losgegangen war.

Wieder dieser Traum! Von Feuer und Gestalten aus glänzendem Licht, die vage an Menschen erinnerten. Ein Kampf. Im Traum kämpfte er mit diesen Gestalten – bis das Licht so gleißend wurde, dass es alles verschluckte. Und immer wachte er völlig erschöpft auf, als ob er *tatsächlich* mit jemandem gekämpft hätte. Der Traum kam wie aus dem Nichts; er träumte auf die normalste Weise vor sich hin – er war bei einem Picknick oder steckte in einem Verkehrsstau oder saß im Büro –, und plötzlich wurde alles ganz hell, und die silbrig glänzenden Gestalten erschienen.

Er tastete nach den anderen Waffen in der umgerüsteten Baseballtasche, die er in einer geplünderten Modell's-Filiale auf der Flatbush Avenue gefunden hatte. Er war in Queens. Okay? Okay! Allmählich kam die Erinnerung zurück. Und mit ihr die Kopfschmerzen – er hatte gestern Abend, wie so oft in letzter Zeit, zuviel getrunken und einen Blackout gehabt. Er steckte das Schwert in die Tasche zurück, setzte sich auf das Sofa und legte den Kopf in die Hände, als wäre er eine zerbrechliche Kristallkugel. Sein Haar fühlte sich wirr und borstig an, seine Schläfen pochten.

Die Hölle auf Erden. Ja, das ist es!

Die Wirklichkeit war der eigentliche Alptraum. Eph war noch am Leben und er war noch ein Mensch – das war nicht viel, aber immerhin.

Ein weiterer Tag in der Hölle ...

Das Letzte, an das er sich von seinem Traum erinnerte, jener Teil, der an seinem Bewusstsein haftete wie eine klebrige Nachgeburt, war ein Bild von Zack. Sein Sohn Zack – umgeben von gleißendem, silbernem Licht. Und aus diesem Licht waren die Gestalten gekommen. »Dad!«, hatte Zack gerufen oder geflüstert, und sein Blick hatte sich an den seines Vaters geklammert, und dann hatte das Licht sie alle verschluckt.

Der Gedanke daran ließ Eph zittern. Warum fand er keine Ruhe, keinen Trost in seinen Träumen? Waren Träume nicht dafür da? Sollten sie nicht diesem Gefängnis, das sich Realität nannte, Bilder vom Entkommen entgegensetzen? Was hätte er nicht für einen jener rührseligen Träume von früher gegeben, für einen Löffel Zucker für sein geplagtes Unterbewusstsein:

Eph und Kelly kurz nach dem Collegeabschluss, wie sie händchenhaltend über einen Flohmarkt schlendern und nach billigen Möbeln und anderem Krimskrams Ausschau halten, mit dem sie ihre erste gemeinsame Wohnung einrichten wollen ...

Zack als Dreikäsehoch, der mit seinen dicken Füßen durch das Haus stapft, ein kleiner Tyrann in Windeln ...

Eph und Kelly und Zack beim Abendessen, die Hände vor den Tellern gefaltet, während Z mit ernster Miene das Gebet aufsagt, das er auswendig gelernt hat ...

Nein, jetzt waren Ephs Träume ganz anders, glichen eher verwackelten Snuff-Filmen. Menschen aus seiner Vergangenheit – Freunde oder Bekannte oder Feinde – wurden gejagt und verschleppt, und er musste dabei zusehen, unfähig, ihnen zu helfen, unfähig, sich abzuwenden ...

Er stand wieder auf, versuchte das Gleichgewicht zu halten. Ging zu dem großen Fenster, von dem aus man den Hinterhof sah. Der LaGuardia Airport war nicht weit entfernt, aber der Anblick eines Flugzeugs, das Geräusch eines Düsenjets – das alles war inzwischen äußerst selten geworden. Die Lichter waren vom Himmel verschwunden. Eph musste an den 11. September 2001 denken – jenen Tag, an dem der leere Himmel ihnen allen so unwirklich erschienen war – und daran, was es für eine Erleichterung gewesen war, als eine Woche später die Flugzeuge zurückgekehrt waren. Jetzt gab es keine Erleichterung. Keine Rückkehr zur Normalität.

Wie spät war es wohl? Irgendwann am Vormittag – das sagte ihm jedenfalls seine innere Uhr, die noch nach dem Tag-Nacht-Rhythmus funktionierte. Und es war Sommer, zumindest dem Kalender nach, also hätte die Sonne hoch und heiß am Himmel stehen sollen.

Stattdessen war es dunkel. Eine ewige Dunkelheit, so schien es. Die natürliche Abfolge von Tag und Nacht war aufgehoben; die Sonne wurde von einem düsteren Schleier aus Asche verdeckt, der sich am Himmel ausgebreitet hatte – die Folge der weltweiten Nuklearexplosionen und Vulkanausbrüche – und kein Licht und keine Wärme mehr durchließ. Der Planet hatte sich in ein blasses, ausgemergeltes Niemandsland verwandelt, eine Welt aus Kälte und Finsternis.

Der perfekte Lebensraum für Vampire.

Und wenn man den allerletzten Live-Nachrichten Glauben schenken wollte – die wie Pornos im Internet hin und her geschickt worden waren –, dann war es überall auf der Erde dasselbe: ein sich verdunkelnder Himmel, schwarzer Regen, finstere Wolken, die sich zusammenballten und wie riesige Felsen in der Luft hingen ... Zog man die Rotation und die Windverhältnisse auf dem Planeten in Betracht, so waren der Nord- und Südpol die einzigen Orte, an denen noch wie früher die Sonne schien. Theoretisch. Denn niemand wusste das genau.

Der radioaktive Fallout nach den Explosionen und Kernschmelzen an den zahllosen »Ground Zeros« war äußerst intensiv gewesen; Eph und die anderen hatten beinahe zwei Monate tief unter der Erde verbringen müssen, im North River Tunnel unter dem Hudson. Erst als Stürme und Windböen den kontaminierten Staub in der Atmosphäre verteilt und schwere Regenfälle die Radioaktivität aus der Luft gewaschen hatten, war es wieder möglich, zumindest jene Gebiete zu betreten, die den Explosionen nicht direkt ausgesetzt gewesen waren.

Die langfristigen Folgen dieses brutalen Eingriffs in das Ökosystem des Planeten würden verheerend sein: die Auswirkungen auf die menschliche Fortpflanzungsfähigkeit, die Schäden im Genom, die Krebserkrankungen ... Aber niemand machte sich über die Zukunft Gedanken – zwei Jahre nach den Explosionen, zwei Jahre nach der Machtübernahme der Vampire lebte die Menschheit in einer ewigen Gegenwart. In einem ewigen Alptraum.

Die Sirene verstummte. Diese Alarmsysteme, die früher dazu gedacht gewesen waren, vor menschlichen Eindringlingen zu warnen, schlugen immer noch gelegentlich an; aber längst nicht mehr so oft wie in den ersten Tagen nach den Explosionen, als sie ständig geheult hatten – wie der Todesschrei einer sterbenden Spezies, einer vergehenden Zivilisation.

Nun, da es wieder still war, lauschte Eph seinerseits auf Eindringlinge. Durch Fenster, durch modrige Keller, durch staubige Dachböden – die Vampire konnten von überall her kommen. Selbst in den wenigen Stunden am Tag, in denen die Sonne durch die Asche brach – ein fahles bernsteinfarbenes Licht, das irgendwie *unnatürlich* wirkte –, war man nicht sicher vor ihnen. Dies waren die einzigen Stunden, in denen sich Eph und die anderen in der Stadt bewegen konnten, ohne eine direkte Konfrontation mit den *strigoi* zu riskieren, aber es waren auch die gefährlichsten Stunden, denn die Straßen wurden von Überläufern bewacht – Menschen, die glaubten, ihrem Schicksal entgehen zu können, indem sie den Vampiren zu Diensten waren.

Er drückte die Stirn gegen das Fenster. Das Glas war kalt und fühlte sich gut an; es linderte das Dröhnen in seinem Kopf.

Das Schlimmste war *zu wissen*. Zu wissen, dass man verrückt war, machte einen nicht weniger verrückt; zu wissen, dass man ertrank, ließ einen nicht weniger ertrinken, ganz im Gegenteil: Es trug dazu bei, dass man noch panischer wurde. Zu wissen, dass es einmal eine bessere, hellere Welt gegeben hatte, war ebenso ein Grund für Ephs Qual wie die Vampirseuche selbst.

Er brauchte Essen. Proteine. Aber in diesem Haus war nichts mehr; schon vor Monaten hatte er sämtliche Nahrungsmittel verbraucht, die Kelly gelagert hatte – inklusive des Alkohols. Ja, er hatte sogar einen geheimen Butterfinger-Vorrat entdeckt, den Kellys damaliger Freund Matt in seinem Zimmer gehortet hatte.

Eph wandte sich vom Fenster ab und blickte sich im Wohnzimmer um, als würde er es zum ersten Mal sehen. Wie war er nur hierher gekommen? *Warum* war er hierher gekommen? Er sah die Kratzer an der Wand, dort, wo er Matt – Matt, den Vampir – getötet hatte. Geköpft hatte. Das war in jenen Anfangstagen gewesen, als einen Vampir zu töten genauso beängstigend gewesen war wie der Gedanke, von einem Vampir verwandelt zu

werden. Selbst wenn in diesem Fall der Vampir der Freund seiner Exfrau gewesen war, der Eph als Vaterfigur in Zacks Leben zu ersetzen gedroht hatte.

Aber dieser Reflex einer nur allzu menschlichen Moral gehörte längst der Vergangenheit an. Die Welt hatte sich verändert, und Dr. Ephraim Goodweather, einst ein bedeutender Epidemiologe in Diensten der amerikanischen Seuchenschutzbehörde CDC, hatte sich mit ihr verändert. Das Vampirvirus hatte die gesamte Menschheit befallen. Hatte die menschliche Zivilisation ausgelöscht. Wer sich gegen die Seuche zur Wehr gesetzt hatte – und war er noch so stark gewesen –, war getötet oder verwandelt worden, und übrig waren jene geblieben, die sich dem Willen des Meisters gebeugt hatten und nun seinen Befehlen folgten.

Eph ging wieder zur Waffentasche, öffnete ein Seitenfach, das eigentlich für Baseballhandschuhe oder Schweißbänder gedacht war, und zog ein leicht zerfleddertes Moleskine-Notizbuch heraus. Was er nicht aufschrieb, vergaß er. Und so schrieb er alles auf, das Banale ebenso wie das Tiefsinnige. Alles musste dokumentiert, archiviert werden – es war wie ein innerer Zwang. Sein Tagebuch war ein nie endender Brief an seinen Sohn. Es enthielt die Geschichte seiner Suche nach Zack. Und es enthielt – schließlich war er Wissenschaftler – die Theorien, die er in Bezug auf das Vampirvirus anstellte, die Beobachtungen, die er gemacht, die Erkenntnisse, die er gewonnen hatte.

Außerdem war es eine gute Methode, um bei Verstand zu bleiben – oder zumindest den Anschein zu erwecken.

Seine Handschrift war in den letzten zwei Jahren so unleserlich geworden, dass er die Einträge kaum entziffern konnte. Er notierte jeden Tag das Datum – die einzige Möglichkeit, ohne Kalender das Vergehen der Zeit zu dokumentieren. Nicht dass das irgendetwas bedeutet hätte ...

Aber *heute* bedeutete es etwas. Als Eph das Datum aufschrieb, war es, als würde sein Herz für eine Sekunde aussetzen. Natürlich! Wie hatte er das nur vergessen können? *Das* war der Grund, warum er heute hier war, hier in Kellys Haus.

Heute war Zacks dreizehnter Geburtstag.

EINTRITT NUR UNTER LEBENSGEFAHR!, stand auf dem Schild, das an der Tür im ersten Stock hing. Die Worte waren mit dickem Filzstift geschrieben und mit Grabsteinen, Skeletten und Kreuzen verziert. Zack hatte das Schild gemalt, als er sieben oder acht war; Eph wusste es nicht mehr ganz genau.

Das Zimmer seines Sohnes war in mehr oder weniger demselben Zustand, in dem Zack es zuletzt verlassen hatte. Es glich darin wohl allen Zimmern verschwundener Kinder – Orte, an denen die Zeit ebenso still stand wie in den Herzen der Eltern. Immer wieder kehrte Eph in dieses Zimmer zurück, wie ein Taucher zu einem versunkenen Schiff. Zacks Zimmer war sein geheimes Museum, sein Fenster in die Vergangenheit.

Er setzte sich auf das Bett, spürte das vertraute Nachgeben der Matratze, hörte das leise Knarren des Holzgestells. Alles in diesem Raum war ihm vertraut – all die Dinge, die Zack in seinem früheren Leben berührt hatte. Eph war der Kurator dieses Museums; er kannte jedes Spielzeug, jedes Stofftier, jedes T-Shirt, jedes Buch. Und doch war er nicht der Ansicht, dass er sich hier in der Vergangenheit verlor. Man ging nicht in die Kirche oder Synagoge oder Moschee, um sich in etwas zu verlieren; man ging dorthin, um seinem Glauben Ausdruck zu verleihen. Zacks Zimmer war wie ein Schrein, dort – und nur dort – spürte Eph eine Art inneren Frieden und fühlte sich in seiner Überzeugung bestätigt.

Seiner Überzeugung, dass Zack noch am Leben war.

Das war kein Wunschdenken, keine blinde Hoffnung. Nein, Eph *wusste*, dass sein Sohn noch am Leben war. Und dass er noch nicht verwandelt war.

Früher – in der Zeit *davor* – hatten sich die Eltern eines verschwundenen Kindes an jemanden wenden können: an die Polizei, an Hunderte, wenn nicht Tausende anderer Menschen, die Mitleid mit ihnen hatten und sich an der Suche beteiligten. Zack jedoch war in einer Welt ohne Polizei, ohne menschliche Gesetze entführt worden. Und es gab nicht den geringsten Zweifel, wer der Täter war: Zack war von jener Kreatur verschleppt worden, die einst seine Mutter gewesen war. Aber hinter ihr verbarg sich ein noch viel mächtigeres, dunkleres Wesen.

Der Herr der Vampire. Der Meister.

Was Eph nicht wusste, war, *warum* Zack entführt worden war. Vermutlich um ihn, seinen Vater, zu verletzen. Und um die Gier seiner Mutter zu

stillen, die es nach jenen verlangte, die sie früher einmal geliebt hatte. Um sich auszubreiten, machte sich das Vampirvirus auf perverse Weise die menschliche Liebe zunutze: Wenn man einen Menschen in einen *strigoi* verwandelte, war man auf ewig mit ihm verbunden, in einer Form der Existenz, in der die Probleme und Sorgen des menschlichen Daseins keinerlei Rolle mehr spielten, einer Existenz, in der es nur noch um Nahrung, um Fortpflanzung, ums Überleben ging.

Deshalb war Kelly – die Vampir-Kelly – so fixiert auf ihren Sohn, und deshalb war es ihr trotz Ephs heftiger Gegenwehr gelungen, mit dem Jungen zu entkommen.

Doch genau deshalb – aufgrund derselben Obsession, jene zu verwandeln, die einem früher am nächsten gestanden hatten – wusste Eph auch, dass Zack *nicht* verwandelt worden war. Denn hätten der Meister oder Kelly den Jungen mit dem Virus infiziert, wäre Zack längst zu ihm zurückgekehrt: als Vampir. Diese Vorstellung – seinem untoten Sohn von Angesicht zu Angesicht gegenüber zu stehen – war in den letzten zwei Jahren Ephs ständiger Begleiter gewesen.

Blieb nur die Frage: Warum? Warum hatte der Meister Zack nicht verwandelt? Was hielt ihn davon ab? War der lebende, nicht-verwandelte Zack eine nützliche Waffe gegen Eph und gegen den gesamten Widerstand? Oder gab es noch einen anderen Grund?

All das lastete schwer auf Ephs Schultern. Wenn es um seinen Sohn ging, war er verwundbar. Aber es war eine Schwäche, aus der er zugleich seine Kraft schöpfte: Es war unmöglich für ihn, seinen Sohn loszulassen.

Wo war Zack in diesem Moment? War er eingesperrt? Wurde er gefoltert? Gedanken wie scharfe Klauen, die sich in Ephs Bewusstsein geschlagen hatten ... Und so war es das Schlimmste für ihn, *nicht* zu wissen. Während die anderen – Vasilij, Nora, Gus – sich mit aller Kraft dem Widerstand gegen die Vampire widmen konnten, musste er immer daran denken, dass sein Sohn eine Geisel in diesem Krieg war.

Wenn er in Zacks Zimmer war, fühlte er sich etwas weniger allein. Heute jedoch hatte dieser Ort den geradezu gegenteiligen Effekt – Eph hatte sich noch nie so allein gefühlt wie in diesem Augenblick.

Wieder musste er an Kellys Exfreund Matt denken – den er in diesem Haus getötet hatte –, daran, wie er sich über Matts Einfluss auf seinen Sohn

aufgeregt hatte. Wie lächerlich! Jetzt stand Zack unter dem Einfluss einer ganz anderen Kreatur, eines wirklichen Monsters ...

Eph spürte, wie ihn die Traurigkeit übermannte. Er schlug das Notizbuch auf und notierte diese eine Frage, die Frage, die er in all der Zeit immer wieder notiert hatte:

»Wo ist Zack?«

Dann ging er, wie er es oft tat, die Einträge der letzten paar Tage durch. Und blieb an einigen Worten hängen, die offenbar mit Nora in Verbindung standen.

»Gerichtsmedizin« ... »Treffen« ... »Bei Sonnenlicht«

Eph kniff die Augen zusammen, versuchte sich zu erinnern.

Verdammt!

Ja, das war es: Er hatte sich mit Nora und ihrer Mutter am früheren Hauptsitz der New Yorker Gerichtsmedizin verabredet. In Manhattan. Heute!

Die Silberklingen klirrten, als er nach der Baseballtasche griff und sie sich über die Schulter warf; die Schwertgriffe ragten hinter ihm auf wie lederbezogene Antennen. Dann sah er sich noch einmal im Zimmer um – und aus irgendeinem Grund fiel ihm neben dem CD-Spieler auf der Kommode eine alte Transformers-Figur auf. Ihr Name war Sideswipe, wenn Eph sich recht erinnerte; er hatte sie Zack vor einigen Jahren zum Geburtstag geschenkt. Einer von Sideswipes Armen wies bereits deutliche Abnutzungerscheinungen auf. Eph nahm die Figur in die Hand und drückte daran herum – und dachte daran, wie Zack früher mit scheinbar nie endender Begeisterung Sideswipe von einem Auto zu einem Roboter und wieder zu einem Auto verwandelt hatte, ganz so, als wäre es ein Rubik's Cube.

»Alles Gute zum Geburtstag, Z«, flüsterte er, steckte die Spielzeugfigur zu den Schwertern in die Tasche und verließ das Zimmer seines Sohnes.

Woodside

Die frühere Kelly Goodweather erreichte ihr früheres Haus in der Kelton Street nur wenige Minuten, nachdem Eph es verlassen hatte. Sie war ihm – diesem Menschen, den sie einmal geliebt hatte – auf der Spur, seit sie vor etwa fünfzehn Stunden das Pulsieren seines Blutes vernommen hatte. Doch dann war mittags der Himmel aufgerissen, und für jene zwei, drei Stunden fahlen, aber für Vampire tödlichen Sonnenlichts hatte sie sich in einem Keller verstecken müssen. Dort hatte sie entscheidende Minuten verloren.

Zwei schwarzäugige Späher begleiteten Kelly – zwei jener Kinder, die damals während der Sonnenfinsternis, die den Beginn der Vampirseuche in New York begleitet hatte, erblindet und darauf vom Meister persönlich verwandelt worden waren. Trotz des fehlenden Augenlichts nahmen sie alles um sich herum wahr, schärfer und deutlicher als andere Vampire. Wie hungrige Spinnen liefen sie auf allen Vieren neben Kelly her.

Normalerweise hätte Kellys vampirischer Instinkt, der sie zu einst geliebten Menschen trieb, ausgereicht, um Ephs Aufenthaltsort zu bestimmen. Doch der Alkohol und all die anderen Aufputsch- und Beruhigungsmittel, die er regelmäßig konsumierte, beeinflussten sein Nervensystem und die Gehirntätigkeit so sehr, dass sein »Signal« stark abgeschwächt wurde – so wie eine Radioübertragung durch atmosphärische Störungen.

Der Meister aber hatte ein spezielles Interesse an Ephraim Goodweather; vor allem wollte er wissen, wie und wohin sich Eph innerhalb der Stadt bewegte. Deshalb hatte er Kelly die beiden Späher mitgegeben – früher Bruder und Schwester, waren sie jetzt nicht mehr auseinander zu halten, nachdem ihr Haar ausgefallen war und sie ihre Genitalien und anderen menschlichen Geschlechtsmerkmale verloren hatten. Die beiden liefen ihr voraus auf das Haus zu und warteten aufgeregt am Gartenzaun, bis sie sie endlich einholte.

Kelly öffnete das Gartentor und schlich vorsichtig einmal um das Haus herum. Ihre Vampirsinne registrierten keine Anzeichen für eine Falle. Schließlich ging sie zu einem der kleinen Fenster im Erdgeschoss, schlug mit

dem Handballen ein Loch in das Glas, griff hindurch und zog den Fenstergriff nach unten.

Blitzschnell sprangen die Späher an ihr vorbei in das Haus. Kelly schob zunächst ein nacktes, dreckiges Bein durch das Fenster und verkrümmte sich dann mühelos so weit, dass ihr Körper durch die schmale Öffnung passte. Im Wohnzimmer stiegen die Späher wie Polizeihunde über das Sofa und suchten nach einer Spur, während Kelly für einen Moment still verharrte und in die Wohnung hinein horchte.

Sie waren allein.

Sie waren zu spät gekommen.

Aber Eph war hier gewesen. Und das war noch nicht allzu lange her.

Jetzt liefen die Späher zu einem der Fenster, die nach Norden gingen, und berührten das Glas, als könnten sie dadurch vergangene Ereignisse wieder aufleben lassen. Dann wandten sie sich unvermittelt ab und rannten die Treppe hoch. Kelly folgte ihnen und fand sie schließlich in Zacks Zimmer, wo sie hektisch hin und her sprangen, all ihre Sinne auf die Spuren gerichtet, die Eph hier hinterlassen hatte – wie Tiere, die von einem überwältigenden, ihnen jedoch unverständlichen Impuls geleitet wurden.

Kelly sah sich um. Die Hitze, die ihr vampirischer Stoffwechsel erzeugte, ließ die Temperatur im Raum um einige Grad ansteigen. Im Gegensatz zu Eph überkamen sie hier – in ihrem früheren Haus, im ehemaligen Zimmer ihres Sohnes – keinerlei nostalgische Empfindungen. Keine Wehmut. Kein Gefühl des Bedauerns. Ja, sie hatte überhaupt keine emotionale Verbindung mehr zu diesem Ort, so wie sie auch keine emotionale Verbindung mehr zu ihrer menschlichen Vergangenheit hatte. Der Schmetterling blickt nicht auf sein Leben als Raupe zurück – er fliegt einfach davon.

Ihre Gefühle waren nun anderer Art, und das stärkste dieser neuen Gefühle empfand sie jetzt – als plötzlich ein Summen in ihrem Körper erklang. Etwas war in ihrem Kopf, war überall in ihr. Eine Präsenz. Der Meister.

Der Meister sah mit ihren Augen. Fühlte mit ihren Sinnen. Erkannte, dass Ephraim Goodweather vor Kurzem hier gewesen war ...

Und dann, so plötzlich, wie es gekommen war, verstummte das Summen wieder. Kelly spürte keine Vorwürfe von Seiten des Meisters dafür, dass sie Eph so knapp verpasst hatte. Nein, sie spürte, dass sie dem Herrn der

Vampire nach wie vor von großem Nutzen war – wegen ihrer Verbindung zu Eph.

Und wegen ihrer Verbindung zu Zack.

Noch immer sehnte sich Kelly Goodweather danach, ihren Sohn in einen Vampir zu verwandeln. Dieses Verlangen erzeugte eine Leere in ihr. Sie brauchte ihren Sohn, um Vollkommenheit zu erlangen; alles andere widersprach ihrer vampirischen Natur. Aber sie ertrug den nagenden Schmerz in ihrem Inneren – weil der Meister es so wollte. Es war sein Wille, dass Zack ein Mensch blieb. Dass ihr Sohn unvollendet blieb. Der Meister hatte ihr keinen Grund dafür genannt – es stand ihr offenbar noch nicht zu, diesen Grund zu kennen.

Alles, was ihr zustand, war, Zack an der Seite des Meisters zu sehen.

Während Kelly die Treppe wieder hinunterging, strichen die Späher um ihre Beine. Sie durchquerte das Wohnzimmer und sprang durch die Fensteröffnung nach draußen. Es hatte inzwischen zu regnen begonnen; dicke, schwarze Tropfen prasselten auf Kellys erhitzte Haut und verdampften zu winzigen Wölkchen. Sie stand in der Mitte der Straße. Lauschte. Spürte Ephs pulsierendes Blut ... Nun, da sich der Alkohol langsam daraus verflüchtigte, war es wieder deutlicher.

Einen Schweif aus Dampf hinter sich lassend, lief Kelly die Straße hinunter, die beiden Späher ihr immer einen Schritt voraus. Doch dann, während sie sich einer U-Bahn-Station näherten, wurde das Signal wieder schwächer. Die Distanz zwischen ihnen und Eph nahm schlagartig zu. Er war in einem Zug.

Er war auf dem Weg zurück nach Manhattan.

Die Farrell

Das Pferd galoppierte los und ließ eine Wolke aus schwarzem Rauch und orangenen Flammen hinter sich.

Das Pferd brannte.

In Feuer gehüllt stürmte das Tier vorwärts, aber es rannte nicht aus Schmerz, sondern aus purem Verlangen. Ohne Reiter, ohne Sattel schoss es wie ein brennender Pfeil durch die Nacht, lief über das flache, karge Land, galoppierte auf das Dorf zu. Auf Vasilij Fet zu.

Er war von diesem Anblick wie gelähmt. Er wusste, dass das Pferd auf ihn zukam. Ja, er erwartete es geradezu.

Und dann, kurz bevor es ihn erreichte, senkte das Pferd plötzlich den Kopf und sprach – so natürlich, wie Pferde in einem Traum eben zu sprechen vermochten. »*Ich lebe*«, sagte es.

Und Vasilij schrie.

Und schlug die Augen auf.

Er lag in der Schlafkoje eines hin- und herschwankenden Schiffes. Alle Gegenstände in der Kojen waren mit Netzen gesichert. Die anderen Betten waren hochgeklappt; Vasilij war der einzige, der sich aufs Ohr gelegt hatte.

Dieser Traum – es war immer derselbe Traum – suchte ihn seit seiner Jugend regelmäßig heim. Das brennende Pferd, das in der Dunkelheit auf ihn zulief ... Das ihn aufweckte, kurz bevor es ihn erreichte ... Die tiefe, blanke Angst, die er nach dem Aufwachen empfand ... Die Angst eines kleinen Kindes ...

Er griff nach der Stofftasche unter dem Bett. Sie war feucht – alles auf dem Schiff war feucht –, aber der Knoten, mit dem er sie festgezurrte hatte, hielt. Die Sachen in der Tasche waren sicher verwahrt.

Sie kamen von Island zurück und hielten auf die amerikanische Ostküste zu.

Der Name des Schiffes war *Farrell*, ein stattliches Fischerboot, das man schon früher dazu benutzt hatte, Marihuana zu schmuggeln. Und das war – da den Vampiren der Zugang zum Meer verwehrt war – immer noch ein

recht einträgliches Geschäft. Vasiliy hatte das Boot im Tausch gegen ein Dutzend kleinerer Waffen und so viel Munition gechartert, dass die Besatzung auf Jahre hinaus ihre Schmuggelgeschäfte fortsetzen konnte. Unter der Herrschaft der Vampire waren Drogen streng verboten, und so beschränkte sich der Handel damit auf selbstgepflanztes Marihuana und selbstgekoktes Meth. Außerdem transportierte das Schiff hin und wieder selbstgebrannten Schnaps oder, wie jetzt gerade, kistenweise besten isländischen und russischen Wodka.

Vasiliy Fet, in seinem früheren Leben Kammerjäger beim Amt für Schädlingsbekämpfung der Stadt New York, hatte die Reise nach Island aus zwei Gründen unternommen. Zum einen wollte er die Universität in Reykjavik besuchen. In den Monaten nach den Nuklearexplosionen, während sie im Tunnel unter dem Hudson darauf gewartet hatten, dass die Luft an der Oberfläche wieder atembar sein würde, hatte Vasiliy immer wieder das Buch durchgeblättert – jenes Buch, für das Professor Abraham Setrakian sein Leben gegeben hatte. Das Buch, das der alte Mann vor seinem Tod ihm, Vasiliy Fet, anvertraut hatte. Das *Occido Lumen*. »Das gefallene Licht«, wie Setrakian es genannt hatte.

489 Seiten handbeschriebenes Pergament, dazu zwanzig Illustrationen, in Leder gebunden und zum Schutz gegen Vampire mit hauchdünnen Silberplatten versehen. Das *Occido Lumen* basierte auf einer Sammlung von Tontafeln aus mesopotamischen Zeiten, die von den Anfängen der Vampireseuche berichteten und im Jahre 1508 in einer Höhle im Zagrosgebirge entdeckt worden waren. Die äußerst zerbrechlichen Tafeln mit der sumerischen Schrift fielen ein Jahrhundert später in die Hände eines französischen Rabbis, der sie – lange bevor Übersetzungen aus dem Sumerischen üblich wurden – in mühevoller Kleinarbeit entzifferte. Als er mit der Übertragung fertig war, machte der Rabbi sein illustriertes Manuskript König Louis XIV. zum Geschenk – und wurde dafür in den Kerker geworfen.

Auf Befehl des Königs wurden die Tontafeln vernichtet, und das Buch des Rabbis, das *Occido Lumen*, verschwand. Aber nicht für immer: 1671 entdeckte es die Mätresse des Königs, die dem Okkulten zugeneigt war, im Gewölbe des Palastes, und von nun an galt es als »verflucht«. Wann immer es auftauchte, etwa in den Jahren 1823 und 1911, war sein Erscheinen mit

dem Ausbruch einer rätselhaften Epidemie verbunden. Und dann – nach der Ankunft des Meisters in New York und dem Beginn der Vampirseuche – stand es bei Sotheby's in Manhattan zur Auktion. Und Abraham Setrakian konnte es mit Unterstützung der Alten – jener anderen Ur-Vampire, gegen die sich der Meister erhoben hatte – ersteigern.

Vor langer Zeit hatte der Professor seine geliebte Frau an die Vampire verloren und sich daraufhin geschworen, die *strigoi* zu jagen und zu vernichten – und im *Occido Lumen* sah er den Schlüssel für das Verständnis jener furchtbaren Seuche, die die Menschheit befallen hatte. Nach außen betrieb er eine Pfandleihe in Spanish Harlem; aber in seinem Keller hatte er neben einer Menge Waffen, die im Kampf gegen die Vampire von Nutzen waren, unzählige Bücher angehäuft, in denen die *strigoi* erwähnt wurden. Sein Wunsch, den Geheimnissen des *Occido Lumen* auf die Spur zu kommen, war so stark gewesen, dass er schließlich sein Leben dafür geopfert hatte, dass Vasilij das Buch nun in Händen hielt.

So viele Geheimnisse ... Irgendjemand musste das *Occido Lumen* zur Auktion gestellt haben, musste es in seinem Besitz gehabt haben. Aber wer? Vielleicht wusste dieser Jemand ja mehr über den Inhalt, über die magische Kraft des Buches. Als sie schließlich den Tunnel unter dem Hudson hatten verlassen können, war Vasilij den Text mit einem Lateinwörterbuch durchgegangen und hatte versucht, die Worte so gut es ging zu verstehen. Außerdem hatte er dem Sotheby's-Gebäude an der Upper East Side einen weiteren Besuch abgestattet – und herausgefunden, dass die Erlöse aus der Versteigerung des *Occido Lumen* an die Universität Reykjavik gegangen waren. Nora und er hatten Nutzen und Risiken einer Reise nach Island sorgfältig abgewogen, aber beiden war klar, dass es die einzige Möglichkeit war, herauszufinden, wer das mysteriöse Buch versteigern hatte lassen.

In Island angekommen, musste Vasilij allerdings feststellen, dass die Vampire die Universität verwüstet hatten. Er hatte gehofft, die Isländer hätten so schnell und konsequent auf die Vampirseuche reagiert wie die Briten, die den Kanaltunnel gesprengt und großflächig Jagd auf die Kreaturen gemacht hatten; mit dem Ergebnis, dass Großbritannien – auch wenn es vom Rest der Welt völlig isoliert war – heute nahezu vampirfrei war.

Vasilij wartete, bis das spärliche Sonnenlicht endlich durch die Wolken brach, dann wagte er sich in das Universitätsgebäude. In den Büros

herrschte ein heilloses Durcheinander, aber er fand schließlich heraus, dass es die Universitätsverwaltung gewesen war, die das *Occido Lumen* zur Auktion freigegeben hatte, kein bestimmter Professor oder Förderer der Universität, wie er es sich erhofft hatte. War die lange Reise in dieser Hinsicht also völlig umsonst gewesen? Nicht ganz: In der ägyptologischen Fakultät stieß er auf ein ledergebundenes Buch, 1920 in Frankreich erschienen, auf dessen Einband *Sadum et Amurah* geschrieben stand. Sadum, Amurah – es waren genau diese beiden Worte, die Abraham Setrakian Vasilij aufgetragen hatte, nie zu vergessen ... Obwohl er kein Französisch konnte, nahm er das Buch mit.

Aber es gab noch einen zweiten Grund für seine Reise nach Island – und hier hatte er weitaus mehr Erfolg. Schon bald nachdem er die Geschäftsbeziehung mit den Drogenschmugglern eingegangen war – als ihm klargeworden war, wie weit die Kontakte dieser Leute reichten –, hatte Vasilij von ihnen verlangt, ihm einen Nuklearsprengkopf zu verschaffen. Das klang verwegener, als es tatsächlich war: So waren etwa in den Staaten der ehemaligen Sowjetunion, wo die *strigoi* inzwischen die totale Kontrolle ausübten, etliche sogenannte »Kofferbomben« von Ex-KGB-Offizieren aus den Beständen entwendet worden und nun in mehr oder weniger gutem Zustand auf den Schwarzmärkten Osteuropas erhältlich. Der Meister wollte den Planeten mit aller Macht von diesen Waffen säubern, damit sie nicht dazu verwendet werden konnten, seine Herkunftsstätte zu vernichten – so wie er es mit den Herkunftsstätten der sechs anderen Alten gemacht hatte –, und das bewies Vasilij und seinen Gefährten, dass der König der Vampire verwundbar war. Und irgendwo auf den Seiten des *Occido Lumen*, davon war Professor Setrakian überzeugt gewesen, war der Ort dieser Herkunftsstätte, der Ort, an dem der Meister einst zum ersten Mal als Vampir auf Erden erschienen war, verzeichnet ...

Vasilij bot eine stattliche Menge an Silber für eine solche Bombe, und die Schmuggler hörten sich bei ihren Seemannskameraden um. Geraume Zeit später kontaktierten sie ihn und sagten, sie hätten eine Überraschung für ihn. Vasilij war skeptisch, aber wenn man verzweifelt ist, hält man sich an jedem Strohalm fest, und sei er noch so dünn. Und so trafen sie sich nach seinem Besuch in der Universität auf einer kleinen Vulkaninsel südlich von Island mit einer Handvoll Ukrainer, die mit einer abgetakelten Jacht

gekommen waren, an deren Heck sechs Außenbordmotoren hingen. Ihr Kapitän war höchstens Mitte zwanzig und konnte nur noch eine seiner Hände benutzen; sein linker Arm war klauenartig verkrümmt.

Die Bombe sah allerdings überhaupt nicht wie ein Koffer aus. Eher wie ein kleines Fass oder eine Mülltonne. Sie war mit einer schwarzen Plane umwickelt, die mit grünen Bändern festgezurret war, und etwa einen Meter hoch und einen halben Meter breit. Vasilij versuchte sie zu heben – sie wog bestimmt an die fünfzig Kilo.

»Und die funktioniert wirklich?«, fragte er.

Der Kapitän fuhr sich mit seiner intakten Hand durch den kupferfarbenen Bart und erwiderte mit starkem russischen Akzent: »Hat man mir gesagt. Nur eine Möglichkeit, das rauszufinden ... Ein Teil fehlt aber.«

»Es fehlt etwas? Lass mich raten. Das Plutonium?«

»Nein, Brennstoff genug. Sprengkraft eine Kilotonne. Zündvorrichtung fehlt.« Der Kapitän deutete auf ein Bündel Drähte, das aus der Plane herausragte, und zuckte mit den Schultern. »Sonst alles gut.«

Vasilij legte die Hand auf die Bombe. Eine nukleare Sprengkraft von einer Kilotonne entsprach tausend Tonnen TNT. Entsprach einer Schockwelle von einem Kilometer, die selbst die stärkste Stahlkonstruktion zerreißen konnte. »Ich wüsste wirklich gerne, wo ihr die herhabt.«

»Und ich, was Sie damit vorhaben.« Der Kapitän verzog den Mund zu einem verschmitzten Grinsen. »Besser, wenn jeder Geheimnis für sich behält.«

Vasilij musste ebenfalls grinsen. »Gute Idee.«

Gemeinsam mit einem der ukrainischen Seeleute verstaute Vasilij die Bombe auf der *Farrell*. Dann öffnete er das kleine Depot im stählernen Schiffsboden, wo er das Silber aufbewahrte. Die *strigoi* waren so verzweifelt hinter Silber her wie hinter Nuklearsprengköpfen, und so war der Wert des vampirtötenden Metalls in den letzten Jahren geradezu exponentiell angestiegen.

Als das Geschäft schließlich abgeschlossen war – inklusive des Tauschs einiger Flaschen Wodka gegen Tabak –, stießen die beiden Schiffscrews darauf an.

»Sie Ukrainer?«, fragte der Kapitän Vasilij, nachdem er einen ordentlichen Schluck Schnaps genommen hatte.

Vasiliy nickte. »Sieht man das?«

»Ja. Sie sehen aus wie Leute aus meinem Dorf. Bevor es verschwand.«

»Verschwand?«

Der junge Kapitän hob seinen verkümmerten Arm. »Tschernobyl.«

Vasiliy runzelte die Stirn und blickte auf die Bombe, die sie an einer Seitenwand festgezurret hatten. Kein Blinken, kein *Tick-tick-tick*. Ein schlafendes Biest, das darauf wartete, dass man es weckte. Oder vielleicht doch nur ein Haufen Schrott? Nein, Vasiliy vertraute darauf, dass die Ukrainer zuverlässige Lieferanten hatten; außerdem wollten die Schmuggler weiterhin Geschäfte mit ihm machen. Er war ziemlich aufgekratzt, ja, seit langer Zeit spürte er zum ersten Mal wieder so etwas wie Zuversicht. Er besaß nun eine geladene Waffe – und benötigte nur noch den Abzug dafür. Den Zünder.

Während seines Aufenthalts auf Island hatte er eine interessante Beobachtung gemacht: Eine Gruppe Vampire war in einem geologisch äußerst aktiven Gebiet in der Nähe von Reykjavik – »Black Pool« genannt – mit Ausgrabungen beschäftigt gewesen. Vasiliy zog daraus den Schluss, dass der Meister den genauen Ort seiner Herkunftsstätte selbst nicht kannte und seine Schergen aussandte, um danach zu suchen.

Dieser Ort aber war auf den Seiten des *Occido Lumen* zu finden – Vasiliy musste es nur noch entschlüsseln. Doch das war leichter gesagt als getan. Wäre das *Occido Lumen* eine simple Anweisung für die Vernichtung von Vampiren gewesen, hätte der ehemalige Kammerjäger Vasiliy Fet damit keinerlei Probleme gehabt; stattdessen aber wimmelte es in dem Buch von unverständlichen Allegorien, verwirrenden Erklärungen und rätselhaften Abbildungen. Es beschrieb, soviel hatte er verstanden, eine Geschichte der Menschheit, die nicht von Evolution und Zufall bestimmt war, sondern von der lenkenden Hand der Alten. Aber die Worte waren mehr als nur doppeldeutig; Vasiliy und die anderen hatten einfach nicht das nötige Hintergrundwissen, um sie wirklich verstehen zu können. Ohne Professor Setrakians Kenntnisse, die sich dieser über viele Jahrzehnte angeeignet hatte, war das *Occido Lumen* in etwa so nützlich wie ein nuklearer Sprengsatz ohne Zündvorrichtung.

Trotzdem: Sie machten Fortschritte. Vasiliy hatte seinen Optimismus nicht verloren ... Jetzt hielt er sich an der Reling fest und sah auf das

aufgewühlte Meer. Heute Nacht würde Nebel aufziehen, aber es würde nicht regnen. Zumindest hoffte er das. Die dramatischen Veränderungen in der Atmosphäre hatten die Seefahrt zu einer gefährlichen Angelegenheit gemacht; es war praktisch unmöglich, eine verlässliche Wettervorhersage zu erstellen. Und es gab noch andere Gefahren: In diesem Moment fuhr die *Farrell* durch einen riesigen Schwarm Quallen, eine Spezies, die sich explosionsartig im Meer ausgebreitet hatte und wie eine Puddinghaut weite Abschnitte des Ozeans bedeckte. Was ging in den lichtlosen Tiefen darunter vor sich? Welche Kreaturen wuchsen dort heran?

Etwa zehn Meilen von der Küste entfernt passierten sie New Bedford, Massachusetts – und Vasilij musste an Setrakians Aufzeichnungen denken, die ihm der alte Professor zusammen mit dem *Occido Lumen* hinterlassen hatte. Setrakian hatte sich Berichte über die Winthrop-Flotte notiert, die 1630, zehn Jahre nach der *Mayflower*, über den Atlantik in die Neue Welt gefahren war. Eines der Schiffe dieser Flotte, die *Hopewell*, hatte drei Kisten aus kunstvoll verziertem Holz transportiert, über deren Inhalt niemand etwas wusste. Dann, nachdem sie bei Salem, Massachusetts, an Land gegangen und sich, wegen des leichten Zugangs zu Frischwasser, in Boston niedergelassen hatten, brach unter den Pilgern das Grauen aus. Zweihundert von ihnen verloren im Laufe eines Jahres ihr Leben. Offiziell wurde ihr Tod einer geheimnisvollen Seuche zugeschrieben, aber Vasilij wusste natürlich, woran sie wirklich gestorben waren: Sie waren den Alten zum Opfer gefallen, die die Pilger, ohne es zu ahnen, in die Neue Welt gebracht hatten.

Setrakians Tod hatte in Vasilij eine große Leere hinterlassen. Er vermisste die Ratschläge des Professors; er vermisste die Gespräche, die sie miteinander geführt hatten; vor allem aber vermisste er dessen scharfen Verstand. Setrakians Tod war nicht nur ein schwerer Schlag für Vasilij Fet, sondern für die gesamte Menschheit. Der alte Mann hatte sich geopfert, um das *Occido Lumen* für die Menschen zu bewahren – aber er hatte ihnen keine Anleitung hinterlassen, wie sie es entziffern konnten. Und so verbrachte Vasilij Tage um Tage damit, den geheimnisvollen Text ebenso zu studieren, wie er Setrakians Notizbücher studierte, ein wirres Konvolut aus wissenschaftlichen Theorien, alltäglichen Beobachtungen, Einkaufslisten und Finanzangelegenheiten.

Und nun hatte er einen weiteren Text, von dem er kein Wort verstand – das französische Buch, das er in Reykjavik entdeckt hatte. Er zog es aus der Jackentasche und schlug es auf. Auch dieses Buch enthielt einige ganzseitige Illustrationen. Auf einer davon sah man einen alten Mann, der mit seiner Frau aus einer brennenden Stadt flieht und gewahrt wird, dass die Frau zu einer Salzsäule erstarrt ist. Das zumindest sagte Vasilij etwas: das Alte Testament, Lot und seine Ehefrau, die sich verbotenerweise umdreht ... Eine andere Abbildung zeigte den alten Mann, wie er sich schützend vor zwei übernatürlich schöne Flügelwesen stellt, zwei von Gott gesandte Erzengel ... Vasilij klappte das Buch zu und sah sich einmal mehr den Einband an. *Sadum et Amurah*.

»Sodom und Gomorra«, flüsterte er. »Sadum und Amurah sind Sodom und Gomorra ...« Und plötzlich erinnerte er sich an eine praktisch identische Abbildung im *Occido Lumen* – nicht in der Art und Weise, wie sie gemalt war, aber was ihren Inhalt anging: Lot, der die Erzengel vor jenen zu beschützen versucht, die sie vernichten wollen.

Es war wie bei einem Puzzle: Die einzelnen Teile lagen alle vor ihm, aber Vasilij wusste nicht, wie er sie zu einem stimmigen Ganzen zusammenfügen sollte. Ja, selbst seine Hände – rau und groß wie Baseballhandschuhe, die Hände eines Kammerjägers – schienen völlig ungeeignet für den Umgang mit dem *Occido Lumen*. Warum hatte der alte Professor das Buch gerade ihm anvertraut und nicht Eph? Ohne Zweifel war Ephraim Goodweather der Klügere und Belesenere von ihnen beiden. Und vermutlich konnte er auch Französisch ... Aber Setrakian hatte ihn, Vasilij, so gut gekannt, dass er wusste, Vasilij würde eher sterben, als das Buch dem Meister zu überlassen. Und er hatte Vasilij geliebt, so wie ein Vater seinen Sohn liebt. Er hatte ihn nie spüren lassen, er sei zu langsam oder zu ungebildet, ganz im Gegenteil – er hatte jedes Detail mit großer Sorgfalt und Geduld erläutert und so Vasilij das Gefühl gegeben, dazu zu gehören, Teil von etwas zu sein. Das war sein größtes Geschenk gewesen.

Die Wunde in Vasilij's Innerem, die der Tod des Professors geschlagen hatte, wurde jedoch auf völlig unerwartete Weise gelindert. Seit Ephs Verhalten immer erratischer und zwanghafter geworden war – das hatte schon in den Monaten im Tunnel begonnen und war nach ihrer Rückkehr an die Oberfläche nur noch stärker geworden –, hatte sich Nora Martinez an

Vasiliy gewandt, wenn sie einen Rat brauchte oder einfach nur die Nähe zu einem anderen Menschen suchte. Und im Laufe der Zeit hatte Vasiliy gelernt, auf ihre Annäherungen zu reagieren. Er bewunderte Noras Kraft angesichts der verzweifelten Lage, in der sie sich befanden. Viele andere waren unter dieser Last zusammengebrochen, waren wahnsinnig geworden oder hatten, wie Eph, einen Persönlichkeitswandel durchgemacht – aber nicht Nora. Und offenbar sah sie ihrerseits auch etwas in Vasiliy – vielleicht das, was auch der Professor in ihm gesehen hatte: eine innere Würde und Größe, derjenigen eines Lasttiers nicht unähnlich. Vasiliy hatte nie darüber nachgedacht, aber wenn diese Qualitäten – Standhaftigkeit, Willensstärke, womöglich auch eine gewisse Skrupellosigkeit – ihn in Noras Augen attraktiver machten, dann sollte ihm das nur recht sein.

Um Eph nicht zu verletzen, hatte er sich zunächst dagegen gesträubt, mit Nora irgendeine Art von Verhältnis einzugehen, und seine Gefühle unterdrückt. Aber es war inzwischen unübersehbar, dass sie sich zu ihm hingezogen fühlte. Am Vorabend seiner Abreise nach Island saß er beim Essen neben ihr, und sein Bein berührte ihr Bein. Nichts Ungewöhnliches unter Freunden – aber ungewöhnlich für Vasiliy, einem großen, korpulenten Mann, der sich des Raumes, den er einnahm, nur allzu bewusst war und deshalb instinktiv Distanz zu seinen Mitmenschen hielt. Aber jetzt lehnte sein Knie an Noras Knie, und sein Herz schlug schneller, als ihm bewusst wurde, dass sie sich nicht gegen die Berührung sperrte, sondern dass sie im Gegenteil ihr Knie an seines drückte ...

Später bat sie ihn, auf der Reise auf sich Acht zu geben, und als sie das sagte, sah er ein feuchtes Schimmern in ihren Augen.

Nie zuvor hatte jemand wegen Vasiliy Fet Tränen in den Augen gehabt.

Manhattan

Eph nahm die Linie 7 stadteinwärts. Die Hände an den Fensterrahmen geklammert, die Füße auf der schmalen Stahltreppe, hing er am hinteren Ende des letzten Waggons und schaukelte im Rhythmus des fahrenden Zuges hin und her. Er hatte sich die Kapuze weit über den Kopf gezogen; Wind und Regen peitschten seine schwarzgraue Jacke.

Es war noch nicht allzu lange her, da hatten sich die Vampire an die Außenseite der U-Bahn-Waggons klammern müssen, um sich unentdeckt durch Manhattan bewegen zu können. Jetzt beobachtete Eph durch das Fenster, an dem er hing, die ausdruckslosen Gesichter der menschlichen Passagiere, ihre ins Nichts starrenden Blicke. Es schien wie eine ganz normale Alltagsszene, aber er wagte es nicht, länger hinzusehen – wenn *strigoi* im Zug waren, könnten sie ihm mit ihrer Fähigkeit, im Dunkeln zu sehen, auf die Schliche kommen und ihm an der nächsten Station einen ungemütlichen Empfang bereiten. Eph war offiziell immer noch auf der Flucht; sein Foto hing in allen Polizeistationen und Postämtern der Stadt, und im Fernsehen wurde der Bericht über sein gelungenes Attentat auf den Milliarden-Palmer Eldritch – eine ziemlich gut gemachte Fälschung –, Woche für Woche wiederholt, so dass sein Name und Gesicht dem aufmerksamen Bürger im Bewusstsein blieb.

Um sich effizient mit den Zügen durch die Stadt zu bewegen, bedurfte es einiger besonderer Fähigkeiten, die sich Eph im Laufe der Zeit angeeignet hatte. Die Tunnel waren feucht und stanken nach verbranntem Ozon und altem Öl, so dass seine zerrissene, verdreckte Kleidung in dieser Umgebung eine perfekte Tarnung war. Sich an einer anfahrenden U-Bahn festzuhalten, setzte außerdem präzises Timing voraus; doch dafür musste er sich nur ein paar Tricks aus seiner Kindheit in Erinnerung rufen. Damals in San Francisco hatte er sich an die berühmten Streetcars gehängt, um schneller zur Schule zu kommen. Und da hatte man auch genau den richtigen Moment erwischen müssen. Zu früh – und man wurde vom Schaffner entdeckt. Zu spät – und man kam ins Stolpern und knallte auf das Straßenpflaster.

Tatsächlich war Eph bei seinen U-Bahn-Fahrten schon einige Male ins Stolpern geraten und übel gestürzt – meistens wenn er zu viel getrunken hatte. Einmal, als der Zug in eine scharfe Kurve unter der Tremont Avenue fuhr, verloren seine Füße den Halt und er wurde einige Sekunden über das Gleisbett geschleift. Als er endlich losließ und gegen eine der Schienen prallte, brach er sich dabei zwei Rippen und kugelte sich die Schulter aus. Er konnte sich gerade noch vor der nächsten U-Bahn in eine schmale Wartungsnische zwängen. Dort, umgeben von verdreckten Zeitungen und durchdringendem Uringestank, drückte er die Schulter wieder in das Gelenk – aber es gab immer noch Nächte, in denen er vor Schmerzen aufwachte, wenn er sich im Schlaf unabsichtlich darauf gelegt hatte.

Inzwischen allerdings, nach einiger Übung, wusste er, wie er auf der kleinen Treppe stehen und sich am Fensterrahmen festhalten musste, um nicht hinunterzufallen. Und er kannte jeden Zugtyp, jedes Waggonmodell. Außerdem besaß er zwei kurze Haken, die er in Sekundenschnelle in das Blech der Außenhülle schlagen konnte; er hatte sie aus dem Silberbesteck gefertigt, das er vor langer Zeit einmal mit Kelly gekauft hatte – was den Nebeneffekt hatte, dass er damit im Notfall einen Nahkampf mit den *strigoi* ausfechten konnte.

Die Haken waren mit hölzernen Griffen versehen – Teile der Beine des Mahagonitisches, den ihnen Kellys Mutter damals zur Hochzeit geschenkt hatte. Wenn seine Schwiegermutter nur wüsste, was aus dem Tisch geworden war ... Aber sie hatte ihn ja ohnehin nie gemocht – »Er ist einfach nicht gut genug für meine Kelly!« – und inzwischen würde sie ihn wohl noch weniger ausstehen können.

Eph wandte sich um und blickte durch den schwarzen Regen auf die Häuserblocks links und rechts des Betonviadukts, das über dem Queens Boulevard verlief. Etliche davon sahen immer noch aus wie Ruinen – sie waren während des Aufstands ausgebrannt oder geplündert worden. Tatsächlich schien es, als wäre eine feindliche Armee durch die Stadt marschiert – und in gewisser Weise war es ja auch so.

Es gab aber auch Häuser, deren Fenster beleuchtet waren und die auch sonst ganz normal wirkten – die Häuser in jenen Zonen, die auf Geheiß des Meisters von der Stoneheart Foundation wiederaufgebaut worden waren. Künstliches Licht war ein entscheidender Faktor in einer Welt, die

zweiundzwanzig Stunden am Tag in Dunkelheit gehüllt war. Die von den Nuklearexplosionen ausgelösten elektromagnetischen Schockwellen hatten die meisten Stromkraftwerke zum Kollabieren gebracht und so die Welt in Dunkelheit gestürzt. Und schlagartig war den Menschen bewusst geworden, dass eine überlegene Spezies die Macht auf dem Planeten übernommen und Homo sapiens an der Spitze der Nahrungskette abgelöst hatte – eine Spezies, die sich von menschlichem Blut ernährte. Panik und Verzweiflung hatten sich auf allen Kontinenten ausgebreitet. Auch die hochgerüsteten Armeen der Menschen hatten den Invasoren nichts entgegenzusetzen; das Virus hatte auch vor den Soldaten nicht haltgemacht. Und in der Zeit der Konsolidierung nach »Night Zero«, während sich die Atmosphäre vom größten Gift reinigte, errichteten die Vampire ihre neue Weltordnung ...

Ein Quietschen riss Eph aus seinen Gedanken. Der Zug näherte sich Queensboro Plaza und bremste ab. Eph nahm die Füße von der Treppe und hängte sich mit den Haken so an die Außenwand, dass man ihn vom Bahnsteig aus nicht sehen konnte. Der unaufhörliche Regen war letztlich doch zu einer Sache gut: Er trübte die Sicht der rotäugigen Vampire.

Eph hörte, wie sich die Türen öffneten und Fahrgäste ein- und ausstiegen. Die automatische Ansage dröhnte aus den Lautsprechern. Dann schlossen sich die Türen, und der Zug setzte sich erneut in Bewegung. Mit schmerzenden Fingern hängte sich Eph wieder an das Fenster und sah, wie der Bahnsteig in der Ferne verschwand – so wie die Welt der Vergangenheit vor seinen Augen verschwand, schrumpfte, verblasste, vom vergifteten Regen und der Nacht verschluckt wurde.

Kurz darauf verließ die Linie 7 die Oberfläche, entkam dem prasselnden Regen und fuhr nach zwei weiteren Stationen in den Steinway Tunnel, der unter dem East River hindurchführte. Es waren solche Errungenschaften moderner Technik wie ein Tunnel unter einem reißenden Fluss, die entscheidend zur Niederlage der Menschheit beigetragen hatten; indem sie sich Eisenbahntunnels, Linienmaschinen und andere Möglichkeiten der Fortbewegung zunutze machten, umgingen die Vampire den Nachteil, dass

sie von Natur aus nicht in der Lage waren, durch eigene Kraft fließendes Wasser zu überqueren.

Der Zug wurde langsamer, als er sich der Grand Central Station näherte. *Endlich!* Eph, der sich beharrlich an den selbstgebastelten Haken festhielt und gegen die Erschöpfung ankämpfte, justierte seinen Griff neu. Er wusste, dass er seinen Körper nicht gut behandelte: Er war so dünn wie in seinem ersten Jahr an der Highschool und hatte sich an das ständig nagende Gefühl in seinem Bauch gewöhnt; obwohl ihm nur allzu bewusst war, dass ein andauernder Mangel an Proteinen und Vitaminen nicht nur Knochen und Muskeln schädigte, sondern auch das Gehirn.

Kurz bevor der Zug zum Stillstand kam, löste Eph seinen Griff, sprang auf das Schotterbett zwischen den Gleisen und rollte sich – fast schon wie ein professioneller Stuntman – ab. Dann stand er auf, streckte seine arthritisartig verkrampften Finger und verstaute die beiden Haken in der Baseballtasche. Er sah, wie die Lichter des Zuges langsam im Tunnel verschwanden, und hörte, wie der Stahl der Räder gegen den Stahl der Gleise gedrückt wurde – ein metallisches Kreischen, an das er sich wohl nie gewöhnen würde.

Er wandte sich um und ging leicht hinkend in die entgegengesetzte Richtung – in den Tunnel hinein. Er kannte sich in diesem Abschnitt des New Yorker U-Bahn-Systems so gut aus, dass er hier kein Nachtsichtgerät benötigte, um zur nächsten Nebenstation zu finden. Auch die stromführende Schiene war, was das anging, kein Problem – sie war mit einer Holzverkleidung gesichert und bot sogar eine willkommene Hilfe, um auf den verlassensten Bahnsteig zu gelangen.

Ganz offensichtlich waren die Renovierungsarbeiten an der Station unterbrochen worden, kaum dass sie begonnen hatten: Da stand noch ein Gerüst; da lagen übereinandergelegte Rohre, in Plastikfolie verpackte Schläuche und überall Werkzeug auf dem Boden. Eph schlug die Kapuze zurück, holte das Nachtsichtgerät aus der Tasche, setzte es auf und klappte die Linse vor das rechte Auge. Das erbsengrüne Bild zeigte ihm, dass sich seit seinem letzten Besuch nichts Außergewöhnliches ereignet hatte. Beruhigt ging er auf eine unbeschriftete Tür zu.

Früher – vor dem Ausbruch der Vampirseuche – waren bis zu einer halben Million Menschen täglich über den marmornen Boden des Grand

Central Terminals über ihm gelaufen. Jetzt war es viel zu gefährlich, die katedralenartige Halle zu betreten – sie bot kaum Möglichkeiten, sich zu verstecken –, aber einmal war Eph auf die Galerie direkt unter dem Dach gestiegen und hatte von dort aus die steinernen Überreste einer versunkenen Zeit betrachtet: das MetLife Building und das Chrysler Building, dunkel und still vor dem nächtlichen Himmel. Ja, er war sogar auf die überdimensionale Klimaanlage geklettert und hatte einen Blick auf die 42nd Street und die Park Avenue riskiert, zwischen den riesigen Statuen der römischen Götter Minerva, Herkules und Merkur stehend, die über der berühmten Uhr aus Tiffany-Glas thronen. Von der Mitte des Daches aus hatte er schließlich mehr als dreißig Meter hinunter in die Bahnhofshalle geblickt. Näher war er ihr nicht gekommen.

Jetzt öffnete er vorsichtig die Tür und spähte mit dem Nachtsichtgerät in die Dunkelheit dahinter. Keine Vampirspuren zu sehen! Er ging eine Treppe zwei Stockwerke nach oben und betrat durch eine weitere unverschlossene Tür einen langen Korridor. Dicke Heizungsrohre verliefen hier am Boden, immer noch in Betrieb, ächzend vor Hitze. Schweißperlen bildeten sich auf Ephs Stirn, während er den Gang hinunter und durch die nächste Tür ging.

Ab hier war äußerste Vorsicht geboten – der schmale, von Betonwänden eingefasste Notausgang war der denkbar schlechteste Ort, um Vampiren über den Weg zu laufen. Eph zog ein kleines Silbermesser aus der Tasche und ging langsam über den mit schwarzen Wasserpfützen bedeckten Boden. Früher waren in diesem Teil des U-Bahn-Systems regelmäßig Wartungsarbeiter unterwegs gewesen und hatten Obdachlose oder sonstige Störenfriede hinausgeworfen. Dann hatten die *strigoi* die Kontrolle über dieses unterirdische Reich übernommen – hatten sich dort versteckt, sich genährt, sich vermehrt. Nun, nachdem der Meister die Atmosphäre des Planeten so verändert hatte, dass die Vampire die ultravioletten Strahlen der Sonne nicht mehr zu fürchten brauchten, hatten sie das Kellerlabyrinth verlassen und die Oberfläche für sich reklamiert.

An der letzten Tür ganz am Ende des Ganges war ein weiß-rotes Schild angebracht: NOTAUSGANG – ACHTUNG ALARM! Eph steckte das Messer und das Nachtsichtgerät zurück in die Tasche und drückte dann gegen die Verriegelung; er wusste, dass die Drähte, die zur Alarmanlage führten, schon vor langem durchtrennt worden waren.

Aus dem strömenden Regen schlug ihm ein nach Fäulnis riechender Wind ins Gesicht. Er zog sich die Kapuze über und ging die 45th Street hinunter. Noch immer waren die Straßen voller Autos, die in den Kämpfen zerstört oder aufgegeben worden waren, so dass sich die Versorgungsfahrzeuge der Vampire und der Stoneheart-Angestellten mühsam einen Weg bahnen mussten. Eph hielt den Kopf gesenkt und sah zu, wie seine Füße das Wasser in den Pfützen aufwirbelten. Trotzdem achtete er aufmerksam auf das, was rechts und links von ihm geschah. Er hatte es sich angewöhnt, sich nicht zu offensichtlich umzusehen, wenn er durch die Straßen New Yorks ging – es gab zu viele Fenster, zu viele Vampiraugen. Und wenn man verdächtig aussah, *war* man auch verdächtig.

Mit schnellen Schritten ging er hinüber zur First Avenue und dann auf das türkisgrüne Gebäude der New Yorker Gerichtsmedizin zu, das zwischen dem Bellevue Hospital und dem University Medical Center lag. Durch die halb offen stehende Krankenwagen-Zufahrt gelangte er ins Innere und betrat, vorbei an etlichen Bahren und Rollschränken, die zu Barrikaden umfunktioniert worden waren, schließlich den Obduktionssaal.

Dort blieb er für einen Moment regungslos stehen. Lauschte. Hierher, in diesen Raum mit den stählernen Autopsietischen und unzähligen Waschbecken, waren vor zwei Jahren die Passagiere des Regis Air Flug 753 gebracht worden. Hier hatte Eph die nadelartigen Einstiche am Hals der – auf den ersten Blick – toten Passagiere entdeckt, die Haut und Muskeln perforiert hatten und bis zur Halsschlagader reichten. Hier hatte ihm einer der Pathologen die rätselhafte Gewebevergrößerung im Rachenraum der Leichen gezeigt, die sich als frühes Stadium der Ausbildung des Vampirstachels erweisen sollte. Hier hatte er erstmals beobachtet, wie sich das normale rote Blut eines Menschen in das ölige Weiß des Vampirbluts verwandelte ... Und hier, vor diesem Gebäude, waren Nora und er jenem obskuren alten Pfandleiher begegnet: Abraham Setrakian, der Eph all sein Wissen über die Vampire weitergeben sollte – von der Kraft des Silbers und des ultravioletten Lichts über die Rolle der »Alten« in der Geschichte der menschlichen Zivilisation bis hin zum gefährlichsten aller Vampire, dem »Meister«, der sich von seinen Brüdern losgesagt hatte und mit dessen Ankunft in der Neuen Welt an Bord von Flug 753 das Ende begonnen hatte.

Seit der Machtübernahme der *strigoi* stand das Gebäude der New Yorker Gerichtsmedizin leer. Eine Stadt, die von Vampiren regiert wurde, benötigte keine Pathologie – der Tod war nicht mehr das unausweichliche Ende der menschlichen Existenz, und es bestand keine Notwendigkeit, all die Rituale wie Trauer, Leichenwaschung oder Beerdingung, die das Ableben eines Menschen mit sich gebracht hatten, noch einzuhalten. Eph hatte sich diesen Umstand zunutze gemacht und das Gebäude zu seiner inoffiziellen Kommandozentrale erklärt.

Nach einigen Minuten schüttelte er die Gedanken an die Vergangenheit ab, verließ den Obduktionssaal wieder und ging die Treppe hinauf, wobei er sich innerlich auf eine von Noras Standpauken vorbereitete. Dass seine Verzweiflung über Zacks Entführung ihre Widerstandsaktivitäten mehr und mehr beeinträchtigte ... Dr. Nora Martinez war Ephs Stellvertreterin beim Canary-Projekt der CDC gewesen, und in dem Chaos und Grauen, das die Vampirseuche mit sich gebracht hatte, hatten sie ihre tiefe Zuneigung füreinander entdeckt. Er hatte versucht, sie und Zack aus der Stadt zu schaffen, als von der Penn Station noch Züge abgefahren waren, doch dann war sein schlimmster Alptraum wahr geworden: Eine Horde *strigoi*, angeführt von Kelly Goodweather, brachte den Zug im Tunnel unter dem Hudson zum Entgleisen und richtete unter den Passagieren ein Massaker an. Und Nora konnte nicht verhindern, dass Zack Kelly in die Hände fiel.

Auch wenn Eph Nora in keiner Weise für Zacks Entführung verantwortlich machte, so hatte diese Tatsache dennoch einen Keil zwischen sie getrieben – ja, der Verlust seines Sohnes hatte einen Keil zwischen Eph und den Rest der Welt getrieben. Es fühlte sich an, als wäre sein früheres Selbst in tausend Splitter zerbrochen – und dieser kümmerliche Rest seiner Persönlichkeit war alles, was er Nora anzubieten hatte.

Nicht dass das ihre einzige Sorge gewesen wäre. Vor allem musste sie sich um ihre Mutter Mariela kümmern, deren Geist von der Alzheimer-Krankheit vernebelt war und die durch die Gänge der Gerichtsmedizin wanderte und sich dabei mit Menschen unterhielt, die gar nicht anwesend, geschweige denn noch am Leben waren. Eine bedauernswerte Existenz – und doch ein Schicksal, das Mrs. Martinez in gewisser Weise mit dem Rest der Menschheit teilte. Und wenn man darüber nachdachte, konnte man darin auch etwas Beneidenswertes entdecken: Noras Mutter war dem Horror

der Gegenwart entkommen, indem sie sich in eine nie endende Vergangenheit zurückgezogen hatte.

Der erste Hinweis darauf, dass oben im vierten Stock, ihrem üblichen Treffpunkt, etwas nicht stimmte, war der umgekippte Rollstuhl neben der Treppe. Der zweite war der scharfe Geruch nach Ammoniak – der Gestank der Vampire. Eph zog das Silberschwert aus der Tasche und ging vorsichtig den dunklen Gang hinunter, während sich in seinem Magen ein flaues Gefühl breitmachte. Auch wenn das Gebäude noch Elektrizität besaß, war es viel zu riskant, das Licht einzuschalten, das man womöglich von der Straße aus sehen konnte.

Er kam an einem umgeworfenen Raumteiler vorbei. Einem verwüsteten Patientenabteil. Einen auf dem Kopf stehenden Stuhl. »Nora!«, rief er laut. Sollten hier noch Vampire sein, so legte er es jetzt darauf an, sie mit seinem Geschrei herauszulocken.

In einem Eckbüro stieß er auf Noras Rucksack. Der Stoff war aufgerissen, der Inhalt – Kleidung und andere persönliche Dinge – überall im Raum verteilt. Ihre Lumalampe lag, mit einer Steckdose verbunden, neben der Wand. Die Kleidung war das eine – doch Nora würde nirgendwohin gehen ohne die UV-Lampe, außer sie hatte keine andere Wahl.

Eph hob die Lampe auf und schaltete sie an. Fluoreszierende Wirbel erschienen auf dem Teppich und an der Seite des Tisches. Vampirexkremente.

Sie waren also hier gewesen.

Waren sie immer noch hier?

Eph atmete ruhig, konzentrierte sich. Sein Gefühl sagte ihm, dass er allein war, zumindest auf diesem Stockwerk. Keine Vampire – aber auch keine Nora.

Hatte es einen Kampf gegeben? Er versuchte, die Spuren im Zimmer zu lesen, die leuchtenden Flecken, der umgefallene Bürostuhl ... Nein, es sah nicht nach einem Kampf aus. Er ging hinaus in den Gang und hielt nach weiteren Hinweisen Ausschau, konnte aber nichts entdecken. Nora hätte sich nur in äußerster Verzweiflung für den offenen Kampf entschieden, und wäre es tatsächlich zu einem Gefecht gekommen, würde es inzwischen in dem Gebäude vor *strigoi* nur so wimmeln.

Und wenn es keinen Kampf gegeben hatte, keine direkte Auseinandersetzung mit den Kreaturen, dann war es sehr unwahrscheinlich, dass sie Nora

getötet hatten. Die Vampire wollten keine Opfer; sie wollten ihre Blutfarmen füllen.

Zurück im Büro sah sich Eph den Tisch noch einmal etwas näher an – und entdeckte darunter Noras Waffentasche. Ihr Schwert lag immer noch darin; sie war also überrumpelt worden.

Hatte man sie gefangengenommen? Das war durchaus möglich, aber Eph wusste, dass sich Nora nie kampfflos in ihr Schicksal fügen würde – und für einen solchen Kampf gab es hier keine Indizien. Außer sie hatten ihre Mutter zuerst erwischt. Nur um ihrer Mutter willen hätte sich Nora freiwillig ergeben.

Aber auch wenn es so abgelaufen war, war es unwahrscheinlich, dass sie Nora verwandelt hatten. Der Meister, das war offensichtlich, wollte nicht zu viele Vampire produzieren, nicht zu viel menschliches Blut mit dem Virus infizieren. Schließlich musste jeder neue Vampir ernährt werden. Nein, es war weitaus wahrscheinlicher, dass sie Nora in eines der Lager außerhalb der Stadt gebracht hatten und dort zu irgendeiner Arbeit zwangen. Über diese Lager war nicht viel bekannt; von den Menschen, die dorthin gebracht worden waren, hatte man nie wieder etwas gehört.

Für Noras Mutter allerdings waren die Überlebenschancen praktisch null – sie war einfach zu alt, um den Vampiren in irgendeiner Weise von Nutzen zu sein.

Eph sah sich verzweifelt um. Was sollte er nur tun? Alles hier sah nach einem zufälligen Besuch, der willkürlichen Razzia einer Gruppe von Vampiren aus – aber war es das wirklich? Da ihm Kelly stets auf den Fersen war, achtete Eph ganz besonders darauf, dass ihm niemand in dieses Gebäude folgte; er konnte es sich nicht erlauben, seine Freunde in Gefahr zu bringen. Doch nun war irgendetwas schief gegangen. Hatten sie auch Vasilij erwischt? Hatte der Meister das ganze Widerstandsnest ausgeräuchert?

In diesem Moment fiel sein Blick auf den Laptop, der aufgeklappt auf dem Tisch lag. Er drückte die Leertaste, und der Bildschirm wurde hell. Die Computer in der Gerichtsmedizin waren zwar mit einem noch immer funktionierenden Server verbunden, aber dem, was nach zwei Jahren Vampirherrschaft vom Internet übrig geblieben war, konnte man nicht trauen: Unbekannte HTML-Adressen waren häufig mit Würmern oder Viren infiziert, so dass viele Betriebssysteme durch schadhafte Software ganz

ausgefallen oder nur noch rudimentär zu gebrauchen waren. Mobilfunk gab es praktisch überhaupt nicht mehr, weder für Telefonate noch für Internetverbindungen – warum sollte man für die unteren gesellschaftlichen Klassen ein aufwendiges Kommunikationsnetz aufrechterhalten, wenn sich die Vampire problemlos telepathisch verständigen konnten? Außerdem konnte jegliche Internet-Aktivität von den *strigoi* überwacht werden; das war Eph und den anderen stets bewusst.

Die Website, auf die er jetzt blickte – die Nora offenbar besucht hatte und die sie nicht mehr rechtzeitig hatte schließen können –, war eine Art Chatroom für zwei Teilnehmer.

»NMart« stand ganz offensichtlich für Nora Martinez, »VFet« für Vasilij Fet. Der ehemalige New Yorker Kammerjäger kämpfte seit der Rattenplage, die dem Aufstand der Vampire vorausgegangen war, an ihrer Seite und hatte sich im Laufe der Zeit als unentbehrlich erwiesen – nicht nur waren seine Methoden zur Ungezieferbeseitigung in der Auseinandersetzung mit den *strigoi* von großem Nutzen, er kannte sich in der Stadt auch bestens aus. Vor allem *unter* der Stadt: in den U-Bahn-Schächten und den weitverzweigten Kellergewölben und Geheimgängen. Und so wie Eph war auch Vasilij ein gelehriger Schüler Abraham Setrakians gewesen und hatte unter Beweis gestellt, dass er sich, was immer auch geschehen mochte, mit all seiner Kraft den Vampiren entgegenstemmen würde. Gerade befand er sich irgendwo auf dem Atlantik und erfüllte eine wichtige Mission.

Die virtuelle Unterhaltung hatte offenbar am Vortag begonnen, und es ging darin vor allem um Eph. Doch die Worte, die er las, waren ganz sicher nicht für seine Augen bestimmt.

NMart: E nicht da – hat Treffen verpasst. Du hast recht: Wir können uns nicht auf ihn verlassen. Jetzt kann ich nur warten.

VFet: Nein. Zu gefährlich. Immer in Bewegung bleiben. Geh zurück zum Roosvlt.

NMart: Kann nicht – meine Mutter. Es geht ihr immer schlechter. Wir bleiben noch einen Tag. Ich halte das alles nicht mehr aus. Er bringt uns in Gefahr. Es ist nur eine Frage der Zeit, bis Kelly ihn sich schnappt oder er sie zu uns führt.

VFet: Verstehe dich. Aber wir brauchen ihn. Dürfen ihn nicht verlieren.

NMart: Er macht, was er will. Wir sind ihm völlig egal.

VFet: Er ist zu wichtig. Für den Meister. Für uns.

NMart: Ich weiß. Ich traue ihm eben nicht mehr. Ja, ich weiß gar nicht mehr, wer er ist.

VFet: Müssen versuchen, ihn auf unserer Seite zu halten. Du besonders. Mach ihm Mut. Er weiß nicht, wo das Buch ist – das ist unsere Versicherung.

NMart: Er ist wieder in Ks Haus, das spüre ich. Sucht nach Erinnerungen an Z. Jagt seinem Traum nach.

Und dann:

NMart: Ich vermisse dich. Wann kommst du zurück?

VFet: Bin auf dem Heimweg. Vermisse dich auch.

Eph legte die Waffentasche ab und steckte das Schwert in die Scheide. Dann ließ er sich in einen Bürostuhl fallen. Er starrte auf den Bildschirm, las die Worte, schien dabei Noras Stimme und Vasiliys Brooklyn-Akzent zu hören.

Vermisse dich auch ...

Er fühlte sich plötzlich seltsam schwerelos – als hätten die Naturgesetze für ihn keine Gültigkeit mehr. Und doch saß er hier, in diesem Stuhl, in diesem Gebäude.

Er hätte Wut empfinden sollen. Zorn. Eifersucht. Und das tat er auch. Aber es hätte auch irgendeine andere Art von Empfindung sein können. Eph hatte sich schon vor langer Zeit so tief in seinem Elend vergraben, dass es wie eine zweite Haut geworden war – eine Haut so dick wie eine Ritterrüstung.

Nora? Und Vasilij? Wie hatte das passieren können? Natürlich: In den vergangenen zwei Jahren hatte er sich immer mehr von Nora zurückgezogen. Aber damit hatte er sie doch schützen wollen!

Wieder las er die Worte auf dem Bildschirm. Er war also eine »Gefahr«. Für die Gruppe. Für ihren Kampf gegen den Meister. Für Nora ... Ein Teil

von ihm freute sich für sie – sie hatte jemanden gefunden, dem sie sich anvertrauen konnte –, doch der andere, größere Teil bebte vor Wut. War er eifersüchtig, weil sie ihm weggelaufen war? Mein Gott, er hatte schließlich andere Probleme! War er zornig, weil jemand anderer sein zerbrochenes, lange vergessenes Spielzeug gefunden hatte und er es jetzt plötzlich wieder zurückhaben wollte? Was wusste er überhaupt über sich? Kellys Mutter hatte gesagt, dass er immer zehn Minuten zu spät kam – zu allen entscheidenden Terminen in seinem Leben. Zu spät zu Zacks Geburt, zu spät zu ihrer Hochzeit, zu spät, um seine Ehe zu retten, zu spät, um Zack zu retten ... um die Welt zu retten ... Und jetzt ...

Jetzt hatte er auch Nora verloren. Und er hatte nichts getan, um das zu verhindern ... Inmitten all des Schmerzes und der Verwirrung empfand er aber auch ein Gefühl der Erleichterung. Nun musste er nicht mehr ständig seine Fehler wiedergutmachen, nicht mehr ständig seine Abwesenheit erklären, nicht mehr ständig Nora besänftigen. Doch genau in dem Moment, als er sich über dieses Gefühl freute, blickte er zur Seite – und sah sein Bild im Spiegel an der Wand.

Es war das Bild eines alten Mannes. Ja, er sah viel älter aus, als er tatsächlich war: Die Augen lagen tief in den Höhlen, und die Wangenknochen stachen hervor, spannten die fahle, dünne Haut. Und er sah verwahrlost aus: Die Haare klebten an der verschwitzten Stirn, die Kleider, monatelang nicht gewaschen, waren starr vor Schmutz.

Und da wunderst du dich?

Er sprang auf, klappte den Computer zu, griff nach der Waffentasche, lief die vier Stockwerke hinunter, verließ die Gerichtsmedizin, ging durch den strömenden Regen hinüber zum Bellevue Hospital. Dort stieg er durch ein zerbrochenes Fenster und durchquerte die dunkle, leere Eingangshalle des Krankenhauses – folgte den Schildern Richtung Notaufnahme.

Die Notaufnahme des Bellevue hatte früher einen erstklassigen Ruf gehabt. Die Ärzten hatte die allerbeste Technik zur Verfügung gestanden. Und die allerbesten Medikamente.

Eph ging ins Schwesternzimmer – und sah, dass der Medikamentenschrank aufgebrochen und geplündert worden war. Ebenso der Kühlschrank. Keine Perks, keine Vikes, kein Demerol. *Verdammt!* Alles, was er finden konnte, waren ein paar Betablocker. Er nahm die weißen Pillen aus ihren

Verpackungen und verstaute sie in der Tasche, wobei er sich – immerhin war er Arzt und konnte sich das Zeug selbst verschreiben – zwei davon gleich in den Mund steckte und trocken hinunterschluckte. Dann wandte er sich um und ...

... erstarrte.

Er hatte sich so hektisch bewegt, hatte so viel Lärm gemacht, dass er ihre Geräusche nicht gehört hatte. Ihre nackten Füße auf dem Linoleumboden.

Zwei *strigoi* standen in der Tür. Sahen ihn mit leeren, roten Augen an.

Der eine, der größere, war früher ein Mann gewesen, der andere – man konnte die verschrumpelten Brüste gerade noch erkennen – eine Frau. Es waren voll ausgereifte Vampire, haarlos, bleich, nackt. Dicke Arterien liefen wie ein pulsierendes Wurzelgeflecht vom Rücken über das Schlüsselbein zur Brust, und der schlaffe Hautsack unter ihren Hälsen baumelte wie bei einem Truthahn im Rhythmus ihrer Bewegungen hin und her; er kennzeichnete den Rang dieser Vampire und war das Merkmal eines erfahrenen Jägers – schlaff und bleich, wenn die Kreatur Nahrung suchte, rot und angeschwollen, wenn sie gerade gespeist hatte.

Waren es dieselben Vampire, die Nora und ihre Mutter in der Gerichtsmedizin attackiert oder von dort vertrieben hatten? Irgendetwas sagte Eph, dass es so war – was bedeutete, dass Nora höchstwahrscheinlich nicht verwandelt worden war.

Plötzlich meinte er ein Aufblitzen in den Augen der Kreaturen zu erkennen. Normalerweise gab es keine Anzeichen dafür, dass ein funktionierendes Gehirn die Schritte der Vampire lenkte, aber diesen Ausdruck hatte Eph schon einige Male gesehen: Es bedeutete, dass sie ihn erkannt hatten. Und dass sie ihren Fund auf telepathischem Weg dem Meister übermittelt hatten. Schon bald würde es hier vor Vampiren nur so wimmeln.

»Ephraim Goodweather ...«, ertönte es nahezu gleichzeitig aus den Mündern der beiden *strigoi*, deren Körper sich nun wie Marionetten an einem unsichtbaren Faden bewegten.

Und dieser Faden war der Meister.

Fasziniert und angewidert zugleich, beobachtete Eph, wie der Meister sich der beiden Vampire bemächtigte. Es war, als steckte man eine Hand in einen Handschuh und gab ihm damit erst seine eigentliche Form, seinen

eigentlichen Sinn. Das leere Starren verschwand, die bleichen, langgestreckten Gesichter veränderten sich.

»Du siehst ... müde aus«, sagten die Mündler. »Willst du dich nicht ausruhen? Dich uns anschließen? Es wird dir bei uns an nichts fehlen.«

Ja, der Meister hatte recht: Er *war* müde. Unendlich müde. Und ja, er wünschte sich nichts sehnlicher, als mit dem Kämpfen aufzuhören. Aufzugeben ... Winzige Tränen bildeten sich in seinen Augenwinkeln, und er fürchtete, seine Knie könnten nachgeben.

»Die Menschen, die du liebst – sie sind bei mir«, sagten die Mündler.

Die Worte so geschickt gewählt, so einladend ... Ephs Hände zitterten, als er über seine Schulter nach den ledernen Griffen der beiden Silberschwerter langte. Sie langsam aus ihrer Scheide zog. Vielleicht war es schon die Wirkung des Medikaments – jedenfalls machte etwas in seinem Kopf *Klick*, und plötzlich sah er Nora und Vasilij vor sich. Seine Gefährtin. Seinen Freund. Zwei Menschen, denen er vertraut hatte und die sich gegen ihn verschworen hatten. Ja, es schien ihm, als hätten ihn die beiden hier die ganze Zeit über beobachtet. Wie er nach den Medikamenten gesucht hatte. Eph, der verzweifelte Junkie. Aber sie hatten ihn doch erst dazu gemacht ...

»Nein«, sagte er. Er brachte das Wort – das Wort, mit dem er dem Meister seine Gefolgschaft versagte – kaum über die Lippen; es klang eher wie ein Krächzen. Und er versuchte auch nicht mehr, die Gefühle, die in ihm tobten, zu unterdrücken. Er lenkte all seinen Zorn auf den Herrn der Vampire.

»Wie du willst. Aber täusch dich nicht – wir sehen uns bald wieder«, sagten die Mündler, und in diesem Moment verließ der Meister die beiden bleichen Körper wieder. Als wären die Marionettenfäden gekappt worden, lösten sie sich aus ihrer Starre, sprangen los, landeten auf allen Vieren und funkelten Eph an, bereit zur Attacke.

Doch Eph gab ihnen nicht die Möglichkeit zu einem koordinierten Angriff – in jeder Hand ein Schwert rannte er blitzartig auf den männlichen Vampir zu. Die Kreatur entkam gerade noch dem tödlichen Hieb, doch die Klingenspitze streifte sie, und die Wunde war tief genug, dass weißes Blut austrat. *Strigoi* spürten nur selten körperliche Schmerzen – aber sie spürten es, wenn die Waffe aus Silber war. Der Vampir krümmte sich und hielt sich die Seite.

Diesen Moment der Unaufmerksamkeit nutzte Eph instinktiv aus: Er brachte eines der Schwerter auf Schulterhöhe, drehte sich einmal um die eigene Achse und schlug dem Vampir den Kopf ab – ein glatter Schnitt direkt unterhalb des Kinns. Reflexhaft hob die kopflose Kreatur noch die Arme, dann brach sie zusammen.

Ohne innezuhalten, wirbelte Eph wieder herum – und sah, wie der andere Vampir auf ihn zusprang. Die langen klauenartigen Mittelfinger schossen auf Ephs Gesicht zu, aber er drehte sich im letzten Augenblick und wehrte den Vampir mit seinen Armen so geschickt ab, dass die Kreatur gegen die Wand geschleudert wurde. Die beiden Schwerter glitten Eph dabei allerdings aus den Händen – er hatte einfach nicht mehr genug Kraft.

Mit dem Kämpfen aufhören ... Aufgeben ...

In Sekundenschnelle war der *strigoi* wieder auf allen Vieren und funkelte Eph an – ja, die Augen des Vampirs schienen ihn geradezu durchbohren zu wollen. Die Augen, hinter denen sich der Meister verbarg. Der Meister, der Eph alles, was er geliebt hatte, genommen hatte ... Wieder flammte glühender Hass in ihm auf. Er holte die beiden silbernen Haken aus der Tasche und streckte sie dem Vampir entgegen.

»Na komm! Zeig mir, was du drauf hast!«, rief er.

Der Vampir stürmte los – und Eph ebenfalls. Er hatte diesen Bewegungsablauf während seiner U-Bahn-Fahrten Hunderte von Malen geübt, wie ein Arbeiter, der in einer Fischfabrik tagein, tagaus Thunfische abschuppte. Und er wusste genau, worauf er zielen musste.

Der eine Haken bohrte sich in die Kehle des Vampirs, und Eph drückte ihn mit aller Kraft hinunter, blockierte so den Stachel, zwang die kreischende Kreatur in die Knie. Der andere Haken traf das Auge und blieb dort stecken, so dass Eph eine Hand frei hatte, um sie dem *strigoi* unter den Kiefer zu pressen. Vor vielen Jahren hatte ihm sein Vater diesen Trick beigebracht, als sie in den Sommerferien an einem kleinen Fluss im Norden Schlangen gefangen hatten. »Drück den Kiefer zu, mein Sohn. Verschließ ihr den Mund, damit sie dich nicht beißen kann.« Nur wenige Schlangen waren wirklich giftig, aber etliche bissen ziemlich fest zu, und die Bakterien in ihrem Maul sorgten dafür, dass sich die Wunde infizierte. Jedenfalls stellte sich heraus, dass Eph, der Stadtjunge, ziemlich gut im Schlangenfängen war. Ein echtes Talent. Ja, einmal fing er sogar zu Hause in der Garageneinfahrt eine

Schlange und fühlte sich danach wie ein Held. Doch das alles war Millionen von Jahren her ...

Jetzt kämpfte Eph mit einer untoten Bestie, die vor Hitze geradezu glühte, und spürte, wie seine Kräfte schwanden, seine Muskeln nachgaben. Er stand nicht knietief in einem kalifornischen Fluss oder kam gerade aus dem Minivan, um eine Schlange zu fangen, die sich in die Stadt verirrt hatte. Das hier war etwas völlig anderes!

Aufgeben ...

Doch seine Schwäche fachte seinen Zorn noch mehr an, und er musste an all das denken, was er verloren hatte – Kelly, Zack, Nora, die Welt –, und er schrie laut auf und zog mit aller Kraft an dem Haken, und die Luftröhre des Vampirs zerriss, und Eph drückte mit der anderen Hand fest zu, und der Kiefer der Kreatur knackte und sprang aus dem Gelenk, und ein Strom aus weißem Blut und Würmern spritzte heraus, und Eph trat einige Schritte zurück – wie ein Boxer, der seinen Gegner auf Distanz halten will.

Der *strigoi* bäumte sich auf, taumelte, versuchte sich an der Wand festzuhalten, während das Blut nur so aus ihm heraussprudelte. Eph täuschte einen weiteren Hieb an, und der Vampir zuckte zurück, keuchend, mit einem seltsam pfeifenden Jammern, das beinahe wie der Schrei einer Ente klang. Dann plötzlich wurde die Kreatur ganz starr. Und dann schoss sie blitzschnell aus dem Zimmer.

Hätte Eph je Zeit und Muße gehabt, eine Liste mit Ratschlägen für den Umgang mit Vampiren zu erstellen, dann wäre folgende Regel ganz sicher ziemlich weit oben gestanden: *Wenn ein Vampir flieht, lauf ihm auf keinen Fall nach!* Vampire jagten im Rudel, und die Kreaturen hatten diese Kunst in den letzten zwei Jahren geradezu perfektioniert. Wenn sie wegliefen, dann war das entweder ein Ablenkungsmanöver oder der Versuch, einen in die Falle zu locken. Mit seinen telepathischen Kräften hatte sein Gegner längst seine Artgenossen zu Hilfe gerufen.

Aber sein unbändiger Zorn trieb Eph dazu, wider besseres Wissen zu handeln. Und so hob er die Schwerter auf und rannte dem fliehenden *strigoi* nach. Den Gang entlang ... durch eine Tür mit der Aufschrift TREPPE ... zwei Stockwerke nach oben ... quer durch den Korridor ... und über eine andere Treppe ein weiteres Stockwerk nach oben.

Dort angekommen sah er den Vampir am Ende des Ganges stehen – und ihm wurde schlagartig klar, dass die Kreatur *wollte*, dass er sie sah. Schwer atmend blieb er stehen. Sammelte seine Gedanken. Eine Falle? Hier oben? Aber so lange hatte er sich doch nicht im Bellevue Hospital aufgehalten. Nein, der einzige Grund, den der Vampir hatte, ihn zu dieser wilden Jagd zu verleiten, war ...

... dass sie das alles von Anfang an so geplant hatten.

Verdammt!

Eph öffnete die Tür zu einem der Krankenzimmer und lief dort zum Fenster. Der ölige, schwarze Regen machte es schwer, auf der Straße unter sich etwas zu erkennen. Er drückte die Stirn gegen das Glas, kniff die Augen zusammen – und sah, dass dunkle Schemen aus den umliegenden Gebäuden auf die Straße strömten. Wie Feuerwehrleute, die auf einen Alarm reagierten, rannten sie auf das Krankenhaus zu.

Der telepathische Hilferuf war tatsächlich erfolgt. Und er lautete: Dr. Ephraim Goodweather, einer der Anführer des menschlichen Widerstands, ist im Bellevue Hospital. Kommt und schnappt ihn euch!

28th Street

Nora stand an der Ecke Park Avenue und 28th Street, während der Regen auf ihre Kapuze hämmerte. Ihr war klar, dass sie hier nicht länger bleiben konnten, aber sie musste sich erst vergewissern, dass ihnen niemand folgte – andernfalls hätten sie sich, statt in die U-Bahn zu fliehen, gleich freiwillig stellen können.

Die Vampire waren überall in der Stadt, also musste sie wie ein ganz normaler Bürger erscheinen, der gerade auf dem Weg zur Arbeit war. Wäre da nicht ihre Mutter ...

»Ich hab dir doch gesagt, du sollst den Vermieter anrufen«, rief Mrs. Martinez in diesem Moment, schlug ihre Kapuze zurück und hielt ihr Gesicht in den Regen.

»Mama!« Nora zog ihr die Kapuze wieder über den Kopf.

»Die Dusche ist kaputt.«

»Sei bitte still!«

Sie mussten hier weg. Auch wenn die ganze Rennerei mühsam für ihre Mutter war, so hinderte sie sie wenigstens daran, ständig zu plappern. Nora legte den Arm um die alte Frau und schob sie langsam den Gehsteig entlang – als sich plötzlich ein Armeelastwagen der Kreuzung näherte. Nora zog ihre Mutter fest an sich, um zu verhindern, dass sie irgendeine unkontrollierte Bewegung machte, senkte den Kopf und beobachtete aus dem Augenwinkel, wie der Wagen vorbeifuhr. Ein *strigoi* saß am Steuer.

»Wenn ich diesen Vermieter erwische – der kann sich auf was gefasst machen!«

Sie konnten von Glück sagen, dass es regnete. Regen bedeutete Regenmäntel; Regenmäntel bedeuteten Kapuzen. Alte und gebrechliche Menschen hatten keinen Platz in der Welt der Vampire, und Nora hätte das Risiko, sich in aller Öffentlichkeit mit ihrer Mutter zu zeigen, nie auf sich genommen, hätte sie eine andere Wahl gehabt.

»Mama, wollen wir das Sei-still-Spiel spielen?«

»Er kümmert sich um nichts. Seit Monaten tropft es durch das Dach.«

»Wer kann am längsten still sein, ich oder du?«

Sie überquerten die Straße. Von der Ampelanlage über ihnen baumelte der Körper eines Menschen. Eine Warnung der *strigoi*, nicht ungewöhnlich auf der Park Avenue. Ein Eichhörnchen saß auf der Schulter des Toten und kämpfte mit zwei Tauben um die besten Stücke.

Nora wollte ihre Mutter schon in eine andere Richtung lenken, um ihr den Anblick zu ersparen, aber Mrs. Martinez nahm die Leiche gar nicht wahr. Kurz darauf gingen sie die vom öligen Regen glitschigen Stufen der U-Bahn-Station hinunter. Unten angekommen, wollte ihre Mutter wieder die Kapuze abnehmen; leise schimpfend hinderte Nora sie daran.

Sämtliche Drehkreuze waren abmontiert, und der MetroCard-Automat war außer Betrieb. Nur die zahlreichen Schilder mit der Aufschrift MELDEN SIE ALLE VERDÄCHTIGEN AKTIVITÄTEN DER POLIZEI waren unangetastet geblieben. Nora sah zwei Vampire am anderen Ende des Zwischenstocks, doch sie waren offenbar mit irgendetwas beschäftigt und würdigten die Frauen keines Blickes. Also schob Nora ihre Mutter schnell die Treppe zum Bahnsteig hinunter und hoffte inständig, dass gleich ein Zug kommen würde. Unten legte sie den Arm um die alte Frau, um sie ruhig zu halten, wobei sie so tat, als sei diese Umarmung die natürlichste Sache der Welt.

Eine Handvoll Pendler stand auf dem Bahnsteig. Während sie auf ihren Zug warteten, lasen sie ein Buch oder hörten Musik. Es war, als hätte sich nichts geändert. Lediglich die Handys und die Tageszeitungen fehlten. Und an den Steinsäulen in der Mitte des Bahnsteigs hingen nicht wie früher die Fahndungsfotos von Terroristen oder anderen Schwerstkriminellen, sondern das Porträt von Dr. Ephraim Goodweather aus seinem ehemaligen CDC-Ausweis. Nun war Eph der Terrorist, der Staatsfeind Nummer eins.

Nora schloss für einen Moment die Augen und verfluchte ihn in Gedanken. Sie hatte in der Gerichtsmedizin auf ihn gewartet. Und sie hielt sich dort nur äußerst ungern auf, nicht weil sie empfindlich war – weiß Gott nicht –, sondern weil das Gebäude so weitläufig, so exponiert war. Gus Elizalde, der ehemalige Straßengangster, der nach seiner Begegnung mit Abraham Setrakian zu ihrem treuen Verbündeten geworden war, hatte sich unter der Erde sein kleines Reich geschaffen. Vasilij hatte Roosevelt Island – wohin sie gerade unterwegs waren. Und Eph?

Es war so typisch für ihn. Eph war ein guter Mensch und in gewisser Weise auch ein Genie, aber er kam immer ein paar entscheidende Minuten zu spät. Er lief den Dingen immer hinterher.

Nur wegen ihm hatte sie einen Tag länger gewartet. Aus Loyalität – und vermutlich auch, weil sie sich schuldig fühlte – hielt sie den Kontakt zu ihm aufrecht, wollte sie sich immer wieder vergewissern, dass es ihm gut ging. Die Vampire hatten die Gerichtsmedizin durch den Haupteingang betreten; Nora saß gerade am Computer und schrieb Vasiliy, als sie das Glas zerbrechen hörte. Sie weckte ihre Mutter, die in ihrem Rollstuhl eingeschlafen war, und dann machten sie, dass sie so schnell wie möglich wegkamen. Natürlich hätte Nora die Vampire töten können, aber damit hätte sie Ephs Versteck preisgegeben und den Meister zu ihnen geführt. Und im Gegensatz zu Eph war sie nicht so leichtfertig, den Zusammenhalt ihrer Gruppe aufs Spiel zu setzen.

Jedenfalls nicht, wenn es um den Meister ging. Auf eine andere Art hatte sie Eph allerdings bereits hintergangen – daher ihre Schuldgefühle. Aber auch in diesem Fall war er eben einige entscheidende Minuten zu spät gekommen ... Sie war immer geduldig mit ihm gewesen – vor allem mit seiner Trinkerei –, doch irgendwann war ihre Geduld aufgebraucht gewesen und sie hatte beschlossen, ihr eigenes Leben zu leben. Und für ihre Mutter da zu sein.

Die sie gerade am Ärmel zupfte.

Nora öffnete die Augen wieder.

Mrs. Martinez fuhr sich mit der Hand hektisch über die Wangen. »Da ist ein Haar in meinem Gesicht.«

Nora sah genauer hin. Sie konnte kein Haar erkennen. Aber sie tat so, als hätte sie eine Strähne entdeckt, und ließ ihre Mutter für einen Moment los, um sie zu entfernen. »Hab's. Siehst du? Jetzt ist alles wieder gut.«

Der Trick funktionierte jedoch nicht – ihre Mutter versuchte weiter, sich das imaginäre Haar aus dem Gesicht zu pusten. »Es juckt so!«

Einige der Leute auf dem Bahnsteig wandten ihnen bereits die Köpfe zu. Sahen, wie sich diese seltsame Frau mit beiden Händen über das Gesicht fuhr. Wie sie die Kapuze ihrer Regenjacke zurückschlug ...

»Mama!«, zischte Nora und zerrte ihrer Mutter die Kapuze wieder über den Kopf. Aber für ein paar Sekunden war der silber-graue Haarschopf der alten Frau sichtbar gewesen. Ein paar Sekunden zu viel.

Nora hörte ein Keuchen neben sich. Sie zwang sich dazu, nicht hinzusehen, sondern weiterhin so normal und unverdächtig wie nur möglich zu erscheinen. Dann glaubte sie ein Flüstern zu vernehmen.

Sie beugte sich nach vorne, blickte in den Tunnel. Wann kam nur dieser verdammte Zug?

»Sieh mal!«, rief ihre Mutter plötzlich. »Da ist er ja. Rodrigo. Wir haben Sie erkannt, Rodrigo! Versuchen Sie nicht, sich zu verstecken!«

Rodrigo war der Name ihres Vermieters gewesen, damals, als Nora noch ein Kind gewesen war. Sie erinnerte sich gut an ihn: ein spindeldürrer Mann mit schwarzem Haar, das wie ein Wischmopp auf seinem Kopf saß, und so schmalen Hüften, dass er zusätzliche Löcher in seinen Werkzeuggürtel hatte stanzen müssen. Der Mann, dem seine Mutter jetzt zurief, hatte ebenfalls schwarze Haare, aber sonst erinnerte nichts an ihm an den Rodrigo von vor dreißig Jahren. Er sah die beiden Frauen verwirrt an.

Nora stellte sich vor ihre Mutter und bedeutete ihr, still zu sein. Doch Mrs. Martinez ließ nicht von dem Phantom-Vermieter ab. »Rodrigo!«, rief sie wieder, beugte sich zur Seite – und in diesem Moment glitt die Kapuze von ihrem Kopf.

»Mama«, sagte Nora mit gepresster Stimme. »Bitte! Sieh mich an. Sei endlich still!«

»Er macht mir immer schöne Augen, aber wenn es um die Arbeit geht ...«

Nora zog ihrer Mutter wieder die Kapuze über und schob sie dann den Bahnsteig hinunter – was nur noch mehr Aufmerksamkeit erregte. »Mama, bitte. Die Leute schauen schon.«

»Dieser elende Faulpelz!«

Selbst wenn man ihre Mutter für betrunken gehalten hätte, wäre das nicht ohne Folgen geblieben; die Vampire hatten Alkohol streng verboten – weil er das Blut verunreinigte und »asoziales Verhalten« förderte.

Es blieb ihnen also keine andere Möglichkeit, als die Station wieder zu verlassen. Doch in diesem Moment sah Nora die Lichter im Tunnel. *Endlich!*

»Mama, unser Zug kommt. Jetzt ist alles in Ordnung!«

Die U-Bahn fuhr in die Station ein. Nora und ihre Mutter standen ganz vorne beim ersten Waggon. Sie ließen einige Fahrgäste aussteigen, dann gingen sie schnell hinein und setzten sich. Mit der Linie 6 würden sie in wenigen Minuten an der 59th Street sein. Nora zog die Kapuze ihrer Mutter glatt und wartete darauf, dass sich die Türen schlossen.

Plötzlich fiel ihr auf, dass sich niemand neben sie gesetzt hatte. Sie sah sich im Abteil um – die anderen Passagiere wichen ihrem Blick aus. Dann wandte sie sich zum Fenster und bemerkte auf dem Bahnsteig ein junges Pärchen, das sich mit zwei – menschlichen – Polizisten der Transit Authority unterhielt. Sie deuteten auf ihren Waggon. Auf Nora.

Macht endlich die verfluchten Türen zu!

Im selben Moment schlossen sich die Türen mit jener willkürlichen Effizienz, die das New Yorker Nahverkehrssystem schon immer ausgezeichnet hatte. Nora lehnte sich zurück. Nur weg von hier! Sie freute sich auf Roosevelt Island, wo es keine Vampire gab. Sie freute sich auf Vasiliy ...

Doch der Zug fuhr nicht los. Nervös blickte sich Nora um, ein Auge auf die Passagiere gerichtet, das andere auf die Transit-Cops auf dem Bahnsteig.

Die jetzt auf sie zukamen.

Und dicht hinter ihnen zwei Vampire.

Es waren die beiden, die Nora vor einigen Minuten auf dem oberen Stockwerk gesehen hatte. Ihre roten Augen funkelten sie an. Einige Meter entfernt stand das junge Pärchen, das sie denunziert hatte.

Vermutlich glaubten sie, sie hätten das Richtige getan. Die Gesetze befolgt. Vielleicht waren sie aber auch einfach nur bösartig. Jeder musste seine alten Angehörigen den Vampiren melden – warum sollte es für Nora eine Ausnahme geben?

Mit einem Zischen öffneten sich die Türen, und die Cops betraten den Waggon. Nora dachte fieberhaft nach. Selbst wenn es ihr gelang, die Cops und dann die Vampire zu töten und aus der Station zu fliehen, müsste sie ihre Mutter hier zurücklassen. Sie war einfach zu langsam für eine Flucht ...

Einer der Cops streckte die Hand aus und zog Mrs. Martinez die Kapuze herunter, so dass man ihr Gesicht sehen konnte.

Das Gesicht eines alten Menschen.

»Ladies«, sagte er. »Ich muss Sie bitten, mitzukommen.« Und als Nora keine Anstalten machte, von ihrem Platz aufzustehen, fügte er hinzu: »Sofort!«

Bellevue Hospital

Eph wich vom Fenster zurück. Wandte den Blick von den Vampiren ab, die unten auf der Straße vor dem Bellevue Hospital zusammenströmten.

Er hatte es vermasselt!

Die Schmach brannte wie Säure in seinem Magen. Jetzt war alles verloren ...

Sein Instinkt riet ihm, aufs Dach zu laufen, um Zeit zu gewinnen. Aber das war eine Sackgasse. Der einzige Vorteil, den das Dach bot, war, dass er sich von dort hinunterstürzen konnte. Lieber sterben als sein Dasein als *strigoi* fristen!

Die andere Möglichkeit – die Treppe nach unten – bedeutete, sich durch die Vampirhorde zu kämpfen. Und das wäre so, als würde man durch einem Schwarm Killerbienen rennen: Man konnte sicher sein, mindestens einmal gestochen zu werden – und einmal war einmal zuviel.

Es war also sinnlos, überstürzt loszulaufen. Ebenso sinnlos wie ein theatralischer Selbstmord. Aber Ephraim Goodweather hatte genug Zeit in allen möglichen Krankenhäusern verbracht und kannte sich auch hier bestens aus. In dieser Hinsicht war er im Vorteil – er musste ihn sich nur zunutze machen ...

Er eilte den Gang entlang, an den Patientenaufzügen vorbei. Und blieb abrupt vor dem Notschalter stehen. Ja, das war es! Bei einem Stromausfall konnte man eine automatische, gasbetriebene Blockade der Aufzüge im gesamten Stockwerk auslösen. Er zerbrach die Plastikversiegelung der Kontrollapparat und zog an den Schläuchen, bis er ein Zischen vernahm.

Dann rannte er ein Stockwerk höher und wiederholte dort die Prozedur. Im Treppenhaus konnte er die Vampire hören, die nach oben stürmten. Kein wildes Schreien – *strigoi* hatten keine Stimmen –, nur das dumpfe Klatschen nackter Füße auf den Treppenstufen.

Eph lief so schnell er konnte ein weiteres Stockwerk nach oben. Als er auch hier das Zischen des Gases hörte, drückte er auf den Rufknopf, wartete jedoch nicht, bis die Aufzugskabine kam, sondern rannte den Gang hinunter

zu den Personalaufzügen, mit denen die Pfleger früher die Rollwagen und die Patientenbetten transportiert hatten. Dort drückte er ebenfalls auf den Rufknopf. Und wartete.

Das Adrenalin, das der schiere Überlebenswille und die hektische Rennerie in sein Blut gepumpt hatten, war so berauschend wie ein künstliches Stimulans. Und war es nicht genau das – ein derartiges High –, was er sich von den Medikamenten immer erhofft hatte? In all den Jahren, in all den Kämpfen auf Leben und Tod hatte er die Fähigkeit verloren, wirklich etwas zu empfinden. Zu viele Highs, zu viele Lows.

Die Aufzugstür öffnete sich, Eph betrat die Kabine und drückte auf »Erdgeschoss«. Während der Aufzug nach unten fuhr, sah er sich um. Ein Plakat wies darauf hin, wie wichtig es war, die Beschwerden der Patienten vertraulich zu behandeln und sich immer die Hände zu waschen. Auf einem anderen sah man ein lächelndes Kind, das einen Lutscher im Mund hatte und mit dem Daumen nach oben deutete: ALLES OHKAY! – und darunter die Termine für eine Messe für Kindermedizin, die vor Millionen von Jahren stattgefunden hatte. Auf der Anzeigetafel des Aufzugs leuchtete ein Stockwerk nach dem anderen auf, aber plötzlich – Eph steckte gerade eines der Schwerter in die Tasche – machte es einen Ruck, das Licht ging aus, und die Kabine blieb stehen. Für einen Augenblick schien es, als wäre der schlimmste Alptraum Realität geworden: gefangen in einer Metallschachtel in einem Gebäude voller Vampire. Doch nach einigen Sekunden lief ein weiteres Zittern durch die Kabine, und der Aufzug setzte seinen Weg nach unten fort. Wie bei allem, das auf regelmäßige Wartung angewiesen war, konnte man auch diesen Dingen längst nicht mehr trauen – es sei denn, man hatte keine andere Wahl.

Ping! Die Tür öffnete sich, und Eph verließ die Kabine. Er befand sich nun in dem früher allein vom Krankenhauspersonal genutzten Flügel im Erdgeschoss: Rollbahnen mit unbezogenen Matratzen, die wie Supermarktwagen an den Wänden auf Kunden warteten; ein großer leinenbezogener Wagen, der unter einer Wäscherutsche stand.

Und in einer Ecke, auf einigen Sackkarren, ein Dutzend grüner Sauerstoffflaschen!

So schnell, wie sein erschöpfter Körper es zuließ, schob Eph die Flaschen zu den drei Aufzügen, legte jeweils vier davon in eine Kabine, schraubte die

Verschlüsse ab und schlug damit auf die Düsen ein, bis er das Zischen des entweichenden Gases hörte. Dann drückte er von außen bei allen Aufzügen den Knopf für das oberste Stockwerk. Die Türen schlossen sich.

Während die drei Kabinen nach oben fuhren, holte Eph eine halbvolle Dose flüssigen Holzkohleanzünder aus seiner Tasche und dachte kurz nach. Die Allwetterstreichhölzer mussten doch irgendwo in seiner Jacke sein! Er fand sie – dann kippte er mit zitternden Händen den Wäschewagen um, stapelte das schmutzige Bettzeug vor den Aufzugstüren und spritzte die gesamte Zündflüssigkeit darauf, wobei sich ein teuflisches Grinsen auf seinem Gesicht breitmachte. Schließlich zündete er einige Streichhölzer an und ließ sie auf den Stoff fallen. Mit einem leisen *Wufff* entzündete sich die Flüssigkeit. Eph drückte die Rufknöpfe aller drei Aufzüge – und rannte los.

Rannte bis zu einem verriegelten Notausgang. Neben der Tür war ein Sichtfenster angebracht, hinter dem einige bunt gefärbte Gasrohre zusammenliefen. Er zertrümmerte das Glas eines Notfallkastens, holte die Feueraxt heraus und nutzte mehr das Gewicht der Axt als seine eigene Körperkraft, um mehrmals auf die Rohre einzuschlagen – so lange, bis er abermals das Zischen von Gas hörte. Dann konnte er die Tür öffnen. Er lief hindurch ...

... und fand sich im strömenden Regen neben einer Reihe von Parkbänken wieder, von denen aus man eine wundervolle Aussicht über den Franklin D. Roosevelt Drive und den vom Regen angeschwollenen East River hatte. Und aus irgendeinem abstrusen Grund musste er an eine Szene aus *Frankenstein Junior* denken: »*Es könnte noch schlimmer sein ... Es könnte regnen.*« Er gluckste. Er hatte den Film damals mit Zack gesehen, und wochenlang hatten sie Dialoge daraus zitiert. »*Ein Werwolf!*« – »*Wer ist der Wolf?*«

Er war auf der Rückseite des Krankenhauses. Zu spät, um zur Straße zu laufen ... Also rannte er durch den kleinen Park – so weit wie nur irgend möglich von dem Gebäude weg.

Doch dann, als er das hintere Ende des Parks erreicht hatte, sah er, wie mehrere Vampire die Mauer vom Roosevelt Drive hochkletterten. Ihre heißen Körper dampften im Regen. Eph stürmte auf sie zu – er rechnete jeden Moment damit, dass das Krankenhaus hinter ihm explodieren und zusammenbrechen würde – und beförderte sie mit gezielten Tritten von der

Mauer. Sie prallten hart auf den Beton der darunter gelegenen Straße, rapselten sich aber sofort wieder auf – wie Figuren in einem Computerspiel, die sich nicht töten ließen. Eph lief weiter, am Rand der Mauer entlang Richtung NYU Medical Center, als vor ihm plötzlich eine lange Klaue über den Stein griff und ein bleiches, rotäugiges Gesicht aus der Dunkelheit auftauchte. Ohne groß nachzudenken, ging Eph in die Knie und stieß das Silberschwert in den offenen Mund des Vampirs, so weit, dass die Spitze das hintere Ende des Halses berührte. Aber er drückte es nicht ganz durch, tötete die Kreatur nicht. Das Silber brannte in der Mundhöhle des Vampirs und verhinderte, dass er seinen Stachel ausfahren konnte.

Der *strigoi* war wie gelähmt. Die rotgeäderten Augen starrten Eph voller Verwirrung und Schmerz an.

»Siehst du mich?«, rief Eph.

Im Gesicht des Vampirs zeigte sich keine Reaktion. Eph kam etwas näher – er wollte, dass ihn der Meister durch die Augen seiner Kreatur wahrnahm.

»Siehst du das?«

Er bewegte das Schwert, zwang den Vampir, den Kopf Richtung Krankenhaus zu drehen. Inzwischen hatten mehrere der Kreaturen den Weg aus dem Gebäude gefunden. Und sie rannten alle auf Eph zu ... War sein Plan fehlgeschlagen? War das Gas verpufft, bevor es sich entzünden konnte?

Er sah wieder in Augen des *strigoi*. In die Augen des Meisters.

»Gib mir meinen Sohn zurück!«

Und in diesem Augenblick explodierte hinter ihm das Bellevue Hospital.

Die Druckwelle war so stark, dass Eph nach vorne taumelte und sein Schwert das Genick des Vampirs durchstieß. Er konnte die Klinge gerade noch aus dem Kopf der Kreatur ziehen – da stürzten sie auch schon beide von der Mauer.

Eph landete auf dem Dach eines der Autos, die vor langer Zeit einfach mitten auf der Straße stehengelassen worden waren; der Vampir schlug einige Meter weiter auf dem Beton auf. Stöhnend setzte sich Eph auf und hielt sich die Hüfte, die die volle Wucht des Aufpralls abbekommen hatte. Über dem Pfeifen in seinen Ohren ertönte plötzlich ein kreischendes Geräusch. Er blickte hoch in den schwarzen Regen und sah, wie etwas raketenartig in den Himmel schoss, einen Bogen beschrieb und schließlich in den Fluss fiel. Einer der Gastanks aus dem Krankenhaus.

Im nächsten Moment schlugen überall um ihn herum Betonbrocken ein. Und Glassplitter fielen vom Himmel, die im Regen wie Juwelen glitzerten. Eph hielt sich die Jacke schützend vor das Gesicht und rutschte von dem verbeulten Auto herunter. Während er sich mühsam aufrappelte, bemerkte er zwei Glasscherben, die in seiner rechten Wade steckten. Mit zusammengebissenen Zähnen zog er sie heraus. Blut schoss aus der Wunde, das er mit den Händen zurückzuhalten versuchte – als er ein gurgelndes Krächzen hörte.

Der *strigoi*.

Er lag nicht weit von ihm entfernt auf dem Rücken. Weiße Flüssigkeit sprudelte aus seinem Hals – und trotzdem schien der Vampir noch immer vor Gier regelrecht zu glühen. Er roch Ephs Blut.

Mit schmerzverzerrtem Gesicht hob Eph das Silberschwert auf, humpelte auf die Kreatur zu, griff nach dem zerschmetterten Kinn des Vampirs und drehte den Kopf in seine Richtung. Die roten Augen blitzten ihn an.

»Ich will meinen Sohn zurück, du mieses Arschloch!«, sagte Eph. Dann erlöste er den *strigoi* mit einem kräftigen Hieb. Beendete sein Gespräch mit dem Meister.

Stöhnend richtete sich Eph auf. »Zack«, flüsterte er. »Wo bist du?«

Und machte sich auf den Weg nach Hause.

Central Park

Das Belvedere Castle, am nördlichen Ende des Sees im Central Park an der 79th Street Transverse Road gelegen, war ein 1869 von Jacob Wray Mould und Calvert Vaux, den ursprünglichen Architekten des Parks, errichteter viktorianisch-neuromanischer Prachtbau. Nicht dass das Zachary Goodweather sonderlich interessiert hätte; aus seiner Sicht war es einfach nur *cool*: ein mittelalterliches Spukschloss mitten in New York City. Als Kind hatte er sich immer Geschichten rund um das Schloss ausgedacht – etwa, dass winzige Trolle die gigantische Festung im Auftrag des Stadtgründers errichtet hatten, eines dunklen Fürsten namens Belvedere, der in den Katakomben unter dem Schloss lebte und nachts das Gebäude und den Park heimsuchte. Das war zu jener Zeit, als sich Zack vor der Langeweile des Alltags noch in bunte Fantasy- und Horrorgeschichten flüchten konnte.

Nun aber war der Horror Wirklichkeit geworden. Hatten seine Phantasien, seine Tagträume, seine geheimen Sehnsüchte von früher Gestalt angenommen.

Er stand im Schlosseingang – inzwischen ein junger Mann – und starrte in den Regen. Sah zu, wie die Tropfen auf den Schildkröteich einprasselten, früher ein algenreiches, grün schimmerndes Gewässer, jetzt ein trübes, fast schon schwarzes Wasserloch. Wie immer hingen dunkle Wolken über dem Schloss, und ohne das Blau des Himmels gab es auch kein Blau des Wassers. Für gerade mal zwei Stunden am Tag sickerte ein fahles Licht durch die dichte Wolkendecke, so dass Zack die Dächer der Stadt sehen konnte – und den Sumpf, zu dem der Central Park geworden war und der ihn an den Planeten Dagobah aus *Star Wars* erinnerte. Die mit Sonnenkollektoren ausgestatteten Parklampen konnten in dieser kurzen Zeit nicht genug Energie sammeln, um die restlichen zweiundzwanzig Stunden Dunkelheit zu erhellen; ihr Licht erlosch unmittelbar, nachdem die Vampire aus den unterirdischen Verstecken zurück in ihre Schattenwelt kamen.

Zack hatte sich in den zurückliegenden Monaten deutlich verändert: Er war in den Stimmbruch gekommen, seine Kieferpartie war markanter, und

es schien, als hätte jemand seinen ganzen Körper in die Länge gezogen. Jetzt trugen ihn muskulöse Beine die schmale Wendeltreppe nach oben, die zum Henry-Luce-Observatorium im zweiten Stock führte. An den Wänden standen noch immer die Glasvitrinen mit all den Vogelskeletten, bunten Federn und Pappmascheevögeln, die man in Sperrholzbäume gesetzt hatte. Früher war der New Yorker Central Park eines der beliebtesten Vogelbeobachtungsgebiete in den ganzen Vereinigten Staaten gewesen, doch der abrupte Klimawandel hatte dem ein Ende bereitet – vermutlich für immer. In den Wochen nach den Erdbeben und Vulkanausbrüchen, die von den Nuklearexplosionen ausgelöst worden waren, war der Himmel von Vögeln erfüllt, waren ihre grellen Schreie überall zu hören gewesen. Und dann waren ihre gefiederten Körper zusammen mit dicken schwarzen Hagelkörnern vom Himmel gefallen. Ihr Lebensraum war zerstört; es gab keine »warmen Gefilde« mehr, zu denen sie hätten aufbrechen können. Ihr Sterben hatte mehrere Tage gedauert. Die Ratten hatten sich an den flappenden Federknäuel auf den Straßen gütlich getan; qualvolles Tschirpen war durch das Stakkato des Hagels gedrungen.

Nun lag der Park, wenn es gerade nicht regnete, still da. Auf den Seen schwammen keine Enten mehr; ihre Überreste, Knochen und Federbüschel, vermischten sich mit dem Schlamm, der die Rasenflächen und Fußwege bedeckte. Ab und an flitzte ein zerzaustes Eichhörnchen einen Baum hoch, doch es gab nur noch wenige von ihnen.

Zack sah durch eines der Teleskope – er hatte einen flachen Stein in der Größe einer Quartermünze in den Schlitz gesteckt, so dass es jetzt ohne Bezahlung funktionierte –, und sein Blick verlor sich im dichten Nebel, der über dem Park lag.

Bevor die Vampire eingezogen waren, hatten Teile von Belvedere Castle als Wetterstation fungiert, und ein Großteil der meteorologischen Ausrüstung war in dem spitzen Turm und innerhalb des eingezäunten Bereichs unweit des Hauptgebäudes verblieben. Damals hatten die Wetternachrichten der städtischen Radiosender immer mit »Die Temperatur im Central Park beträgt ...« begonnen, und die darauf folgende Zahl hatte man im Turmobservatorium des Belvedere Castle gemessen. Jetzt war es Juli (oder August), also jene Zeit, die man früher als »Hundstage« bezeichnet hatte – doch die

höchste Temperatur, die Zack einmal in einer relativ milden Nacht abgelesen hatte, war sechzehn Grad Celsius gewesen.

Im August hatte Zack Geburtstag. Im Büro des Observatoriums hing ein zwei Jahre alter Kalender, aber Zack hatte es versäumt, die einzelnen Tage zu zählen. War er schon dreizehn? Es fühlte sich jedenfalls so an – also entschied er, dass es so war. Dreizehn. Ein Teenager.

Er erinnerte sich vage an jenen sonnigen Nachmittag vor vielen Jahren, an dem ihn sein Vater in den Zoo des Central Park mitgenommen hatte. Danach hatten sie die Vogelausstellung im Belvedere Castle besucht und dann italienische Eiscreme auf der Außenmauer gegessen, von wo aus man einen guten Blick auf die meteorologischen Messinstrumente hatte. An diesem Tag hatte er sich bei seinem Vater beklagt, dass die Kinder in der Schule immer Witze über seinen Nachnamen machten: »Hey, Goodweather – du wirst bestimmt mal ein Spitzen-Wetterfrosch.«

»Und was willst du wirklich werden?«, hatte sein Vater gefragt.

»Zoowärter«, hatte Zack geantwortet. »Und Motocross-Fahrer.«

»Hört sich gut an«, hatte sein Vater gesagt, und dann hatten sie die leeren Eisbecher in die Recyclingtonne geworfen und waren zur einer Nachmittagsmatinee gegangen. Und am Ende dieses perfekten Tages hatte sein Vater versprochen, das bald zu wiederholen. Aber dazu war es nie gekommen. Wie so viele Versprechen seines Vaters war auch dieses unerfüllt geblieben.

All diese Momente erschienen Zack nun wie ein Traum – als ob sie sich nie wirklich ereignet hätten. Sein Vater war schon vor langer Zeit zusammen mit Professor Setrakian und den anderen getötet worden. Hin und wieder hörte Zack eine Explosion in der Stadt oder sah eine dichte Rauchwolke über den Häusern aufsteigen. Offenbar gab es immer noch Menschen, die sich gegen das Unvermeidliche zur Wehr setzten. Zack musste dabei an die Waschbären denken, die die Goodweathers einmal in einem Weihnachtsurlaub traktiert hatten. Was sein Dad auch gegen sie unternommen hatte – sie waren immer wieder gekommen, um die Mülltonnen zu durchkämmen. So war es auch mit den Widerständlern in der Stadt. Ein Ärgernis für die Vampire. Ein Ärgernis, mehr nicht.

Zack verließ die Ausstellungsräume, wo die Vitrinen schon Staub angesetzt hatten, und ging wieder die Wendeltreppe hinunter. Er hatte das

Zimmer, das ihm der Meister zur Verfügung gestellt hatte, wie sein altes Schlafzimmer im Haus seiner Mutter eingerichtet. Außer dass in seinem alten Zimmer kein wandgroßer Flachbildschirm aus dem Elektronikkaufhaus am Times Square gestanden hatte. Und kein Getränkeautomat. Und keine Ladenregale voller Comic-Hefte. Zack kickte die Spielkonsole auf dem Boden zur Seite und ließ sich in den Ledersessel fallen, den er sich aus dem Yankee-Stadium hatte kommen lassen – einer der Sitze gleich hinter dem Schlagmal, die an die tausend Dollar kosteten. Hin und wieder brachte man Kinder zu ihm, mit denen er Videospiele spielen konnte, oder er spielte online auf einem eigens für ihn eingerichteten Server, aber er gewann ohnehin fast immer – die anderen konnten nicht regelmäßig trainieren –, und das langweilte ihn, vor allem weil auch keine neuen Spiele mehr produziert wurden.

Anfangs hatte er sich im Schloss ziemlich gefürchtet. Immerhin hatte er jede Menge Geschichten über den Meister gehört. Er hatte damit gerechnet, in einen Vampir verwandelt zu werden, so wie seine Mutter, aber sie hatten ihn verschont. Warum? Man hatte ihm nie einen Grund dafür mitgeteilt – und er hatte auch nicht danach gefragt. Er war Gast am Hof des Meisters und, als einziger Mensch hier, wohl auch so etwas wie eine Berühmtheit. Kein anderer Nicht-Vampir war in den vergangenen zwei Jahren auch nur in die Nähe des Schlosses gekommen. Und so wurde aus der anfänglichen Entführung mehr und mehr eine Art Privileg. Als hätte man Zack einen ganz speziellen Platz in dieser neuen Welt zugedacht.

Warum gerade ihm? Alles, was er wusste, war, dass das Wesen, das ihm dieses Privileg verschafft hatte, in seinem Reich der absolute Herrscher war – und deshalb einen Grund haben musste, Zack an seine Seite zu rufen.

Die Geschichten, die man ihm erzählt hatte – von einem furchterregenden Giganten, von einem rücksichtslosen Mörder, vom fleischgewordenen Bösen – waren jedenfalls maßlos übertrieben. Der Meister war so groß wie ein ganz normaler erwachsener Mensch. Und für ein so altes Wesen wirkte er geradezu jugendlich. Er hatte durchdringende pechschwarze Augen, und hier erkannte Zack durchaus etwas Böses, Gewalttätiges, sollte man in diesen Augen in Ungnade fallen, doch tief in den Augen des Meisters – und Zack hatte oft die Gelegenheit, sie aus nächster Nähe zu beobachten – lag eine Dunkelheit jenseits allem Menschlichen, eine Weisheit, die an den

Grund der Zeit reichte, eine Intelligenz, die mit einer anderen Welt verbunden war.

Der Meister war ein Wesen voller Magie. Eine dunkle Magie zugegeben-ermaßen, aber die einzige wirkliche Magie, die Zack je erlebt hatte. Die Welt hatte sich verändert. Gut war böse, Nacht war Tag, unten war oben. Und der Meister, der von diesem Schloss im Zentrum New Yorks aus seine Vampirhorden rund um die Welt befahl, war der beste Beweis dafür. Ein Übermensch. Eine Gottheit.

Da war die Sache mit Zacks Asthma. Die Luftqualität in diesem neuen New York war äußerst schlecht: Die dicke Wolkenschicht drückte die Staubpartikel wie ein ungewaschenes Leintuch nach unten und ließ das Wetter praktisch stillstehen, woran die seltenen Brisen aus Richtung Meer nur wenig änderten. Überall wuchs Schimmel, überall wirbelten Sporen herum.

Aber Zack ging es gut. Ja, besser als nur gut: Seine Lunge fühlte sich an wie neu. Tatsächlich hatte er in all der Zeit, die er hier war, kein einziges Mal auch nur so etwas Ähnliches wie einen Asthma-Anfall gehabt. Seit zwei Jahren benötigte er keinen Inhalator mehr.

Sein Atmungssystem war nun von einer magischen Substanz abhängig, die weitaus effektiver war als Albuterol oder Prednison. Ein winziger Tropfen vom Blut des Meisters, einmal wöchentlich verabreicht, säuberte Zacks Lunge und ließ ihn frei atmen.

Zuerst hatte ihn die Prozedur angewidert – der Meister ließ das milchige Blut, das schwach elektrisch war und nach Kupfer und heißem Kampfer schmeckte, von seinem Finger auf Zacks ausgestreckte Zunge tropfen –, aber inzwischen erschien sie ihm wie ein Geschenk. Jeder Asthmatiker würde alles dafür geben, nie wieder die furchtbare Panik eines Anfalls zu empfinden.

Obwohl Zack das Blut des Meisters in sich aufnahm, machte ihn das noch nicht zu einem Vampir. Der Meister achtete strikt darauf, dass kein Blutwurm mit Zacks Zunge in Berührung kam; es schien ihm wirklich einzig und allein um Zacks Gesundheit zu gehen.

Und doch war der eigentliche Grund für Zacks Ehrfurcht vor dem Meister nicht die Macht, die dieser ausübte, sondern die Macht, die er verlieh. Offensichtlich war Zack in den Augen des Meisters kein gewöhnlicher Mensch. Der Herr der Vampire hatte den Jungen aus der Masse der vielen,

die für ihn nur Vieh waren, auserwählt; ja, hatte ihn – Zack wusste kein besseres Wort dafür – zu seinem *Freund* gemacht.

Das beste Beispiel dafür war der Zoo. Als Zack erfahren hatte, dass der Meister den Zoo im Central Park für immer schließen wollte, hatte er heftigen Protest eingelegt. Daraufhin hatte der Meister angeboten, den Zoo zu erhalten und ihn Zack zu überantworten, aber unter einer Bedingung: Zack musste sich höchstpersönlich darum kümmern – musste die Tiere füttern und die Käfige reinigen. Der Junge war sofort darauf eingegangen, und nun gehörte der Central-Park-Zoo ihm. Einfach so. (Das Karussell hätte er ebenfalls haben können, aber Karussells waren Kinderkram; er hatte mitgeholfen, es niederzureißen.) Der Meister erfüllte Wünsche wie der Geist aus der Flasche.

Natürlich war Zack in seiner Begeisterung – wer konnte schon einen Zoo sein Eigen nennen? – nicht bewusst gewesen, wie viel Arbeit das alles machte, aber er versuchte sie so gut wie möglich zu erledigen. Einige Tiere waren ohnehin durch die Veränderungen in der Atmosphäre verendet, etwa der rote Panda und der Großteil der Vögel, was seinen Job etwas leichter machte. Trotzdem: Da es niemanden gab, der ihn zur Arbeit anhielt, wurden die Pausen zwischen den Fütterungen länger und länger, und es faszinierte ihn, wie einige der Tiere, Säugetiere wie Reptilien, in ihrem Hunger übereinander herfielen.

Sein Lieblingstier war der Schnee leopard – und gleichzeitig das Tier, vor dem er am meisten Angst hatte. Den Leoparden vergaß er nie rechtzeitig zu füttern. Anfangs dicke Fleischstücke, die jeden zweiten oder dritten Tag mit einem großen Lastwagen angeliefert wurden. Dann einmal eine lebende Ziege; Zack trieb sie in das Gehege und sah zu, wie der Leopard seine Beute riss. Dann ein Schaf. Dann einen jungen Hirschen.

Mit der Zeit jedoch verfiel der Zoo immer mehr, und in den Käfigen häufte sich der Dreck, den die Tiere machten, so dass Zack die Reinigung immer lästiger wurde. Ja, nach einigen Monaten hatte er den Zoo geradezu satt und kam seinen Pflichten praktisch überhaupt nicht mehr nach. Nachts hörte er die Schreie der Tiere, aber nie den Schnee leoparden.

Nachdem fast ein Jahr vergangen war, ging Zack zum Meister und sagte, dass die Arbeit zu schwer für ihn sei.

Dann vernichten wir den Zoo, erklang die Stimme des Meisters in Zacks Kopf. Und auch die Tiere.

»Nein, ich will nicht, dass sie vernichtet werden. Ich ... ich will nur nicht mehr für sie verantwortlich sein. Warum beauftragst du nicht deine Vampire damit?«

Du willst also, dass der Zoo nur für dich geöffnet bleibt?

»Ja.« Zack hatte schon exotischere Wünsche geäußert, und sie waren ihm stets erfüllt worden.

Gut. Aber unter einer Bedingung.

»Und die wäre?«

Ich habe dich mit dem Leoparden beobachtet.

Zack spürte einen leichten Anflug von Beklemmung. »Und?«

Ich habe gesehen, wie du ihm lebende Tiere zur Nahrung gebracht hast. Du bist von seiner Geschmeidigkeit und seiner Schönheit fasziniert. Aber du hast auch Angst vor seiner Kraft.

Zack nickte.

Ich habe gesehen, wie du andere Tiere dem Hungertod überlassen hast.

»Aber es sind so viele. Ich ...«

Ich habe gesehen, wie du sie miteinander hast kämpfen lassen ... Nun, deine Neugier ist ganz natürlich. Zu beobachten, wie niedere Arten unter äußerem Druck reagieren. Der ewige Kampf ums Überleben. Faszinierend, nicht wahr?

Zack wusste nicht, was er darauf erwidern sollte. Der Meister hatte recht.

Die Tiere gehören dir. Du kannst mit ihnen machen, was du willst. Das gilt auch für den Leoparden. Du solltest keine Angst vor ihm haben.

»Äh ... Hab ich auch nicht!«

Warum tötest du ihn dann nicht?

»Was?«

Hast du nie darüber nachgedacht, wie es wäre, ein solch mächtiges Tier zu töten?

»Den Leoparden? Töten?«

Die Arbeit im Zoo langweilt dich, weil sie künstlich, unnatürlich ist. Dein Instinkt trügt dich nicht, doch du ziehst den falschen Schluss daraus. Du willst diese primitiven Kreaturen besitzen. Aber sie wollen nicht, dass sie

jemand besitzt. Sie sind zu stark. Sie sind zu stolz. Es gibt nur eine Methode, ein wildes Tier wirklich zu besitzen.

Zack schluckte. »Indem man es tötet?«, krächzte er.

Beweise, dass du dieser Herausforderung gewachsen bist, dann bekommst du, was du willst: Der Zoo bleibt geöffnet, und du musst dich nicht mehr selbst um die Tiere kümmern.

»Aber ich ... ich kann das nicht.«

Weil der Leopard so schön ist? Oder weil du Angst vor ihm hast?

»Ich weiß nicht ... Ich kann es einfach nicht.«

Was ist das Einzige, das ich dir bisher versagt habe, obwohl du es dir gewünscht hast?

Zack drückte den Rücken durch. »Eine Waffe.«

Ja, eine Waffe. Ich gebe dir ein Gewehr, das du innerhalb des Zoos benutzen darfst ... Was sagst du dazu?

Und so ging Zack am darauffolgenden Tag in den Zoo – um das Gewehr wenigstens einmal in der Hand zu halten. Die nagelneue Waffe lag auf einem der Plastiktische neben dem Eingang: ein kleines Kaliber, der Griff aus Walnussholz, mit Rückstoßpolster und aufgesetztem Rahmen. Er nahm sie – sie war nicht sonderlich schwer – und marschierte damit durch den Zoo, wobei er immer wieder auf irgendetwas anlegte. Er wollte schießen, wusste aber nicht, wie viele Kugeln er hatte. Und obwohl das Gewehr einfach zu bedienen schien, war er sich nicht sicher, ob er es auch nachladen konnte – falls er überhaupt weitere Munition fand. Er legte auf ein Schild mit der Aufschrift TOILETTEN an und strich mit dem Finger über den Abzug, langsam, immer wieder ... als die Waffe plötzlich einen Sprung machte, der Stutzen sich in seine rechte Schulter rammte, und der Rückstoß ihn nach hinten taumeln ließ. Keuchend sah er eine dünne Rauchfahne aus der Mündung des Gewehrs kommen. Dann blickte er auf das Schild: Er hatte ein Loch in das O geschossen.

Etliche Tage lang trainierte er mit dem Gewehr – anlegen, zielen, schießen –, wobei er die kleinen Bronzetierfiguren in der Delacorte-Uhr als Ziel verwendete. Die Uhr schlug auf wundersame Weise immer noch jede halbe Stunde an, und ihre Musik spielte, während sich die Figuren im Kreis drehten. Als erstes legte er auf das Nilpferd mit der Violine an. Zwei Schüsse gingen komplett daneben, der dritte streifte die Ziege mit dem Dudelsack.

Mürrisch lud er nach und wartete auf die nächste Runde. Irgendwo in der Ferne erklangen Sirenen, die ihn in einen leichten Schlaf lullten, doch dreißig Minuten später weckten ihn die Glocken der Uhr wieder auf. Diesmal suchte er sich einen Punkt einige Millimeter vor seinem Ziel, gab in schneller Folge drei Schüsse ab – und vernahm zufrieden, wie einer davon das Nilpferd traf.

Zwei Tage später hatte die Ziege die Spitze eines ihrer Dudelsackrohre verloren, und der Pinguin einen Teil seines Schlagzeugstocks. Zack war nun in der Lage, schnell und sicher sein Ziel zu treffen. Er fühlte sich bereit.

Im Inneren des Schneeleoparden-Geheges befanden sich ein künstlicher Wasserfall, eine hochgewachsene Birke und ein Bambushain. Das Gelände war von einem engen Maschendrahtzaun umgeben und ziemlich abschüssig. In die Hänge hatte man tunnelartige Röhren gegraben, die zur Besucherseite führten.

Als sich Zack dem Zaun näherte, saß der Schneeleopard auf einem Felsblock und fixierte ihn mit starrem Blick; offensichtlich rechnete er damit, gefüttert zu werden. Sein Fell war vom ständigen Regen ziemlich verschmutzt, aber er strahlte immer noch etwas Majestätisches aus. Er war über einen Meter lang und konnte, wenn er hinter einer Beute her war, bis zu fünfzehn Meter weit springen.

Zack blieb am Zaun stehen und betrachtete das Tier – das nun seinen Platz auf dem Fels verließ und langsam im Kreis herumging. Offenbar hatten Zacks Schießübungen den Leoparden nervös gemacht.

Warum wollte der Meister nur, dass Zack ihn tötete? Welchem Zweck diene das? Es hatte den Anschein eines Opferrituals – als hätte man Zack aufgetragen, das tapferste Tier zu töten, damit die anderen weiterleben durften.

Plötzlich sprang der Leopard gegen den Zaun und fauchte. Zack zuckte erschrocken zurück. Das Tier war bestimmt völlig ausgehungert und maßlos enttäuscht, weil es auch jetzt kein Futter roch – und doch machte es auf Zack keinen geschwächten Eindruck, ganz im Gegenteil. Er richtete das Gewehr auf den Leoparden, der nun ein tiefes Grollen ausstieß, und dachte nach. Ihm war klar, dass das Tier keine Sekunde zögern würde, nach der Hand zu schnappen, die ihn all die Zeit gefüttert hatte.

Ohne Zack aus den Augen zu lassen nahm der Leopard wieder seine Kreisbewegung auf.

Der Meister hatte recht: Zack hatte Angst vor dem Leoparden, und das aus gutem Grund. Aber wer hatte hier eigentlich das Sagen? War es nicht der Leopard, der sich Zack untertan gemacht hatte? Hatte Zack ihm nicht monatelang zu Fressen gebracht? Wer war hier wessen Tier?

Hass stieg in Zack auf. Hass auf die Arroganz dieses Tieres. Auf seinen unerschütterlichen Willen. Er packte das Gewehr fester und ging langsam am Zaun entlang – gefolgt vom Leoparden auf der anderen Seite –, bis er zu dem flachen Häuschen kam, an dem NUR FÜR ANGESTELLTE stand. Von hier aus wurde der Leopard gefüttert. Zack ging hinein und blickte durch die schmale Tür, die in das Innere des Geheges führte. Es schien ihm, als würde sein tiefes Atmen den gesamten Raum ausfüllen.

Und dann ging er durch die Tür.

Es war das erste Mal, dass er sich innerhalb der Umzäunung befand. Er sah zu dem Drahtgeflecht hoch über sich auf. Und dann sah er nach unten, auf den Boden, wo Knochen unterschiedlichster Größe lagen. Die Überbleibsel früherer Mahlzeiten.

Eigentlich hatte er sich die Sache ganz einfach vorgestellt: Sein Plan war gewesen, sich in den Bambushain zu schleichen, dort auf den Leoparden zu warten und über Leben oder Tod zu entscheiden, wenn sie sich von Angesicht zu Angesicht gegenüberstanden. Doch als die Tür hinter ihm ins Schloss fiel, war das wie die Glocke, die zum Abendessen rief – und tatsächlich kam der Leopard augenblicklich hinter dem großen Felsen hervor, den man in der Nähe platziert hatte, damit die Zoobesucher die blutige Fütterung nicht zu sehen bekamen.

Das Tier hielt mitten im Lauf inne, völlig perplex über diese ungewohnte Situation: Ein Mensch innerhalb des Geheges; kein Zaun zwischen ihnen. Der Leopard senkte leicht den Kopf, als müsste er erst kurz darüber nachdenken ... und in diesem Moment wurde Zack klar, dass er einen furchtbaren Fehler gemacht hatte. Blitzschnell riss er das Gewehr hoch und drückte ab.

Nichts geschah. Er drückte noch einmal ab. Wieder nichts.

Panisch griff er nach dem Bolzen und schob ihn vor und zurück. Drückte ab. Die Waffe machte einen Satz. Wieder der Bolzen. Dann wieder Abdrücken. Das Gewehr zuckte wieder. Und noch einmal. Und dann machte es *Klick*, und das Magazin war leer.

Und erst jetzt wurde ihm bewusst, dass der Leopard nicht mehr vor ihm stand, sondern auf der Seite lag.

Langsam, ganz vorsichtig ging Zack auf das Tier zu. Sah die Blutflecken auf dem Fell. Die geschlossenen Augen. Die starren Glieder.

Er wandte sich ab und stieg auf den Felsen. Setzte sich dort oben hin, das Gewehr im Schoß. Zitterte. Weinte. Und empfand ein Gefühl des Triumphs. Vom Leopardengehege aus überblickte er den Zoo. Es hatte wieder zu regnen begonnen.

Von diesem Tag an war einiges anders. Zack ging regelmäßig in den Zoo, um seine Schießkünste zu trainieren – er schoss auf Schilder, Plakate, Aufsteller. Und er nahm auch sonst größere Risiken in Kauf: Mit seinem Fahrrad peste er die ehemaligen Joggingpfade hinunter, über die große Liegewiese, vorbei an den verschrumpelten Leichen in den Bäumen und den längst heruntergebrannten Scheiterhaufen. Ja, in der Nacht fuhr er sogar ohne Licht. Es war wie Magie – ein magisches Abenteuer. Er wusste, dass der Meister seine schützende Hand über ihn hielt.

Eines änderte sich jedoch nicht: Er spürte immer noch die Präsenz seiner Mutter. Auch wenn diese seltsame psychische Verbindung im Laufe der Zeit schwächer geworden war, wusste er doch stets, wenn seine Mutter in der Nähe war. Seine Vampir-Mutter. Kaum etwas an Kelly Goodweather erinnerte noch an den Menschen, der einmal seine Mutter gewesen war. Ihr Kopf war haarlos und verdreckt, ihre Lippen schmal und blutleer. Ihre Nase und Ohren hatten sich in unansehnliche Knorpel verwandelt. Fleischige Wülste hatten sich in ihrem Genick gebildet, und wenn sie den Kopf bewegte, schaukelte ein purpurner Hautsack an ihrer Kehle mit. Ihre Brüste waren völlig verschwunden, und der ganze Rumpf war von einer dicken Schmutzschicht bedeckt, die noch nicht einmal der strömende Regen abwaschen konnte. Ihre Augen waren schwarze Kugeln, die in einem tiefdunklen Rot schwammen, und hatten nichts Lebendiges an sich – außer in jenen Momenten, in denen es schien, als würde Kelly Zack erkennen, als würde sie sich daran erinnern, dass sie einmal seine Mutter gewesen war. Aber es konnte gut sein, dass er sich das auch nur einbildete: Es war keine wirkliche Emotion; es war eher, als würde ein Schatten über ihr Gesicht fallen, der den Vampir für einen Augenblick verbarg, ohne den Menschen wirklich zum Vorschein zu bringen. Flüchtige, äußerst seltene Momente –

aber genug, dass seine Mutter in gewisser Weise immer noch Teil seines Lebens blieb.

Nach dem kurzen Ausflug in das Observatorium schlurfte Zack gelangweilt zum Süßigkeitenautomaten und zog sich ein Milky Way. Während er darauf herumkaute, ging er ein Stockwerk höher und dann nach draußen auf den Balkon. War hier denn überhaupt nichts los? Wie auf ein Stichwort krabbelte in diesem Moment seine Mutter den zerklüfteten Felsen hinauf, auf dem das Schloss stand. Mit katzenhafter Eleganz und scheinbar ohne jede Anstrengung hangelte sie sich an den nassen Schieferplatten entlang, als hätte sie ihr Leben lang nichts anderes gemacht. Oben angekommen sprang sie über die Brüstung und landete wenige Meter von Zack entfernt auf dem Balkon. Zwei Späher folgten ihr.

Zack blickte die Vogelscheuche, die einmal seine Mutter gewesen war, an und bemerkte, dass ihr Hautsack angeschwollen war und rötlich schimmerte. Sie hatte also gerade ein Mahl genossen.

»Na, hast du es dir schmecken lassen, Mom?«, fragte er angewidert. Aber wie immer, wenn er Kelly gegenüberstand, empfand er nicht nur Abscheu, sondern auch ... Zuneigung. Es war schon vorgekommen, dass sie ihm stundenlang gefolgt war, immer in gebührendem Abstand, wie ein vorsichtiger Wolf. Und einmal hatte er ihr sogar über den Kopf gestrichen und später leise geweint.

Jetzt aber ging sie ins Schloss hinein, ohne Zack weiter zu beachten; ihre nackten Füße platschten über den verdreckten Boden. Zack sah ihr nach, und für einen Augenblick glaubte er hinter der Vampirfratze das Gesicht seiner Mutter zu erkennen – Kelly Goodweather, wie sie einmal gewesen war. Aber so schnell er gekommen war, so schnell verschwand dieser Eindruck auch wieder, verschwand hinter dem leeren Blick des Monsters, das er nicht aufhören konnte zu lieben. Alles andere aus seinem früheren Leben war verschwunden, nur das war ihm geblieben: eine zerbrochene Puppe.

Plötzlich spürte Zack einen warmen Lufthauch, als hätte sich etwas in seiner Nähe bewegt. Und ein leises Summen machte sich in seinem Kopf breit.

Der Meister war zurück.

Hektisch liefen Kelly und die Späher die Treppe hinauf, und Zack ging hinterher – neugierig, was die Eile zu bedeuten hatte.

Der Meister

Vor langer Zeit war es dem Meister möglich gewesen, die Stimme Gottes zu verstehen. Vor langer Zeit hatte er sie tief in sich getragen. Und in gewisser Weise war da noch immer ein Abglanz jenes Zustands der Gnade, in dem er sich befunden hatte. So war der Meister ein Wesen, das alles auf einmal sah und hörte, alle Dinge, alle Verbindungen, alle ihm Anvertrauten. Und wie die Stimme Gottes, so war auch die Stimme des Meisters ein Konzert, in dem alle Gegensätze vereint waren: die sanfte Brise ebenso wie der heftige Sturm, das Murmeln des Windes ebenso wie der Donner, der Aufgang der Sonne ebenso wie ihr Untergang.

Aber die Stimme Gottes umfasste alles, nicht nur Kontinente, nicht nur die Erde – *alles*. Und der Meister hörte sie, aber er verstand sie nicht mehr. Nicht so, wie er sie vor langer Zeit verstanden hatte.

So ist das also nach dem Sündenfall, dachte er zum millionsten Mal. *Wenn man Seiner Gnade nicht mehr würdig ist*. Und doch hatte er vieles erreicht: Er kontrollierte den ganzen Planeten durch die Augen seiner Vampire. Er war die Spinne in einem eng gespannen Netz. Seine tausend Finger hielten die Erde in einem eisernen Griff.

Ephraim Goodweather hatte im Bellevue Hospital siebzehn seiner Vampire getötet. Sie würden schon bald ersetzt werden – Fragen der Arithmetik waren für den Meister von großer Bedeutung.

Die Späher waren nach wie vor unterwegs, suchten die Gegend um das Krankenhaus ab, waren dem flüchtigen Doktor auf der Spur. Bisher hatten sie ihn nicht gefunden, aber letztlich würde der Meister siegen, würde er das Schachspiel für sich entscheiden. Goodweather hatte das einfach nur noch nicht akzeptiert – er überließ es dem Meister, diese sinnlose Jagd auf das letzte Puzzlestück fortzusetzen.

Das letzte Puzzlestück jedoch war nicht Ephraim Goodweather. Es war das *Occido Lumen*. In diesem verfluchten Buch stand die Geschichte des Meisters und der anderen Alten – und damit auch das Geheimnis, wie man

ihn, den Meister, zu Fall bringen konnte. Wenn man den Text richtig las, verriet er einem, wo sich seine Herkunftsstätte befand.

Glücklicherweise waren die jetzigen Besitzer des Buches in dieser Hinsicht Analphabeten. Professor Abraham Setrakian hatte das *Occido Lumen* vor zwei Jahren bei jener schicksalhaften Sotheby's-Auktion an sich gebracht – der einzige Mensch, der wusste, wie man den uralten Text entschlüsselt. Doch dafür war dem alten Mann nicht genug Zeit geblieben. Der Meister hatte ihn verwandelt, und in dem kurzen Moment, in dem er mit ihm verbunden gewesen war – bevor die Explosion des Atomkraftwerks Setrakian getötet hatte –, hatte der Meister den Gedanken des Professors alles entnommen, was dieser aus dem *Occido Lumen* erfahren hatte.

Alles – und doch nicht genug. Den Ort seiner Herkunftsstätte, jenen sagenumwobenen »Dunklen Ort«, hatte Setrakian bis zum Ende nicht herausbekommen. Das war ärgerlich, aber es bedeutete, dass auch keiner von Setrakians Verbündeten ihn kannte. Der alte Professor war eine einzigartige Koryphäe gewesen, was die Geschichte der *strigoi* betraf, und sein Wissen war mit ihm gestorben, verloschen wie eine ausgeblasene Kerze.

Der Meister war sich sicher, dass Setrakians Verbündete mit dem *Occido Lumen* nichts anfangen konnten. Aber der Herr der Vampire wollte selbst wissen, wo sich seine Herkunftsstätte befand. Nur ein Narr überließ eine so bedeutsame Information dem Zufall.

In jenem Moment, in dem sich sein Geist mit dem Setrakians verbunden hatte, hatte der Meister auch erfahren, wer die anderen waren, die sich gegen ihn verschworen hatten: Vasiliy Fet, der Ukrainer – Nora Martinez – Augustin Elizalde ... Aber dem stärksten von ihnen war der Meister bereits begegnet: Dr. Ephraim Goodweather. Was der Meister damals jedoch nicht gewusst hatte, ja, was ihn wirklich überrascht hatte, war, dass auch Setrakian Goodweather für den stärksten von ihnen gehalten hatte; dass er ihn, all seiner emotionalen Schwächen und seiner Verwundbarkeit aufgrund des Verlusts seines Sohnes zum Trotz, für gänzlich unkorruptierbar gehalten hatte.

Der Meister neigte nicht dazu, sich überraschen zu lassen, nach so vielen Jahrhunderten gab es für ihn keine echten Offenbarungen mehr – doch das hatte ihn tatsächlich erstaunt. Immerhin hatte er einen gewissen Respekt vor der Meinung Abraham Setrakians, seines geschätzten Feindes.

Zu Beginn war das Interesse des Meisters an Ephraim Goodweather nur eine Art von Zeitvertreib.

Aus dem Zeitvertreib wurde eine Aufgabe.

Und aus der Aufgabe eine Obsession.

Wie war Setrakian nur zu dieser Meinung über Goodweather gelangt? Jeder Mensch zerbrach früher oder später. Manchmal brauchte es nur Minuten, manchmal Tage, manchmal Jahrzehnte – aber am Ende gewann immer der Meister. Es war ein Geduldsspiel. Und der oberste Gebieter der Vampire hatte mehr Zeit und Geduld als alle Menschen zusammen; er musste sich nicht mit irgendwelchen Illusionen oder Hoffnungen herumplagen.

Und so hatte sich der Meister Goodweathers Sohn zugewandt. Hatte ihn entführt, aber nicht zu einem Vampir gemacht. Hatte damit begonnen, den Defekt in der Lunge des Jungen mit seinem Blut zu lindern – und dadurch in seine Gedanken zu blicken.

Zachary Goodweather hatte auf die Annäherung des Meisters nicht ablehnend reagiert, sondern – nachdem er seine anfängliche Angst überwunden hatte – mit Interesse, ja Bewunderung. Und seither stärkte der Meister den Geist des Jungen. Trieb ihm seine naiven Vorstellungen von Gott aus. Schrumpfte Zacks Gefühle für seinen Vater wie einen Krebstumor in der Strahlentherapie. Knetete die Gedanken des Jungen wie ein Stück Teig.

Bereitete ihn vor.

In der Regel traf der Meister auf solche Menschen erst am Ende eines langen Verfallsprozesses – wenn sie schon gebrochen waren. In diesem Fall jedoch hatte er die Möglichkeit, diesen Prozess direkt zu beeinflussen: die Korruption des Abkömmlings jenes Mannes, der als unkorruptierbar galt. Es hatte längst begonnen: Als Zack dem Leopard gegenübergetreten war, hatte der Meister seine Angst gespürt. Und dann hatte er seine Freude gespürt ... Ja, durch die Verbindung mit dem Jungen würde der Meister Ephraim Goodweathers Ende miterleben.

Kein anderer Mensch in seiner Nähe war so lange am Leben oder überhaupt menschlich geblieben. In diesem Fall hatte der Meister eine andere Entscheidung getroffen: Zachary Goodweather würde sein nächster Körper sein. Und er bereitete ihn Schritt für Schritt darauf vor. Im Laufe der vielen

Jahre war dem Meister klargeworden, dass es nicht ratsam war, einen Körper in Besitz zu nehmen, der jünger als dreizehn Jahre war. Natürlich waren die unbändige Energie und das frische Gewebe eines jungen Menschen von Vorteil, aber letztlich war ein solcher Körper noch zu schwach, zu zerbrechlich. Doch so wie der Meister keine außergewöhnliche körperliche Kraft mehr benötigte – wie sie Jusef Sardu einst besessen hatte, der Hüne, in dessen Körper er in die Neue Welt gekommen war und den er verlassen musste, nachdem Setrakian ihn vergiftet hatte –, so bedurfte er auch keiner besonderen Attraktivität oder Ausstrahlung mehr – wie es bei Gabriel Bolivar, in dem er sich jetzt befand, der Fall war. Das alles war nicht mehr von Bedeutung. Das einzige, was für den Meister in Zukunft zählte, war Zweckmäßigkeit.

Der Prozess war noch auf eine andere Weise nützlich: Durch die Augen des Jungen konnte der Meister einen Blick auf sich selbst, auf Gabriel Bolivar, werfen. Was durchaus interessant war. Immerhin war Bolivar eine Berühmtheit gewesen: ein Sänger, ein Rockstar. Und das, kombiniert mit der dunklen Magie des Meisters, übte eine unwiderstehliche Wirkung auf den jungen Zachary aus.

Ebenso interessant war die Wirkung, die Zack auf den Meister ausübte. Der ranghöchste Vampir nahm sich des kleinen Menschenjungen wie ein weiser, väterlicher Ratgeber an. Hatte es im langen Leben des Meisters etwas Derartiges schon einmal gegeben? Er konnte sich nicht erinnern. Er hatte nie auch nur die geringste Rücksicht genommen, wenn es darum gegangen war, eine Seele nach seinem Willen zu formen. In Sachen Brutalität konnte es wahrlich niemand mit ihm aufnehmen.

Aber Zack war anders als die Menschen, mit denen es der Meister bisher zu tun gehabt hatte. Die Aura des Jungen war rein – wie die seines Vaters. Sie war wie eine kristallklare Flüssigkeit, die man erforschen – und verschmutzen – konnte.

All das steigerte die Neugier des Meisters auf den Jungen. Jahrhundertlang hatte er die Menschen beobachtet – nicht nur das, was sie taten, sondern vor allem das, was sie *nicht* taten. Ein Verhaltensforscher erkannte eine Lüge in den unzähligen kleinen Gesten, die sie begleiteten; der Meister erkannte eine Lüge bereits zwei Herzschläge, bevor sie ausgesprochen wurde. Nicht dass ihm das in moralischer Hinsicht irgendetwas bedeutet

hätte. Aber es war überlebenswichtig für ihn, Wahrheit und Lüge voneinander trennen zu können, wenn er einen Pakt mit einem Menschen schloss ... Und so lebte der Meister unter den Sterblichen wie ein Entomologe unter Insekten: Er hatte sie bis ins letzte Detail studiert und hätte nie gedacht, dass er noch etwas Neues über diese Spezies herausfinden würde. Bis jetzt.

Jetzt hatte der Meister ein neues, faszinierendes Studienobjekt gefunden. Und je mehr Zachary Goodweather etwas vor ihm zu verbergen versuchte, desto mehr las der Meister aus ihm heraus – ohne dass sich der Junge dessen bewusst war. Indem er Zachary studierte, sammelte der Meister aber auch Informationen über seinen Vater Ephraim.

Ephraim ... Wahrlich ein interessanter Name. So hieß der zweite Sohn von Josef und Asenat, jener Frau, der ein Engel einen Besuch abgestattet hatte. Ephraim – bekannt nur für seine Nachkommen, in der Bibel verlorengegangen, ohne eigene Identität, ohne Zweck.

Der Meister lächelte.

Die Suche ging also weiter. Die Suche nach dem *Occido Lumen*, dessen silbergebundene Seiten das Geheimnis seiner Herkunftsstätte enthielten. Und die Suche nach Ephraim Goodweather.

Und wie so oft ging dem Meister der Gedanke durch den Kopf, dass er beides gleichzeitig in seinen Besitz bringen konnte.

Jedenfalls war er überzeugt, dass der »Dunkle Ort« nicht weit von hier entfernt lag. Alle Indizien deuteten darauf hin – jene Indizien, die ihn überhaupt erst hierher geführt hatten. Die uralte Prophezeiung, aufgrund derer er den Atlantik überquert hatte. Dennoch – nur um ganz sicherzugehen, dass sich seine Herkunftsstätte nicht doch woanders befand – führten seine Vampire in allen Teilen der Welt Ausgrabungen durch. Die schwarzen Klippen von Negril, die Black Hills in South Dakota, die Pointe-Noire-Ölfelder an der Westküste der Republik Kongo ...

Außerdem hatte der Meister dafür gesorgt, dass es praktisch keine Nuklearwaffen mehr auf der Erde gab. Er hatte unverzüglich die Kontrolle über die Atomstreitkräfte übernommen, indem er Soldaten und Offiziere gleichermaßen zu seinen Schergen gemacht hatte. Bestimmt waren einige Nuklearsprengköpfe in den Händen von Kleinstaaten oder Schmugglerbanden verblieben, doch es war nur eine Frage der Zeit, bis er auch ihnen auf die Spur kommen würde.

Der Meister spähte in alle Ecken und Winkel seines Reiches und sah, dass es gut war.

Er griff nach dem wolfsköpfigen Gehstock, der vor langer Zeit einmal Jusef Sardu gehört hatte, bevor er in den Besitz von Abraham Setrakian übergegangen war. Der Vampirjäger hatte ihn zu einem tödlichen Silberschwert umfunktioniert, doch nun war er eine Trophäe, ein Symbol für den Sieg des Meisters. Das wenige Silber im Knauf des Stocks störte den Herrn der Vampire nicht, aber er achtete darauf, den Wolfskopf nicht zu berühren.

Mit dem Stock in der Hand stieg er die Treppe zum Schlossturm hinauf, dem höchstem Punkt im Central Park, und trat von dort auf den Balkon hinaus. Durch die nackten Baumspitzen, den dichten Nebel und den Smog hindurch sah er die düsteren Fassaden der East und West Side. Tausende von leeren Fenstern, die seinen Blick erwiderten wie die kalten, toten Augen einer vergangenen Zeit.

Über ihm die dunklen Wolken, die ihren Schmutz auf die besiegte Stadt fallen ließen. Unter ihm, wie ein Bogen um das felsige Fundament herum aufgereiht, seine Leibgarde. Und jenseits davon ein Meer aus Vampiren, die alle dem telepathischen Ruf des Meisters gefolgt waren, sich auf der großen Wiese vor Belvedere Castle versammelt hatten und ihren Gebieter nun mit schwarz glänzenden Augen ansahen.

Kein Rufen. Keine Begrüßung. Kein Jubel. Eine schweigende Armee, die auf ihre Befehle wartete.

In diesem Moment erschien Kelly Goodweather neben dem Meister; auch sie hatte er gerufen. Hinter ihr stand Zachary, ihr Sohn, der aus reiner Neugier gekommen war.

Und dann sandte der Meister seinen Befehl hinaus. Er bestand aus einem Wort.

Goodweather.

Es war keine Antwort zu hören. Die einzige Antwort seiner Untertanen war sofortiges Handeln. Schon bald würde der Meister Ephraim Goodweather in seiner Gewalt haben. Und ihn töten. Erst dessen Seele, dann dessen Körper.

Und es würde ihm eine wahre Freude sein.

Roosevelt Island

Bevor Roosevelt Island in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts zu einer luxuriösen Wohnsiedlung mitten im East River umfunktioniert wurde, hatten dort über hundert Jahre lang ein Gefängnis, ein Hospital für Pockenranke und ein »Irrenhaus« gestanden.

Die Insel war also immer schon eine Zuflucht für New Yorks Ausgestoßene gewesen. Und einer dieser Ausgestoßenen war nun Vasilij Fet.

Vasilij hatte entschieden, lieber allein auf der wenige hundert Meter schmalen und drei Kilometer langen Insel zu leben als mit den anderen in der von Vampiren befallenen Stadt oder einer ihrer Vororte. Ja, allein der Gedanke, sich im besetzten New York zu verstecken, widerte ihn an. Und tatsächlich hatten die wasserscheuen *strigoi* keine Verwendung für die zwischen Manhattan und Queens gelegene Insel; sie hatten sie während des Umsturzes einfach von allen Bewohnern geräumt und in Brand gesetzt. Die Seilbahnkabel zur 59th Street waren gekappt und die Roosevelt Island Bridge an ihrem Ausgangspunkt in Queens zerstört. Die U-Bahn-Linie F verlief zwar nach wie vor unter dem Fluss hindurch zur Insel, doch die dazugehörige Station war stillgelegt und zugemauert.

Der frühere New Yorker Kammerjäger kannte jedoch noch einen anderen Weg auf die Insel: Ein schmaler Schacht, Teil der damaligen, mit Luftdruck betriebenen Müllbeseitigungsanlage, führte vom U-Bahn-Tunnel direkt in das Zentrum von Roosevelt Island.

Der Großteil der Gebäude auf der Insel lag in Trümmern, darunter auch die Apartmenthäuser, die einst einen herrlichen Ausblick auf Manhattan geboten hatten. Aber unter dem ganzen Schutt hatte Vasilij einige noch halbwegs intakte Kellerwohnungen entdeckt, vier Apartmenteinheiten miteinander verbunden und sich damit eine kleine, unter der Erde verborgene Zuflucht geschaffen. Die Rohre und Kabel, die unter dem Fluss hindurchführten, waren nicht beschädigt, und so verfügte er, nachdem er die Anschlüsse repariert hatte, auch über Wasser und Strom.

Die Schmuggler setzten Vasiliy und den russischen Nuklearsprengkopf im Schutz des Mittagslichts am nördlichen Ende der Insel ab. Vasiliy holte den Pritschenwagen, den er in einem Schuppen unweit des Strandes abgestellt hatte, und zog den Sprengkopf zusammen mit seinem Rucksack und einer kleinen Styropor-Kühlbox durch den strömenden Regen in sein Versteck.

Er freute sich darauf, Nora wiederzusehen, ja, ihm war bei dem Gedanken an sie sogar etwas schwindelig. War das so, wenn man zu seiner Liebsten zurückkehrte? Davon abgesehen war Nora die einzige, die wusste, dass er sich mit den Ukrainern getroffen hatte – und nun kam er mit seiner Trophäe zurück wie ein Schuljunge nach einem Sportwettbewerb. Er war stolz auf sich, weil er wusste, dass sie stolz auf ihn sein würde.

Als er jedoch zu der vom Feuer geschwärzten Tür kam, die in sein unterirdisches Reich führte, bemerkte er, dass sie einige Millimeter offenstand. Ein Fehler, den Dr. Nora Martinez nie gemacht hätte ... Vasiliy holte sein Schwert heraus, dann bugsierte er den Pritschenwagen durch die Tür, ließ ihn im verwüsteten Eingangsbereich stehen und ging vorsichtig die Treppe hinunter.

Unten angekommen öffnete er ebenso vorsichtig die Tür zu seiner Kellerwohnung. Eigentlich war es nicht nötig, sein Versteck besonders gut zu sichern – niemand, abgesehen vielleicht von vereinzelt Schmugglern, die sich mit ihren Schiffen in die Nähe Manhattans wagten, setzte mehr einen Fuß auf die Insel.

In der dürftig eingerichteten Küche war nichts Verdächtiges zu erkennen. Vasiliy ernährte sich in erster Linie von abgepacktem Zeug, das er in den Monaten nach dem Umsturz zusammengesammelt hatte: Cracker und Fruchtriegel, Little-Debbie-Cakes und Twinkies. Inzwischen hatte das meiste davon das Ablaufdatum überschritten, und im Gegensatz zur landläufigen Meinung wurde der Kram tatsächlich ungenießbar. Er hatte auch versucht zu angeln, aber der Fluss war so stark mit Chemikalien verschmutzt, dass kein Feuer der Welt das Gift aus dem Fisch hätte kochen können.

Vasiliy kontrollierte die Abstellkammer, dann ging er ins Schlafzimmer. Es war noch nicht lange her, da hatte ihm eine Matratze auf dem Fußboden völlig genügt, aber die Aussicht, Nora könnte einmal die Nacht bei ihm

verbringen, hatte ihn bewogen, in den Trümmern nach einem Bettgestell zu suchen. Jedenfalls war niemand hier. Auch im Badezimmer war niemand, wo Vasilij die Kammerjäger-Ausrüstung und einige andere Gerätschaften aus seinem ehemaligen Laden in den Flatlands aufbewahrte.

Er bückte sich durch das Loch in der Wand, das er mit einem Vorschlaghammer geschlagen hatte, und betrat das nächste Apartment, wo er eine Art Büro eingerichtet hatte. Der Raum war mit zahllosen Kartons vollgestellt, in denen sich Abraham Setrakians Bibliothek und Aufzeichnungen befanden. In der Mitte stand ein abgewetztes Ledersofa, über dem eine Leselampe angebracht war.

Und neben dem Sofa stand ein Mann.

Die Gestalt war bestimmt zwei Meter groß und muskelbepackt. Das Gesicht war hinter einer Kapuze verborgen; nur die roten Augen waren zu erkennen. Die bleichen Hände blätterten in einem von Setrakians Notizbüchern.

Ein *strigoi*. Aber nicht wie die anderen: Dieser Vampir trug ganz normale Kleidung.

Vasilij sah sich panisch um. Hatten sie ihn in eine Falle gelockt?

Ich bin allein.

Die Stimme des *strigoi* dröhnte in Vasilij's Kopf. Der Kammerjäger fixierte den hünenhaften Eindringling. Das hier war sein Heiligtum. Die Bücher und Notizen, die er hier aufbewahrte, waren von unschätzbarem Wert ...

»Wo ist Nora, du Bestie?«, rief er, während er das Schwert aus der Scheide zog und sich so schnell wie möglich auf die Kreatur zubewegte. Doch der Vampir war schneller: Er wich zur Seite, packte Vasilij und drückte ihn nach unten. Das Schwert fiel nutzlos zu Boden. Der Kammerjäger schrie wütend auf und versuchte seinen Gegner mit einigen Ringergriffen zu überwältigen, aber der *strigoi* hatte für alles einen geeigneten Konterparat. Schließlich nahm er Vasilij in einen Zangengriff, so dass sich dieser nicht mehr rühren konnte.

Ich sagte doch, dass ich allein gekommen bin. Der Vampir schlug die Kapuze zurück. *Erinnerst du dich an mich?*

Ja, jetzt erinnerte sich Vasilij. Das bleiche Gesicht mit den tiefroten Augen ... Das alte Gebäude am Central Park ... Das Messer, das ihm der Vampir an die Kehle gehalten hatte ...

»Du warst dabei, als die Alten vernichtet wurden. Du warst ihr Bodyguard.«

Das ist richtig.

»Aber du bist nicht mit ihnen zu Staub zerfallen. Nicht wie die anderen.«

Auch das ist richtig.

»Q ... irgendwas, nicht wahr?«

Quinlan.

Ruckartig befreite Vasiliy seinen rechten Arm und versuchte dem *strigoi* ins Gesicht zu schlagen, doch eine Sekunde später war seine Hand wieder im Schraubstock gefangen. Und jetzt drehte Quinlan an der Hand. Und das tat wirklich weh.

Hör mir zu, Vasiliy Fet. Wenn ich dich hätte töten wollen, wärest du schon längst nicht mehr am Leben. Ich habe jahrhundertlang in zahllosen Kriegen gekämpft. Ich habe Kaisern und Söldnern gedient. Ich habe Tausende deiner Art und Hunderte meiner getötet. Jetzt aber will ich lediglich, dass du mir zuhörst. Und wenn du mich ein weiteres Mal angreiffst, werde ich dich töten. Hast du das verstanden?

Vasiliy verzog den Mund vor Schmerz. Er nickte. Und Quinlan ließ ihn los.

»Du bist damals nicht mit den Alten gestorben«, sagte Vasiliy keuchend. »Also musst du zum Meister gehören ...«

Ja. Und nein.

»Aha. Wie erhellend.«

Dein Freund Gus. Ich habe ihn auf Geheiß der Alten zu einem Sonnenjäger gemacht.

»Ja, ich erinnere mich. Aber das hat euch auch nichts genützt.« Vasiliy blieb auf der Hut. Die Machenschaften des Meisters hatten ihn paranoid gemacht, aber nur wegen dieser Paranoia hatte er zwei Jahre lang überlebt.

Ich würde gerne einen Blick in das Occido Lumen werfen. Gus hat mir gesagt, dass du weißt, wo es sich befindet.

»Scheiß auf dich! Das kriegst du nur über meine Leiche!« Vasiliy hob das Schwert auf.

Es schien, als würde Quinlan lächeln. *Wir haben dasselbe Ziel. Und ich habe gewisse Vorkenntnisse, wenn es darum geht, das Occido Lumen und Abraham Setrakians Aufzeichnungen zu entziffern.* Der Vampir klappte das

Notizbuch zu – es war eines derjenigen, die auch Vasiliy mehrmals durchgegangen war.

»Interessante Lektüre, was?«

Äußerst interessant. Und beeindruckend korrekt. Professor Setrakian war ein gebildeter Mann.

»Ja, ohne Scheiß. Er wusste, wovon er redete.«

Ich wäre ihm einmal beinahe begegnet. Im Norden Finnlands. Er war mir dort auf der Spur, und wie du dir sicher denken kannst, hatten mich seine Absichten damals leicht in Sorge versetzt. Jetzt glaube ich, dass wir ein sehr aufschlussreiches Gespräch miteinander hätten führen können.

»Ja, klar – und dann hättest du ihn ausgesaugt.« Vasiliy fand, dass ein kleiner Test angebracht war. Er deutete auf das Notizbuch. »Ozryel? Ist das der Name des Meisters?« Er hatte einige kopierte Seiten aus dem *Occido Lumen* auf der Fahrt nach Island dabei gehabt und sie sich, wann immer möglich, angesehen – darunter auch die Abbildung, auf die Setrakians Blick als erstes gefallen war, als er den Silberkodex endlich in Händen gehalten hatte: ein Erzengel, den er Ozryel genannt hatte. Der alte Professor hatte das Bild des Engels mit dem alchemistischen Symbol dreier übereinanderliegender Mondsicheln in Verbindung gebracht, die ihrerseits dem Zeichen für Biogefährdung ähnelten. »Der alte Mann hat Ozy den Engel des Todes genannt.«

Ozy?

»Ich steh auf Spitznamen. Also: Ozy wurde zum Meister?«

Ja, zum Teil.

»Zum Teil?« Vasiliy stützte sich auf das Schwert wie auf einen Gehstock; die silberne Spitze bohrte ein weiteres Loch in den Boden. »Was soll das alles? Setrakian hätte tausend Fragen an dich gehabt – aber ich weiß ja nicht mal, wo ich anfangen soll.«

Du hast bereits angefangen.

»Ja, vermutlich ... Verdammt, wo warst du vor zwei Jahren, als uns der Meister in den Arsch getreten hat?«

Ich musste etwas erledigen. Vorbereitungen treffen.

»Vorbereitungen für was?«

Die Asche.

»Stimmt, da war doch noch was mit den Alten. Ihrer Asche. Drei von ihnen stammten aus der Alten Welt ...«

Du weißt mehr, als du denkst.

»Aber bei weitem nicht genug. Ich komme gerade selbst von einer Reise zurück. Wollte rauskriegen, woher das *Occido Lumen* stammte. Aber das war wohl eine Sackgasse ... Trotzdem war die Reise nicht nutzlos.« Vasilij dachte an den Sprengkopf. Und dann dachte er an Nora. Er ging zu dem Laptop, der auf einem kleinen Tisch an der Wand lag, und schaltete ihn an. Checkte seine Nachrichten. Nichts Neues von ihr; die letzte Mail war zwei Tage alt. Er wandte sich wieder Quinlan zu. »Ich muss jetzt los. Ich habe eine Menge Fragen, aber erst muss ich mich um jemanden kümmern. Vermutlich wirst du nicht hier auf mich warten, oder?«

Nein. Ich benötige das Occido Lumen. Es ist in einer Sprache geschrieben, die ihr Menschen nicht versteht. Wenn du es mir bringst, verspreche ich dir einen konkreten Plan, wie wir gegen den Meister vorgehen können.

Plötzlich spürte Vasilij ein stechendes Gefühl in seinem Bauch. War das Angst? »Darüber muss ich erst mit den anderen sprechen. Eine solche Entscheidung kann ich nicht alleine treffen.«

Mr. Quinlan stand im Halbdunkel wie eine antike Statue. *Geh zu Gus, wenn du mich finden willst. Aber denk immer daran – wir haben nur wenig Zeit.*

ERSTES ZWISCHENSPIEL

Die Geschichte von Mr. Quinlan

Das Jahr 40 nach Christus war das letzte Herrschaftsjahr des römischen Kaisers Caligula und von Hybris, Grausamkeit und Wahnsinn bestimmt. Der Kaiser, den etliche Dokumente aus jener Zeit als »Jupiter« bezeichnen, erschien wie ein Gott gekleidet in der Öffentlichkeit, ließ die Köpfe der Götterstatuen entfernen und durch sein eigenes Antlitz ersetzen und zwang den Senat, ihn wie ein überirdisches Wesen zu verehren. Allein zu diesem Zweck wurde der kaiserliche Palast auf dem Palatin um einen Tempel erweitert.

Am Hof Caligulas lebte damals auch ein blasser, schwarzhaariger Junge von vielleicht fünfzehn Jahren. Einst war er ein Sklave gewesen, aber der selbsternannte Sonnengott hatte ihn auf Anraten eines Wahrsagers – der daraufhin nie wieder gesehen wurde – zu sich gerufen. Der Kaiser gab dem Jungen den Namen Thrax.

Man erzählte sich, dass römische Soldaten Thrax in einem verlassenem Dorf weit im Osten aufgefunden hatten – in einem jener wilden, kalten Landstriche, die von Barbarenstämmen bevölkert waren. Und man erzählte sich, dass sich hinter der zarten fragilen Erscheinung des Jungen äußerste Brutalität und Ruchlosigkeit verbargen. Ja, manche behaupteten sogar, dass er die Gabe des zweiten Gesichts besaß – und das war wohl auch der Grund, warum Caligula so angetan von ihm war. Thrax trat ausschließlich nachts in Erscheinung, gewöhnlich an der Seite des Kaisers; zuweilen sah man ihn aber auch allein im Tempel, wo seine Haut im Mondlicht wie Alabaster leuchtete. Er beherrschte etliche Barbarensprachen und eignete sich in kürzester Zeit Latein und die Naturwissenschaften an. Als politischer

Berater Caligulas vergab und entzog er die kaiserliche Gunst und empfahl die Verehrung des Kaisers als Gott. Hin und wieder erschienen sie gemeinsam im Circus Maximus und feuerten bei Pferderennen, die nachts im Schein unzähliger Fackeln abgehalten wurden, die Mannschaft der »Grünen« an; ja, man erzählte sich, dass Thrax einmal nach der Niederlage ihrer Favoriten angeordnet hatte, alle übrigen Pferde zu vergiften.

Weder Caligula noch Thrax konnten schwimmen, und so inspirierte der Junge den Kaiser zu einer seiner größten Verrücktheiten: eine über drei Kilometer lange Brücke aus zusammengebundenen Schiffen, die die Hafenstädte Baiae und Puteoli verband. Thrax war nicht zugegen, als Caligula auf seinem Pferd Incitatus das erste Mal über die Brücke ritt und dabei den Brustpanzer Alexanders des Großen trug, aber es hieß, dass der frühere Sklave sie später etliche Male bei Nacht überquerte, gehüllt in feinstes Tuch, in einer von vier Nubiern getragenen Sänfte und begleitet von einem Dutzend Wachen – eine mehr als unheilige *sedia gestatoria*.

Doch damit nicht genug: Einmal pro Woche wurden Thrax sieben handverlesene Sklavinnen in seine opulenten Gemächer unter dem Tempel gebracht. Er verlangte nach Jungfrauen, nicht älter als neunzehn Jahre und bei bester Gesundheit, und so wurden im Laufe der Woche immer wieder Tupfer ihres Schweißes untersucht, um die Richtigen auszuwählen. Dann, als am siebten Tag die Sonne am Horizont versank, wurde die eisenbeschlagene Tür zu Thrax' Räumen von innen verriegelt.

Die erste Sklavin starb stets auf dem großen Bernsteinaltar. An seinen Seiten befand sich ein Relief aus verkrümmten Körpern, die alle ihre Arme Richtung Himmel streckten, und in der Deckplatte waren zwei Ritzen, durch die das Blut der Opfer in goldene, rubinbesetzte Becher floss.

Lediglich mit dem *subligar* bekleidet, kam Thrax aus einem schmalen Seitengang und befahl der Sklavin, sich auf den Altar zu legen. Dann trat er neben sie und durchbohrte ihren Hals mit seinem Stachel. Die sieben Spiegel, die um den Altar herum angebracht waren, reflektierten das blutige Mahl. In Sekundenschnelle platzten die Venen der Sklavin, und ihr Körper verlor jegliche Farbe. Mit geübtem Griff hielt Thrax sie fest, bis sie sich nicht mehr rührte.

Nachdem er sich reichlich an der darauf eintretenden Panik ergötzt hatte, griff er sich die zweite Sklavin, trank ihr Blut, tötete sie. Dann die

dritte. Dann die vierte ... Bis nur noch eine von ihnen übrig war. Die letzte genoss Thrax immer am meisten.

Doch einmal, in einer Winternacht, zögerte er, die letzte Sklavin zu töten – er spürte ein ungewöhnliches Pulsieren in ihrem Blut. Er legte ihr die Hand auf den Bauch, der fest und angeschwollen war, und begriff: Diese verfluchte Sklavin war schwanger ... Thrax schlug ihr brutal ins Gesicht, so dass sie zu Boden fiel. Dann griff er nach dem goldenen Dolch, der neben der Früchteschale lag. Er wollte ihr die Klinge ins Genick rammen, doch die Sklavin riss in letzter Sekunde den Arm hoch, und so durchtrennte er ihr nur einige Muskeln. Er holte erneut aus, aber wieder wehrte sie ihn ab. Obwohl er schnell und geübt war, konnte er seine über Jahrhunderte erlernten Kampfkünste in diesem halbwüchsigen, *schwachen* Körper nicht zur Anwendung bringen.

In diesem Moment entschied der Meister, nie wieder in einen Körper zu wechseln, der jünger als dreizehn Jahre war.

Während ihr das Blut aus den Wunden floss, weinte die Sklavin heftig und flehte ihn an, ihr Leben und das ihres ungeborenen Kindes zu verschonen. Sie rief ihre zahlreichen Götter an. Aber menschliches Flehen hatte keinerlei Bedeutung für den Meister – außer als liebgewonnene Untermalung seiner Nahrungsaufnahme.

Plötzlich jedoch klopfen die Wachen an die Tür. Sie hatten strikten Befehl, sein wöchentliches Ritual nicht zu stören, und kannten seine Grausamkeit – also mussten sie einen wirklich wichtigen Grund haben. Der Meister öffnete die Tür und ließ sie ein. Nach vielen Monaten Palastdienst waren die Soldaten längst an den blutigen Anblick in Thrax' Räumen gewöhnt. Sie berichteten, dass Caligula ein Attentat überlebt hatte, und überbrachten den Wunsch des Kaisers, Thrax in dieser schweren Stunde an seiner Seite zu haben.

Dem Meister war bewusst, dass die Sklavin und das Kind in ihrem Bauch getötet werden mussten, aber er wollte dieses Vergnügen nicht den Wachen überlassen, also befahl er ihnen, seine Räume abzuriegeln, bis er zurück war.

Wie sich herausstellte, war das angebliche Attentat nichts als ein Produkt der hysterischen Phantasie des Kaisers – was allerdings nicht verhinderte, dass sieben unschuldige Teilnehmer der nächtlichen Orgie hingerichtet

wurden –, und so konnte Thrax schon bald in seine Gemächer zurückkehren. Doch während er den Sonnengott beschwichtigte, hatten die Offiziere, um den vorgeblichen Staatsstreich niederzuschlagen, den Palast räumen lassen.

Die schwangere, verwundete, *infizierte* Sklavin war verschwunden.

Noch bevor die Sonne aufging, überredete Thrax Caligula, Soldaten in alle Himmelsrichtungen zu senden, um die Sklavin aufzuspüren und in den Palast zurückzubringen. Doch selbst unter der Androhung schwerster Strafen gelang es den Männern nicht, das Mädchen zu finden. Als es wieder Nacht wurde, machte sich Thrax schließlich selbst auf die Suche, aber aufgrund ihrer Schwangerschaft war seine mentale Verbindung zu ihr nicht stark genug. Damals war der Meister nur wenige hundert Jahre alt, und es kam durchaus vor, dass ihm Fehler unterliefen. Diesen einen Fehler jedoch sollte er sich nie verzeihen.

Im ersten Monat des neuen Jahres wurde Caligula dann tatsächlich Opfer eines Mordanschlags. Sein Nachfolger Claudius kam durch die Unterstützung der Prätorianer ins Amt – und der grausame Sklave Thrax, der Günstling Caligulas, fiel in Ungnade und musste aus dem Palast fliehen.

Die schwangere Sklavin zog es unterdessen nach Süden, zurück in ihr Heimatland, zu den Menschen, die sie liebte. Und dort gebar sie einen Sohn, dessen blasse, beinahe durchsichtige Haut im Mondlicht wie Marmor schimmerte. Er kam in einer Höhle inmitten einer Olivenplantage auf Sizilien zur Welt, und auf dieser trockenen Insel blieben sie die nächsten Jahre. Und jagten. Doch obwohl sie sich beide von menschlichem Blut ernährten, fehlte dem Jungen das Gen, das es ihm ermöglichte, seine Opfer zu verwandeln. Er war ein Bastardkind, ein Blutgeborener. Er war halb Mensch, halb *strigoi* und konnte sich sogar für einige Zeit dem Sonnenlicht aussetzen, ohne dass die Strahlen ihn verbrannten. Und noch etwas unterschied ihn von den anderen Vampiren: Er war seinem Schöpfer nicht hörig.

Sollte allerdings der Meister eines Tages vernichtet werden, so würde das auch sein Ende bedeuten.

Im Laufe der Jahre, während der Junge heranwuchs, verbreiteten sich im Mittelmeerraum die Gerüchte über einen Dämon, der im Süden Italiens sein Unwesen trieb. Gerüchte, die auch dem Meister zu Ohren kamen ...

Eines Tages – er war gerade zehn Jahre alt – kehrte der Junge kurz vor Sonnenaufgang in seine Höhle zurück. Und spürte dort eine Präsenz. Im Schatten der Höhle lauerte ein noch dunklerer Schatten. Bewegte sich. Beobachtete ihn. Dann spürte er, wie die Stimme seiner Mutter in ihm immer schwächer wurde und schließlich ganz verstummte. Und er wusste, was geschehen war: Was immer dort in der Höhle war, hatte seine Mutter getötet. Und wartete nun auf ihn. Auch ohne diesem Wesen von Angesicht zu Angesicht gegenüberzutreten spürte er seine Grausamkeit. Das Ding in der Dunkelheit kannte keine Gnade. So schnell er konnte, floh der Junge aus der Höhle und rettete sich ins frühe Sonnenlicht.

Einige Zeit lang schlug er sich mehr schlecht als recht durch. Jagte in den Wäldern, suchte nach Aas, raubte Wanderer aus, die sich verirrt hatten. Doch bald wurde er gefasst und vor Gericht gestellt. Man ließ ihn zwar am Leben, machte ihn aber zum Gladiator, was zur damaligen Zeit den sicheren Tod bedeutete. Der Blutgeborene erwies sich allerdings als ungewöhnlich stark und talentiert – mit Leichtigkeit siegte er über jeden Herausforderer, Mensch oder Tier, und erweckte so die Aufmerksamkeit des Senats und der Armee. Kurz vor seiner offiziellen Gladiatorenweihe wurde er von einer Gruppe Neider attackiert und von etlichen Schwerthieben getroffen, die ihn jedoch auf wundersame Weise nicht töteten. Die Wunden verheilten schnell, und der Blutgeborene wurde von der Gladiatorenschule genommen und kam in die Obhut des Senators Faustus Sertorius, der sich in seiner freien Zeit mit schwarzer Magie befasste und eine Sammlung primitiver magischer Artefakte besaß. Der Senator glaubte in dem Gladiator den »Fünften Unsterblichen« zu erkennen – geboren aus menschlichem Fleisch und vampirischem Blut –, und nannte ihn daher Quintus Sertorius.

Der mysteriöse *peregrinus* wurde anfangs in die *auxilia* aufgenommen, doch schnell stieg er in der Armee auf und wurde schon bald der Dritten Legion zugeteilt. Unter dem Banner des Pegasus überquerte er den Ozean und kämpfte in Afrika gegen die Berber. Dabei eignete er sich besondere Fähigkeiten mit dem *pilum* an, dem römischen Langspeer; man erzählte sich, dass er damit ein Pferd in vollem Galopp treffen konnte. Außerdem schwang er eine stählerne Doppelklinge, ein *gladius hispaniensis*, das er sich eigens hatte anfertigen lassen – ohne die übliche Silberverzierung und mit einem aus dem Oberschenkelknochen eines Menschen gefertigten Griff.

Viele Jahrzehnte vergingen, in denen Quintus etliche Male am traditionellen Triumphmarsch vom Bellona-Tempel zur Porta triumphalis teilnahm; in denen er, zur Freude des jeweiligen Kaisers, den Ruhm der römischen Armee mehrte. Gerüchte umrankten ihn – Warum lebte er so lange? Warum konnten ihm all die Wunden nichts anhaben? –, und er wurde ebenso sehr verehrt wie gefürchtet. Im Norden Britanniens trug er Angst und Schrecken in die Heere der Pikten; die Germanen nannten ihn ehrfürchtig den »stählernen Schatten«; und allein seine Anwesenheit trug zum Frieden am Ufer des Euphrats bei.

Tatsächlich war Quintus eine mehr als beeindruckende Erscheinung. Seine kantige Statur und die ungewöhnlich blasse Haut machten ihn zu einer lebenden Statue, gemeißelt aus reinstem Marmor. Er war ein Kämpfer durch und durch, jede seiner Bewegungen verströmte Selbstbewusstsein. In einem Zweikampf benötigte er gerade mal zwanzig Sekunden, um den Gegner zu Boden zu werfen. In einer Schlacht stellte er sich stets an die Spitze der Vorhut und verließ als letzter das Feld. Anfangs sammelte er auch Trophäen, doch als das Töten zur Gewohnheit wurde und der gehortete Tand allmählich sein Haus verstopfte, verlor er das Interesse daran.

Zu jedem Zeitpunkt seiner Karriere jedoch spürte Quintus den Schatten des Meisters über sich. Immer wieder geriet er in einen Hinterhalt, musste sich gegen Vampirsklaven zur Wehr setzen – und manchmal auch gegen den Meister selbst, der sich längst des fünfzehnjährigen Thrax entledigt hatte und Quintus nun in den unterschiedlichsten Wirtskörpern auflauerte. Erst war der Blutgeborene von diesen Attacken verwirrt, aber mit der Zeit wuchs seine Neugier auf jenes Wesen, das für seine Existenz verantwortlich war. Die militärische Ausbildung hatte ihn gelehrt, bei einer Bedrohung in die Offensive zu gehen – und so versuchte er seinerseits, dem Meister auf die Spur zu kommen.

Etwa zur selben Zeit wurden die Alten auf Quintus' Heldentaten aufmerksam, und während eines Feldzugs suchten sie ihn nachts in seinem Zelt auf. Durch sie erfuhr der Blutgeborene endlich die Wahrheit über seine Herkunft und jenen eigenwilligen Alten, den seine Brüder »den Jüngsten« nannten. Sie lehrten ihm vampirisches Wissen – in der Annahme, dass er sich ihnen anschließen würde.

Doch Quintus weigerte sich. Er wollte nichts mit den Vampirfürsten zu tun haben, die alle durch denselben Kataklysmus entstanden waren wie der Meister. Er hatte sein bisheriges Leben bei den Menschen verbracht – und bei den Menschen sah er auch seine Zukunft. Trotz der Bedrohung durch den Meister beschloss er, als Unsterblicher unter Sterblichen zu leben – und nicht als Halbblut unter Reinblütigen.

Als schließlich seine Tage auf dem Schlachtfeld gezählt waren, wurde Quintus zum Legaten ernannt und erhielt einige Morgen fruchtbares Land an der süditalienischen Küste. Außerdem gab man ihm – der selbst keine Kinder zeugen konnte – eine Familie: eine junge Berberwitwe mit olivfarbener Haut, dunklen Augen und einer Tochter. Zum ersten Mal in seinem Leben empfand er so etwas wie Geborgenheit. So etwas wie Liebe. Die Frau sang für ihn in ihrer wundervollen Sprache und wiegte ihn damit, tief im Keller ihres Hauses, in den Schlaf. Es war eine Zeit des Friedens und des Glücks.

Bis eines Nachts, als Quintus gerade außer Haus war, der Meister seiner Familie einen Besuch abstattete.

Die Frau und das Kind warteten bereits an der Tür auf ihn, als er schließlich zurückkehrte – und gemeinsam mit dem Meister fielen sie über ihn her. Im darauf folgenden Kampf gelang es Quintus, seine Familie zu erlösen, doch dem Ansturm des Meisters konnte er sich nur schwer erwehren. Damals befand sich der Meister im Körper eines für seine Grausamkeit bekannten Legionärs namens Tacitus. Normalerweise gab es in der Armee keine Legionäre, die kleiner als ein Meter achtzig waren, aber bei Tacitus hatte man eine Ausnahme gemacht: Er war stark wie ein Ochse. Die riesigen Schultern und der wuchtige Rücken verliehen ihm das Aussehen eines Buckligen, doch jetzt, da er über dem niedergerungenen Quintus stand, wirkte er wie ein Held aus einer griechischen Sage.

Quintus war allerdings auf diesen Moment vorbereitet; so sehr er ihn gefürchtet hatte, so sehr hatte er ihn auch herbeigesehnt. In seinem Gürtel war ein kleines Silbermesser versteckt, so platziert, dass es seine Haut nicht berührte, aber dass er es trotzdem schnell herausziehen konnte. Und genau das tat er nun: Er zog das Messer aus dem Gürtel und zerschnitt Tacitus das Gesicht. Kreischend presste sich der Legionär die Hand auf das rechte Auge,

aus dem weiße Flüssigkeit strömte, sprang durch das Fenster und verschwand in der Dunkelheit.

Als seine Wunden schließlich geheilt waren, spürte Quintus eine Einsamkeit in sich, die ihn nie wieder verlassen sollte. Und so schwor er der Kreatur, die ihn erschaffen hatte, ewige Rache – auch wenn der Tod des Meisters seinen eigenen Tod bedeutete.

Viele Jahre später – das Christentum hatte sich inzwischen in Europa ausgebreitet – ging Quintus zu den Alten und erklärte, dass er nun seine Herkunft akzeptiert hätte. Er bot ihnen all seinen Besitz, all seinen Einfluss und all seine Kraft an – und sie begrüßten ihn als einen der ihren. Er warnte sie auch vor dem Meister, und sie schienen sich durchaus über dessen Bösartigkeit im Klaren zu sein, aber sie vertrauten auf ihre zahlenmäßige Überlegenheit und ihre in vielen Jahren erworbene Weisheit.

Jahrhundertlang ließ Quintus – irgendwann änderte er den Namen in Quinlan – nichts unversucht, um am Meister Rache zu üben. Doch in all der Zeit kam er ihm nie näher als in jener Nacht in Tortosa im heutigen Syrien – der Nacht, in der der Meister Quinlan zum ersten Mal »Sohn« nannte.

Du kannst nicht gegen mich gewinnen, mein Sohn. Bring mich zu den Alten. Hilf mir, sie zu vernichten, und nimm deinen Platz an meiner Seite ein. Sei der Prinz, als der du geboren wurdest ...

Quinlan und der Meister standen am Rand einer Klippe, die den Ausblick auf eine riesige römische Totenstadt bot. Der Blutgeborene wusste, dass es von dort für den Meister, der sich im gedrungenen Körper eines Eisenschmieds befand, kein Entkommen gab – die Strahlen der aufgehenden Sonne brannten sich bereits in seine Haut. Doch die Worte des Meisters waren völlig unerwartet gekommen, und Quinlan fühlte sich, als wäre jemand in seinen Kopf eingedrungen. Und er fühlte sich – für einen kurzen Moment, den er für den Rest seines Lebens bereuen sollte – wieder geborgen. Dieses Geschöpf, das dort vor ihm stand, war sein Vater, sein *wirklicher* Vater ... Für wenige Augenblicke senkte Quinlan seine Waffe – und sofort ergriff der Meister die Gelegenheit zur Flucht. Kletterte mit seinen Klauenhänden den schroffen Felsen hinunter. Verschwand in dem düsteren Labyrinth aus Gräbern und Tunneln.

Viele Jahre später segelte ein Schiff aus dem englischen Plymouth nach Cape Cod in der Neuen Welt. Die offizielle Liste vermerkte einhundertdreißig Passagiere an Bord, doch in vier mit Blumenerde und Tulpenknollen gefüllten Holzkisten – offenbar wollte sich der Eigentümer das Klima an der amerikanischen Ostküste zunutze machen – reisten auch die Alten und ihr Verbündeter Quinlan über den Atlantik. Auf dem neu entdeckten Kontinent angekommen, errichteten sie, unterstützt von Kiliaen Van Zanden, einem der mächtigen Kaufleute jener Zeit, tief in der Erde ihr Schattenreich. Ihr wichtigstes Ziel war es, das *Occido Lumen* in den Besitz zu bekommen – in der Hoffnung, eine Antwort auf die einzige Frage zu erhalten, die für Quinlan und die Alten wirklich von Bedeutung war:

Wie konnte man den Meister vernichten?

Camp Liberty

Das schrille Signal der Lagerpfeife riss Nora Martinez aus dem Schlaf. Sie lag in einer Art Hängematte – ein Leintuch, das mit Seilen an der Decke angebracht war und sie wie ein Kokon umschloss. Um herauszukommen, musste sie ihren Körper ans hintere Ende schieben und sich mit den Füßen voran nach unten fallen lassen.

Während sie sich aufrappelte, spürte sie, dass etwas nicht stimmte. Sie bewegte den Kopf. Er fühlte sich seltsam leicht an. Sie hob die Hand. Berührte nackte Kopfhaut.

Ihre Haare waren verschwunden.

Verfluchte Hurensöhne!

Nora war wirklich nicht eitel, was ihr Aussehen betraf, aber auf ihr schönes Haar war sie immer stolz gewesen; sie hatte es stets lang getragen, obwohl das in ihrem Job als Epidemiologin gewisse Nachteile mit sich gebracht hatte. Jetzt fuhr sie sich über den Kopf, als müsste sie eine Migräne bekämpfen, berührte nackte Haut, wo sie sie noch nie zuvor berührt hatte. Tränen liefen über ihre Wangen, und ganz plötzlich fühlte sie sich kleiner und schwächer als zuvor – obwohl es dafür eigentlich überhaupt keinen Grund gab. Indem sie ihr das Haar genommen hatten, hatten sie ihr auch ein Stück Selbstbewusstsein genommen.

Allerdings war dieses Gefühl von Schwäche nicht ausschließlich eine Folge der Kopfrasur. Nora fühlte sich *wirklich* benommen. Sie war erstaunt, dass sie nach der verwirrenden und beängstigenden Aufnahme-prozedur überhaupt hatte schlafen können; eigentlich hatte sie sich fest

vorgenommen, wach zu bleiben, um so viel wie möglich über den Quarantänebereich herauszufinden, bevor man sie in das Lager mit dem absurden Namen Camp Liberty brachte.

Der Geschmack in ihrem Mund – als hätte man sie mit einer Baumwoll-socke geknebelt – verriet ihr, dass man ihr ein Betäubungsmittel verabreicht hatte. Die Wasserflasche, die sie ihr gegeben hatten ... *Gottverdammte, ich hätte es wissen müssen!*

Eine Welle des Zorns stieg in ihr auf, und ein guter Teil davon war auf Eph gerichtet. Aber es war ja völlig sinnlos, auf ihn wütend zu sein. Also versuchte Nora, an Vasilij zu denken, stellte sich vor, wie sie ihn in ihre Arme schloss. Sie war sich sicher, dass sie keinen der beiden je wiedersehen würde – außer es gelang ihr irgendwie, aus diesem Lager zu entkommen.

Es war ein kluger Schachzug der *strigoi* – oder ihrer menschlichen Verbündeten von der Stoneheart Group –, die für Camp Liberty verantwortlich waren, die Neuzugänge erst einmal in Quarantäne zu stecken. Ein solches Lager war eine potenzielle Brutstätte für Infektionskrankheiten, und die Vampire konnten es sich nicht erlauben, ihre wertvollen Blutspender zu verlieren.

In diesem Moment wurde der Vorhang vor der Tür zur Seite geschoben, und eine Frau, die denselben schiefergrauen Overall wie Nora trug, trat ein. Sie hatte sie schon gestern gesehen, Nora erinnerte sich an ihr Gesicht: die hohlen Wangen, die papierene Haut, die vielen Fältchen um Mund und Augen. Schwarze Haarstoppeln bedeckten ihren Kopf; es war wohl wieder Zeit für eine Rasur. Trotzdem wirkte die Frau erstaunlich fröhlich. Sie hatte hier offenbar irgendeinen offiziellen Status, jedenfalls schien sie sich um die Neuankömmlinge zu kümmern. Ihr Name war Sally.

Ohne große Umschweife fragte Nora dasselbe, was sie bereits einen Tag zuvor gefragt hatte: »Wo ist meine Mutter?«

Worauf Sally lächelte, als wäre sie eine Kaufhausangestellte, die einen aufgebrauchten Kunden besänftigen musste. »Wie haben Sie geschlafen, Miss Rodriguez?«

Nora hatte, da sie durch die Verbindung mit Eph bestimmt auf allen Fahndungslisten stand, bei der Ankunft im Lager einen falschen Namen angegeben. »Dank des Mittels, das man mir verabreicht hat«, erwiderte sie,

»habe ich ziemlich gut geschlafen ... Aber ich habe gefragt, wo meine Mutter ist.«

»Soviel ich weiß, wurde sie ins Sunset gebracht. Das ist eine an Camp Liberty angeschlossene Siedlung, in der die Senioren ihren Lebensabend verbringen. Jedenfalls ist das das übliche Verfahren.«

»Wo ist das? Ich will zu ihr.«

»Es ist ein eigenständiger Teil des Lagers. Ich bin sicher, dass Sie sie bald besuchen können. Aber jetzt noch nicht.«

»Führen Sie mich dorthin!«

»Ich ... ich kann Ihnen den Eingang zeigen. Aber ich war selbst niemals dort.«

»Sie lügen. Oder Sie glauben tatsächlich, was Sie da sagen. Dann belügen Sie sich selbst.« Nora war bewusst, dass Sally lediglich der Überbringer der Nachricht war, dass sie in der Hierarchie des Lagers keine bedeutende Rolle spielte. Sie belog sie nicht willentlich, sondern sagte lediglich, was sie ihr sagen sollte; vielleicht wusste sie ja tatsächlich nicht, was sich hinter diesem »Sunset« in Wahrheit verbarg. Nora unterdrückte ihre Wut und sagte: »Hören Sie mir bitte zu. Meine Mutter ist krank und verwirrt. Sie hat Alzheimer.«

»Ich bin sicher, dass man sich gut um sie kümmert.«

»Kümmern? Sie werden sie töten – sie ist ihnen in keiner Weise mehr von Nutzen. Verstehen Sie denn nicht? Sie ist krank und gerät in Panik, wenn sie von Fremden umgeben ist. Ich will sie einfach nur noch einmal sehen. Ein letztes Mal.« Das war natürlich eine Lüge – Nora wollte mit ihrer Mutter aus dem Lager fliehen. Doch dafür musste sie sie erst einmal finden. Sie sah Sally tief in die Augen. »Sie sind doch ein Mensch wie ich. Wie können Sie das hier nur tun?«

Sally machte nicht den Eindruck, als hätte sie die Frage wirklich verstanden. Sie legte die Hand auf Noras Arm und drückte ihn sanft. »Es geht ihr bestimmt gut, Miss Rodriguez. Die Senioren bekommen alles, was sie benötigen, und müssen dafür keinerlei Gegenleistung erbringen. Um ehrlich zu sein, beneide ich sie.«

»Glauben Sie das *wirklich*?«

»Mein Vater ist auch dort.«

Nun griff Nora nach Sallys Hand. »Aber – wollen Sie ihn denn nicht sehen? Zeigen Sie mir, wo es ist.«

Wieder setzte Sally das Kaufhauslächeln auf und strahlte Nora an – die ihr in diesem Moment nur allzu gern eine Ohrfeige verpasst hätte. »Ich weiß, dass eine solche Trennung nicht einfach ist, Miss Rodriguez. Aber Sie müssen sich jetzt vor allem um sich selbst kümmern.«

»Haben Sie mir das Beruhigungsmittel verabreicht?«

Das Lächeln verschwand aus Sallys Gesicht. Jetzt sah sie leicht besorgt drein – als fürchtete sie um Noras zukünftige Produktivität innerhalb des Lagers. »Nein, ich habe keinen Zugang zu Medikamenten.«

»Werden Sie selbst ab und an ruhiggestellt?«

Sally tat so, als hätte sie die Frage nicht gehört. »Nun, Miss Rodriguez, die Quarantäne ist vorbei. Sie sind jetzt Teil der Lagergemeinschaft. Ich werde Ihnen alles zeigen, so dass Sie sich hier schnell zurechtfinden.«

Sie führte Nora eine Art Schleusengang entlang, über dem eine durchsichtige Plane angebracht war. Nora sah zum Himmel auf: Wie immer waren die Sterne von dicken Wolken verdeckt, und trotz der Plane tropfte der Regen auf ihre Füße. Nora trug Krankenhausandalen mit dicken Schaumsohlen, Sally etwas komfortablere, aber nun ebenso feuchte Sneakers. Kurz darauf kamen sie zu einem Kontrollpunkt, an dem ein Mensch stand: etwa fünfzig Jahre alt, weißer Doktorkittel über dem grauen Overall, den hier offenbar alle trugen. Er blätterte die Papiere durch, die ihm Sally gab, musterte Nora wie ein Zollbeamter, dann ließ er sie passieren.

Sie gingen einen schmalen Kiesweg entlang auf einen Aussichtsturm zu, der Nora an eine Wasserrettungsstation an einem Strand erinnerte. Von diesem Posten aus verlief der Weg in alle Richtungen. Langgestreckte, niedrige Gebäude, Warenhäusern ähnlich, standen in der Nähe; etwas weiter entfernt waren fabrikartige Betonbauten zu sehen. Es gab keine Wegweiser, nur hin und wieder flache Steine am Boden, in die Pfeile geritzt waren. Damit sich die Menschen in der Dunkelheit zurechtfinden, waren entlang der Wege Niedrigenergielampen angebracht.

Und dann sah Nora die Vampire.

Sie standen um den Posten herum, während der Regen auf ihre Köpfe und Schultern prasselte und ihre nackte bleiche Haut hinunterlief. Was ihnen allerdings überhaupt nichts auszumachen schien – mit hängenden

Armen beobachteten sie die vorbeikommenden Menschen mit ebenso ernster wie unbeteiligter Miene. Sie waren alles in einem: Sicherheitspersonal, Wachhunde, Kameras. Nora lief es kalt den Rücken hinunter.

»Um einen geordneten Ablauf zu gewährleisten, bedarf es gewisser Sicherheitsmaßnahmen«, sagte Sally, als sie Noras gerunzelte Stirn bemerkte.

»Tatsächlich gibt es hier nur sehr selten Zwischenfälle.«

»Zwischenfälle? Durch Menschen, die sich zur Wehr setzen?«

Sally zog eine Augenbraue hoch. »Zwischenfälle eben.«

Eine Mischung aus Beklemmung und Angst schnürte Nora die Kehle zu: Sie war den *strigoi* so nahe – und hatte keine Silberwaffe, um sich gegen sie zur Wehr zu setzen ... Und es schien ihr, als könnten die Vampire Angst geradezu riechen. Die Stachel klickten rhythmisch gegen ihre Gaumen, als sie das Adrenalin witterten.

»Wir sollten uns hier nicht länger aufhalten«, sagte Sally, und Nora spürte, wie ihr die schwarz-roten Augen der Kreaturen nachstarrten, während sie in Richtung eines der flachen Gebäude gingen. Dann sah sie die hohen Maschendrahtzäune, die das Lager umgaben. Sie waren mit orange-farbenen Wetterplanen überzogen und am oberen Ende in einem 45-Grad-Winkel nach außen gebogen. Nora konnte den dort angebrachten Stacheldraht erkennen ... Sie würde einen anderen Weg aus dem Lager finden müssen.

Jenseits des Zauns erblickte sie nadellose Baumspitzen. Sie hatte schon vermutet, dass sie sich außerhalb der Stadt befanden. Es gab Gerüchte über ein großes Lager im Norden Manhattans und zwei kleinere auf Long Island und im nördlichen New Jersey. In welchem war sie? Sie hatten ihr eine Kapuze über den Kopf gezogen, bevor sie sie hierher gebracht hatten, und Nora hatte sich viel zu viele Sorgen um ihre Mutter gemacht, um sich eine Vorstellung von der Fahrzeit zu machen.

Nach einer Weile kamen sie zu einem abgesperrten Rolltor, das bestimmt vier Meter hoch und mindestens so breit war. Es wurde von zwei Frauen bewacht, die in einem kleinen Häuschen saßen und Sally zunickten, als sie sie sahen. Sie öffneten das Schloss und machten das Tor gerade so weit auf, dass Sally und Nora hindurchschlüpfen konnten.

Im Zentrum des abgetrennten Bereichs stand eine große Holzbaracke, die Nora aus irgendwelchen Gründen eher an eine anheimelnde Blockhütte

als an eine medizinische Einrichtung erinnerte. Dahinter sah sie Dutzende Wohnwägen, alle in Reih und Glied aufgestellt wie in einem perfekt durchgeplanten Trailerpark.

Sie betraten die Baracke, gingen einen schmalen Flur entlang und kamen in einen geräumigen Aufenthaltsraum, der einer Mischung aus Flughafen-lounge und Studentenwohnheim glich. Auf einem Fernseher in der Ecke lief eine alte *Frasier*-Episode, deren Lachspur unter diesen Umständen besonders deplaziert klang – wie das höhnische Gelächter einer vergangenen Zeit.

An die zehn Frauen saßen in pastellfarbenen Stoffsesseln, die überall im Raum verteilt waren. Im Gegensatz zu Noras und Sallys grauem Overall trugen sie alle strahlend weiße Pullover. Und unter den Pullovern wölbte sich unübersehbar ihr Bauch – die Frauen waren alle mindestens im sechsten Monat schwanger. Außerdem war es ihnen ganz offensichtlich erlaubt, ihr von den Schwangerschaftshormonen dickes und glänzendes Haar wachsen zu lassen.

Und dann sah Nora noch etwas anderes: Eine der Frauen knabberte an einem Pfirsich, dessen Haut rot geädert und dessen Fleisch weich und saftig war. Nora lief das Wasser im Mund zusammen. Das einzige frische Obst, das sie im letzten Jahr zu sich genommen hatte, waren einige breiige Äpfel gewesen, die sie in einem Hinterhof in Greenwich Village von einem sterbenden Baum gepflückt hatte. Sie hatte die verdorbenen Stellen weggeschnitten, bis die Äpfel so ausgesehen hatten, als hätte man sie schon einmal gegessen.

Noras Verwunderung – und ihr Verlangen – war ihr offenbar deutlich anzusehen, denn die schwangere Frau schlug die Augen nieder, als sie ihrem Blick begegnete.

Nora wandte sich Sally zu. »Was ist das hier?«

»Die Geburtsstation. Hier halten sich die Frauen während der Schwangerschaft auf, und hier kommen auch die Kinder zur Welt. Sonst leben sie in den Wohnwägen rund um das Gebäude, die zum Komfortabelsten gehören, was Camp Liberty zu bieten hat.«

»Und wo verdammt noch mal« – Nora senkte die Stimme – »hat sie den Pfirsich her?«

»Schwangere haben Anspruch auf die beste Versorgung. Außerdem müssen sie während der Schwangerschaft und in den ersten Monaten nach der Geburt kein Blut abgeben.«

Gesunde Babys ... So sorgten die Vampire für Nachwuchs. Und für frisches Blut.

»Sie gehören übrigens zu den Glücklichen, Miss Rodriguez«, fuhr Sally fort. »Zu den zwanzig Prozent der Bevölkerung mit Blutgruppe B positiv.«

Das wusste Nora natürlich. Und sie wusste auch, dass die Menschen mit B positiv lediglich etwas gleichere Sklaven waren als die übrigen. Ihre »Belohnung« waren Internierung, regelmäßige Blutabgabe und erzwungene Fortpflanzung. »Aber wie können sie nur ein Kind in diese Welt setzen?«, flüsterte sie. »Hier, in diesem Lager?«

Noras Worte waren Sally ganz offensichtlich unangenehm. »Sie werden bald erkennen, dass ein Kind zu bekommen eines jener Dinge ist, die das Leben hier erträglich machen, Miss Rodriguez. In einigen Wochen denken Sie bestimmt ganz anders darüber. Ja, vielleicht freuen Sie sich dann sogar darauf.« Sally schob den Ärmel ihres Overalls hoch. Braunviolette Flecken kamen zum Vorschein, die wie überdimensionale Moskitostiche aussahen. »Jeden fünften Tag ein halber Liter.«

»Ich wollte Sie nicht persönlich angreifen. Es ist nur ...«

»Ich bin Ihre Freundin, vergessen Sie das nicht. Ich will Ihnen helfen. Sie sind noch jung, Ihnen stehen alle Möglichkeiten offen. Sie können ein Baby bekommen, sich hier im Lager etwas aufbauen. Viele ... sind nicht so glücklich.«

Nora versuchte, die Situation aus Sallys Sicht zu betrachten. Versuchte ihre Lethargie und Schicksalsergebenheit zu verstehen. Offenbar hatten die regelmäßigen Blutspenden und die schlechte Ernährung die Lagerinsassen so weit geschwächt, dass sie weder die Kraft noch den Mut zum Widerstand hatten – und die Aussicht, ein Kind zu bekommen, war das Einzige, das sie noch mit Hoffnung und Stolz erfüllte.

Sally sah Nora mit festem Blick an. »Jemand wie Sie, der das alles so furchtbar findet, könnte die Vorzüge einer mehrmonatigen Abschottung von der anderen Spezies wohl durchaus zu schätzen wissen.«

Nora dachte erst, sie hätte sich verhört. »Abschottung? Sie meinen, es gibt keine Vampire in der Geburtsstation?« Sie blickte sich um. »Warum nicht?«

»Ich weiß nicht. Es ist eine strikte Regel. Keine Vampire.«

»Was für eine Regel soll das denn sein? Müssen die Schwangeren von den Vampiren ferngehalten werden – oder die Vampire von den Schwangeren?«

»Wie gesagt: Ich weiß es nicht.«

Plötzlich ertönte ein Geräusch, das wie eine Türklingel klang, und wie auf Kommando legten die schwangeren Frauen das Obst oder die Bücher zur Seite – was immer sie gerade in der Hand gehalten hatten – und erhoben sich schwerfällig.

»Und was passiert jetzt?«, fragte Nora.

Auch Sally war sichtlich nervös. »Der Lagerverwalter besucht die Station. Ich rate Ihnen, sich ihm gegenüber von Ihrer besten Seite zu zeigen.«

Von der besten Seite zeigen? Im Gegenteil – Nora dachte eher daran, so schnell wie möglich abzuhausen. Sie sah sich nach einer zweiten Tür um, einem Fluchtweg, aber es war zu spät: Schon betraten mehrere Männer in Anzügen den Raum, wie man sie früher in Banken oder Behörden angetroffen hatte. Sie blickten die Schwangeren mit kaum verhohlener Verachtung an; ihr Auftritt wirkte wie die Zelleninspektion in einem Gefängnis.

Unter ihnen waren auch zwei Vampire, wahre Hünen, an deren Armen noch die Tattoos aus früheren, menschlichen Tagen zu erkennen waren. Ehemalige Sträflinge, vermutete Nora, die jetzt als Gefängniswärter Karriere machten. Noch absurder allerdings schien ihr, dass die beiden Regenschirme in der Hand hielten, von denen es auf den Teppich tropfte. Vampire mit Regenschirmen ...

In diesem Moment betrat der letzte der Männer den Raum. Ganz offensichtlich der Verwalter. Er trug einen strahlenden weißen Anzug, auf dem kein Schmutzfleck zu erkennen war. Also waren die beiden tätowierten Vampire seine persönliche Eskorte – sie achteten darauf, dass er nicht nass wurde.

Der Verwalter war ein älterer Mann mit millimetergenau gestutztem Bart an Oberlippe und Kinn – was ihm die Aura eines teuflischen Großvaters

verlieh – und etlichen Medaillen am Jackett, die einem Kommandeur der US Navy zur Ehre gereicht hätten.

Es dauerte einen Moment – dann erkannte Nora ihn. Und starrte ihn so perplex an, dass sie sofort seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Zu spät, um den Blick abzuwenden. Zu spät, um wegzulaufen.

Sie sah an seinem Gesichtsausdruck, dass er sie ebenfalls erkannt hatte, und ein dumpfes Gefühl machte sich in ihrem Magen breit.

Der Verwalter hielt verdutzt inne, dann wandte er sich abrupt um und kam auf Nora zu – ein breites Lächeln im Gesicht, die Arme hinter dem Rücken verschränkt, die beiden Vampire im Schlepptau.

Der Verwalter dieser Blutfabrik war kein Geringerer als Dr. Everett Barnes, einst Direktor der CDC und Noras Boss. Zwei Jahre nach dem Sturz der Regierung bestand er immer noch darauf, die offizielle Uniform zu tragen, die daran erinnerte, dass die Seuchenschutzbehörde einmal Teil der Marine gewesen war.

»Dr. Martinez«, sagte Barnes. Auch an seinem weichen Südstaaten-Akzent hatte sich nichts geändert. »Nora ... Na, wenn das keine Überraschung ist!«

Der Meister

Der Geruch des Kampfers brannte wie Feuer in seiner Kehle, so dass Zack für einige Sekunden, die sich wie eine Ewigkeit anfühlten, keine Luft bekam. Er wurde von einem Hustenkrampf geschüttelt – bis seine Atmung endlich wieder einsetzte und sich sein Herzschlag verlangsamte. Mit wässrigen Augen blickte er zum Meister auf, der in der Gestalt des Rockstars Gabriel Bolivar vor ihm stand, und lächelte dankbar.

Die Nächte im Central Park waren von Tiergeräuschen erfüllt. Uralte Instinkte erwachten in den Bewohnern des Zoos und versprachen ihnen eine Jagd, die sie in ihren Käfigen nie erleben würden. Und so heulten die Affen und brüllten die großen Katzen. Zack war froh, dass er die Käfige nicht mehr reinigen musste; der Meister hatte einige seiner menschlichen Untertanen dafür abgestellt.

Inzwischen war der Junge zu einem ziemlich guten Schützen geworden, und für jeden tödlichen Treffer erhielt er vom Meister eine Belohnung. Zack interessierte sich neuerdings für Mädchen (oder eher für Frauen), also sorgte der Meister dafür, dass ihm welche gebracht wurden. Nicht um mit ihnen zu reden – Zack wollte sie lediglich beobachten. Und das von einem Ort aus, an dem sie ihn selbst nicht sehen konnten. Er war nicht übermäßig schüchtern oder gar ängstlich; er wollte einfach nur nicht gesehen werden. Und er wollte sie auch nicht berühren. Noch nicht. Er beobachtete sie. So wie er den Schneeleoparden beobachtet hatte.

In all den Jahrhunderten, die er nun auf der Erde war, hatte der Meister nur sehr selten eine solche Gelegenheit gehabt: den Körper, in den er einmal schlüpfen würde, zu hegen und zu pflegen. Selbst in jenen Zeiten, in denen die Mächtigen ihre schützende Hand über ihn gehalten hatten, hatte sich der Meister im Schatten versteckt, hatte seine Feinde gemieden, hatte sich an den Waffenstillstand zwischen den Alten gehalten. Doch nun hatten sich die Vorzeichen geändert – und der Meister besaß ein menschliches Haustier.

So schlau der Junge war, so manipulierbar war er auch. Und der Meister war ein Experte in Sachen Manipulation. Er wusste genau, welche Knöpfe man drücken musste: Gier, Lust, Rache ... Und der Körper, in dem er sich gerade befand, hatte auch die nötige Ausstrahlung dafür. So wie einst Gabriel Bolivar war der Meister nun ebenfalls ein Rockstar.

Lobte der Meister Zack wegen seiner Klugheit, so tat der Junge alles, um noch klüger zu sein. Bezeichnete der Meister Zack als grausam und verschlagen, so nahm der Junge auch diese Eigenschaften an, um seinem Herrn zu gefallen. Und so trainierte der Meister den Jungen Nacht für Nacht, Monat für Monat: Indem er die Dunkelheit, die bereits in Zacks Herz schlummerte, herauslockte und nährte. Und er empfand dabei etwas, was er seit Jahrhunderten nicht mehr empfunden hatte: Er wurde bewundert.

Fühlte es sich so an, wenn man Vater war? Und war die Erziehung eines Kindes immer eine solch monströse Aufgabe? Die zarte Seele nach seinem Bilde zu formen, nach seinem Schatten ...

Nun, bald würde das alles zu einem Ende kommen. Der entscheidende Moment rückte näher. Der Meister spürte es überall: im Rhythmus des Universums, in den Wolken und im Wasser, im Echo der Stimme Gottes. Der Körper dieses Jungen würde sein letzter sein – dann würde er für immer über diese Welt herrschen. Wer konnte ihn noch aufhalten? Ihn, der über Millionen Augen und Millionen Münder gebot. Der Tausende auf einen Schlag vernichten konnte, ohne dass jemand je davon erfuhr. Wer würde es wagen? Wer?

Aber dann blickte der Meister tief in die Augen des Jungen und erkannte diesen einen Menschen, der, so schwach und unbedeutend er auch war, nie aufgeben würde, gegen ihn zu kämpfen.

Ephraim Goodweather.

Die Anschläge, die Goodweather und seine Spießgesellen verübten, beeinträchtigten die von den Vampiren errichtete Infrastruktur nur in sehr geringem Maße – was das betraf, waren es eher Lausbubenstreiche. Aber es wurde darüber gesprochen, in den Lagern, den Farmen, den Fabriken, und je mehr darüber gesprochen wurde, desto größer wurden die Widerständler in der Vorstellung der Menschen, desto mehr wurden sie zu einem Symbol. Und der Meister kannte die Bedeutung von Symbolen. In den Tagen des Umsturzes hatte er befohlen, in jeder Stadt, die die *strigoi* übernommen

hatten, einige Gebäude niederzubrennen und die Asche und das geschmolzene Metall nicht wegzuräumen. Die Ruinen waren Symbole für die Macht des Meisters.

Es gab noch andere, die sich ihm nicht unterworfen hatten – Drogendealer, Schmuggler, Plünderer –, aber ihre Aktivitäten beeinträchtigten den Plan des Meisters in keiner Weise, also ließ er sie gewähren. Doch mit Goodweather und seinen Kameraden war es etwas anderes. Sie waren Abraham Setrakians Erben – und allein ihre Existenz war ein Affront für die Macht des Meisters.

Der Herr der Vampire hegte allerdings keinen Zweifel daran, wer diesen Kampf gewinnen würde, war er doch im Besitz jener Geisel, die Goodweather zu ihm – und damit in den Tod – locken würde.

Der Meister lächelte Zack an.

Und Zack lächelte zurück.

Gerichtsmedizin, Manhattan

Nach der Explosion im Bellevue Hospital lief Eph – so schnell es ihm das verwundete Bein erlaubte – auf dem East River Drive in nördliche Richtung, wobei er die liegengebliebenen PKWs und Trucks als Deckung benutzte. Es war klar, dass sie hinter ihm her waren; bestimmt hatten sie längst die blinden, auf allen Vieren laufenden Späher losgeschickt ... Er kauerte sich in einen Hauseingang, setzte das Nachtsichtgerät auf und entschied, dass der letzte Ort, an dem ihn die Vampire vermuten würden, ein Gebäude war, das sie erst vor kurzem gestürmt und durchsucht hatten: die Gerichtsmedizin.

Die Wucht der Explosion musste enorm gewesen sein. Bei etlichen Autos waren die Alarmanlagen losgegangen (was Eph, dessen Ohren noch immer leicht betäubt waren, allerdings nur gedämpft wahrnahm), überall auf der Straße lagen Glasscherben, und an der Ecke 30th Street und First Avenue waren sogar Teile einer Fassade auf die Straße gestürzt. Und dort sah Eph im grünen Licht des Nachtsichtgeräts auch noch etwas anderes: unter zwei umgekippten Straßensperren ragte ein Paar Beine hervor.

Nackte Beine. Nackte Füße. Ein Vampir, der mit dem Bauch nach unten auf dem Bürgersteig lag.

Langsam, ganz vorsichtig, ging Eph um die Straßensperren herum. Eine Pfütze aus weißem Blut hatte sich unter dem Vampir gebildet, doch noch war die Kreatur nicht erlöst: noch bewegten sich Blutwürmer unter der bleichen, geschundenen Haut. Der Vampir war lediglich bewusstlos – oder wie immer man diesen Zustand bei einem Untoten nannte.

Eph griff in den Trümmern nach einem großen Ziegel, hob ihn hoch, wollte die Sache zu Ende bringen – als er plötzlich eine Art grausame Neugier verspürte. Mit dem Stiefel drehte er den *strigoi* auf den Rücken. Offenbar hatte der Vampir nach oben gesehen, als die Fassade abgebrochen war – sein Gesicht war völlig zerschmettert.

Nach einer Weile wurde der Ziegel schwer in Ephs Hand, also ließ er ihn wieder fallen. Der Stein schlug wenige Zentimeter neben dem Kopf des Vampirs auf. Die Kreatur zeigte keinerlei Reaktion.

Eph sah sich um. Die Gerichtsmedizin befand sich gleich auf der anderen Straßenseite ... Es war ein großes Risiko. Aber wenn die Augen des Vampirs wirklich beschädigt waren – und es sah ganz danach aus –, dann bestand keine visuelle Verbindung zum Meister. Und wenn zudem das Gehirn beschädigt war – dann war der Vampir von jeglicher Kommunikation mit seinem Herrn und Gebieter abgeschnitten.

Eph machte sich einfach an die Arbeit, bevor er es sich anders überlegen konnte: Er packte den *strigoi* unter den Achseln, vermied es sorgfältig, mit dem Vampirblut in Berührung zu kommen, und zerrte ihn über die Straße zum Gebäude der Gerichtsmedizin. Dann die Einfahrtsrampe hinunter. Dann durch die Notaufnahme in den Obduktionssaal.

Dort hievte er den Vampir auf einen Seziertisch und fixierte Hände und Füße der Kreatur mit einem Gummischlauch. Als das erledigt war, trat er einen Schritt zurück und blickte auf das bleiche Wesen, das einmal ein Mensch gewesen war. Ja, er würde das jetzt tun ... Er zog einen Arztkittel über, zwängte seine Hände in Gummihandschuhe und wickelte Klebeband um seine Hand- und Fußgelenke, um sie so gut wie möglich abzudichten. In einem Schrank fand er einen Gesichtsschutz, den er ebenfalls anlegte. Dann suchte er etwa ein Dutzend chirurgische Messer zusammen und sortierte sie der Größe nach auf einem Stahltablett.

Schließlich wandte er sich wieder dem Vampir zu – und sah, dass die Kreatur das Bewusstsein wiedererlangt hatte. Der Kopf des *strigoi* zuckte hin und her, seine Hände und Füße zerrten an den Fesseln. Eph griff nach einem weiteren Stück Schlauch und band damit Taille und Hals des Vampirs am Tisch fest. Man konnte nicht vorsichtig genug sein.

Dann führte er durch den Hinterkopf eine Sonde in den Hals des Vampirs ein, um die Funktionsfähigkeit des Stachels zu testen. Die Kehle der Kreatur pulsierte, und Eph konnte das Klicken des Stachels im Rachenraum hören, aber der Unterkiefer war so stark in Mitleidenschaft gezogen, dass der Mechanismus versagte. Eph musste also nur auf die Blutwürmer achten – für die er eine Lumalampe bereitgelegt hatte –, ansonsten stand seinem Vorhaben nichts mehr im Wege.

Er nahm ein Skalpell und öffnete damit die Kehle des Vampirs. Schob behutsam die Haut und das darunterliegende Gewebe zur Seite und legte so den blockierten Stachel frei. Dann griff er mit einer Klemme nach der

schmalen Spitze des Organs und zog es heraus. Verzweifelt versuchte der Vampir, die Kontrolle über den Stachel zu erlangen, doch er konnte nicht verhindern, dass Eph das Organ mit einem schnellen Schnitt des Silbermessers amputierte.

Der *strigoi* krümmte sich vor Schmerzen und gab einen nach Ammoniak stinkenden Fäkalienhaufen von sich, während ein Schwall weißen Blutes aus seinem Hals schoss.

Eph trug den noch zuckenden Stachel zum Labortisch, legte ihn dort in eine Plastikwanne und untersuchte ihn mit einer Lupe. An seinem Ende entdeckte er eine winzige Doppelspitze. Er nahm das Skalpell, schnitt das Organ der Länge nach auseinander, schälte das rosafarbene Fleisch ab und legte die beiden parallel verlaufenden Kanäle frei. Wenn ein Vampir einen Menschen stach, flossen durch einen dieser Kanäle nicht nur die infektiösen Blutwürmer, sondern auch eine Kombination von Betäubungsmitteln und Gerinnungshemmern in das Opfer – so viel wusste er bereits. Nun wurde ihm klar, dass zur selben Zeit durch den zweiten Kanal das menschliche Blut in den Stachel lief. Die *strigoi* saugten ihre Opfer allerdings nicht aus, wie man sich das gemeinhin vorstellte, sondern machten sich die Gesetze der Physik zunutze: Im zweiten Kanal bildete sich ein Unterdruck, der das Blut des Opfers durch den Stachel drückte – so wie Wasser den Stängel einer Pflanze hinauf floss. Und indem sie die Muskelbasis des Stachels wie einen Kolben bewegten, konnten die Vampire diesen Mechanismus noch beschleunigen ... Wirklich erstaunlich, wie ein solch komplexes biologisches System aus rein endogenem Wachstum entstehen konnte.

Menschliches Blut bestand zu über fünfundneunzig Prozent aus Wasser; der Rest war eine Mischung aus Proteinen, Zucker und Mineralien – kein Fett. Winzige Blutsauger wie Mücken, Zecken und andere Arthropoden benötigten nur geringe Mengen; die ausdifferenzierten, hocheffizienten Körper der *strigoi* jedoch waren auf eine ständige Blutversorgung angewiesen, um nicht zu verhungern. Und weil menschliches Blut eben zum Großteil aus Wasser bestand, schieden die Vampire andauernd Exkremente aus, oft sogar noch während der Nahrungsaufnahme.

Eph erhob sich vom Labortisch und wandte sich wieder dem Vampir zu. Das säurehaltige Blut der Kreatur hatte sich inzwischen durch die Halsfessel gefressen, aber der *strigoi* machte keine Anstalten zu fliehen, ja, er zuckte

nicht einmal mehr. Eph griff nach einem frischen Skalpell und öffnete die Brust des Vampirs, indem er vom Brustbein bis zur Hüfte ein klassisches Y beschrieb. Durch den offenstehenden Brustkorb sah er, wie sich die inneren Organe in voneinander getrennte Kammern aufgeteilt hatten. Eph hatte schon länger vermutet, dass das Virus den Verdauungstrakt vollständig umwandelte, aber bisher hatte er das Endstadium dieses Prozesses noch nie vor Augen gehabt.

Als Wissenschaftler fand er das absolut faszinierend.

Als einer der letzten freien Menschen auf dem Planeten fand er es absolut abstoßend.

Plötzlich hörte er Schritte über sich. Feste Schritte. Schuhe ... Es kam durchaus vor, dass Vampire noch Schuhe trugen; sie waren robuster als andere Kleidungsstücke. Eph sah auf das eingeschlagene Gesicht des vor ihm liegenden *strigoi*. Hatte er die Macht des Meisters unterschätzt? Hatte er seinen Widersacher hierher gelockt?

Er griff nach Silberschwert und Lumalampe und stellte sich in eine kleine Nische neben dem Kühlraum, die eine gute Sicht auf die Tür zur Treppe bot. Sich zu verstecken, hatte ohnehin keinen Sinn – die Vampire nahmen noch den leisesten Herzschlag wahr.

Langsam kamen die Schritte die Treppe hinunter, näherten sich der Tür ... als sie plötzlich schneller wurden und die Tür aufgetreten wurde. Eph sah eine Silberklinge aufblitzen – ein Schwert wie seines – und sofort wusste er, mit wem er es zu tun hatte. Er senkte das Schwert und trat aus der Nische.

Vasilij Fet trug Wollhosen und einen blauen Anorak; eine lederne Tasche hing an seiner Seite. Der Kammerjäger zog die Kapuze zurück – ein grauer Bart zierte sein Gesicht – und schob das Schwert wieder in die Scheide.

»Vasilij! Verdammt, was machst du hier?«

Mit zusammengekniffenen Augen blickte Vasilij erst auf Ephs Arztkittel und Gummihandschuhe, dann auf den *strigoi* auf dem Seziertisch. »Was machst *du* hier? Ich bin gerade erst zurückgekommen ...«

Eph legte sein Schwert zurück in die Tasche. »Ich untersuche diesen Vampir.«

Vasilij trat etwas näher heran, inspizierte das zerschmetterte Gesicht der Kreatur. »Hast du ihn so zugerichtet?«

»Nein. Jedenfalls nicht direkt. Er wurde von Steinen getroffen, die heruntergefallen sind, als ich das Bellevue Hospital in die Luft gejagt habe.«

»Das warst du? Die Explosion war ja meilenweit zu hören.«

»Sie hätten mich da beinahe erwischt.« Eph war froh, Vasiliy hier zu sehen – aber er spürte auch, wie sich sein Körper vor Zorn anspannte. Was sollte er tun? Den Rattenfänger umarmen? Oder ihn windelweich prügeln?

Vasiliy deutete auf den Vampir. »Und dann hast du beschlossen, ihn hierher zu bringen. Um mit ihm zu spielen.«

»Es war eine Gelegenheit, einige offene Fragen zu beantworten.«

»Für mich sieht das eher nach Folter aus.«

»Nun, das ist vermutlich der Unterschied zwischen einem Wissenschaftler und einem Kammerjäger.«

»Ja, schon möglich.« Vasiliy stellte sich auf die andere Seite des Seziertisches und funkelte Eph an. »Aber bist du sicher, dass du diesen Unterschied überhaupt noch kennst? Vielleicht hast du dir diesen Vampir hier vorgenommen, weil dir der Meister nicht zur Verfügung steht. Dir ist doch klar, dass dir diese Kreatur nicht sagen wird, wo dein Junge ist, oder?«

Eph konnte es auf den Tod nicht ausstehen, wenn sie Zack auf diese Weise ins Spiel brachten. Sie hatten ja keine Ahnung, wovon sie redeten ...

»Ich studiere die Physiologie der Vampire, um nach Schwachstellen zu suchen. Nach etwas, das wir uns zunutze machen können.«

»Aber wir wissen doch schon alles über sie. Sie dringen in unsere Körper ein wie eine Naturgewalt. Und ernähren sich von uns. Was gibt's denn sonst noch zu wissen?«

In diesem Moment gab der Vampir zwischen ihnen ein leises Stöhnen von sich, und seine geöffnete Brust hob und senkte sich langsam.

»Verdammt, Eph«, zischte Vasiliy. »Töte ihn wenigstens.« Sichtlich angewidert trat er vom Seziertisch zurück und fragte mit gespielter Beiläufigkeit: »Wo ist Nora?«

Eph atmete tief ein. »Ich glaube, ihr ist etwas zugestoßen«, erwiderte er mit gepresster Stimme.

»Was meinst du damit? Sag schon!«

»Als ich hierher kam, war sie verschwunden. Ebenso ihre Mutter.«

»Wohin verschwunden?«

»Ich vermute, sie sind vor den Vampiren geflohen. Jedenfalls habe ich seither nichts mehr von ihr gehört. Und wenn du auch nichts von ihr gehört hast – dann ist ihr etwas zugestoßen.«

Vasiliy starrte Eph ungläubig an. »Und du hattest nichts Besseres zu tun als hierzubleiben und diesen verdammten Vampir zu sezieren?«

»Ich habe hier auf sie gewartet, ja. Und auf dich.«

Jetzt spürte Vasiliy, wie die Wut in ihm aufstieg. Nur allzu gern hätte er Eph eine ordentliche Abreibung verpasst. Dieser Hurensohn hatte alles, was er, Vasiliy, nicht hatte – und er warf es einfach so weg! Doch anstatt Eph ins Gesicht zu schlagen, seufzte Vasiliy lediglich und sagte: »Also schön. Was hast du gefunden?«

Eph führte den Kammerjäger nach oben in die Büroräume, wo Nora ihre UV-Lampe, ihre Kleidung und ihre Waffentasche zurückgelassen hatte. Als Vasiliy den umgestürzten Stuhl sah, wurden seine Augen ganz glasig. Angesichts all der Lügen hatte Eph eigentlich gedacht, dass es sich gut anfühlen würde, Vasiliy leiden zu sehen – aber es fühlte sich nicht gut an. Überhaupt nicht. »Sieht übel aus«, murmelte er.

»Übel?« Vasiliy ging ans Fenster und blickte über die Stadt. »Mehr fällt dir nicht ein?«

»Was willst du tun, Vasiliy?«

»Das klingt ja fast, als ob wir irgendeine Wahl hätten. Wir holen sie zurück!«

»Einfach so?«

»Ja, einfach so. Würdest du das nicht auch von uns erwarten?«

»Nein, würde ich nicht.«

Vasiliy drehte sich zu Eph um. »Nun, ich glaube, wir haben gänzlich unterschiedliche Vorstellungen von Loyalität.«

»Ja, das glaube ich auch«, erwiderte Eph mit gerade so viel Schärfe in der Stimme, dass die Worte für einige Zeit zwischen ihnen hängenblieben.

Vasiliy senkte den Blick. »Also – du meinst, sie haben sie geschnappt. Aber nicht verwandelt?«

»Jedenfalls nicht hier. Aber wir können es auch nicht ausschließen. Sie hat ja keinen Liebsten, den sie heimsuchen wird, oder?«

Ein weiterer Treffer. Eph konnte einfach nicht anders – der Laptop mit ihrer intimen E-Mail-Korrespondenz stand direkt vor ihm.

In diesem Augenblick wurde Vasiliy klar, dass Eph zumindest Verdacht geschöpft hatte. Oder vielleicht auch schon alles wusste. Der Kammerjäger wollte es jedoch nicht auf eine Konfrontation ankommen lassen – nicht hier, nicht jetzt –, also nahm er sich einmal mehr Ephs wunden Punkt vor. »Ich vermute, du warst mal wieder in Kellys Haus und bist deshalb zu spät zu deiner Verabredung mit Nora gekommen. Das kann nicht so weitergehen, Eph. Klar, Zack braucht dich. Aber wir brauchen dich auch. Nora braucht dich. Es geht hier nicht nur um dich und deinen Sohn, verdammt!«

»Und wo warst du, Vasiliy?«, erwiderte Eph mit leiser Stimme. »Du bist nach Island gefahren – weil du der Meinung warst, Setrakian hätte genau das von dir erwartet. Und hast du die Geheimnisse des *Occido Lumen* entschlüsselt? Nein? Was für ein Pech! Du hättest ebenso hier bleiben können, aber du willst ja unbedingt in die Fußstapfen des alten Mannes treten.«

»Es war den Versuch wert. Manchmal muss man eben etwas riskieren.« Vasiliy hob die Hände. »Aber genug davon. Lass uns einfach überlegen, wie wir Nora helfen können.«

Eph räusperte sich. »Okay. Bestmögliches Szenario: Sie haben sie in eines der Lager gebracht. Wir finden heraus, in welches, fahren hin, klettern über den Zaun und holen sie da raus. Allerdings kann ich mir einfachere Arten vorstellen, Selbstmord zu begehen.«

Vasiliy packte Noras Sachen in die Tasche. »Wir brauchen sie, Mann. So einfach ist das. Wir brauchen alle Mann an Deck, wenn wir überhaupt eine Chance haben wollen, aus dieser Scheiße rauszukommen.«

»Es sind jetzt zwei Jahre, Vasiliy. Der Meister hatte zwei Jahre Zeit, seine Schreckensherrschaft zu errichten. Das Spiel ist verloren.«

»Noch nicht ganz. Ich habe zwar nichts Neues über das *Occido Lumen* rausgefunden – aber ich bin trotzdem nicht mit leeren Händen zurückgekommen.«

Eph sah den Kammerjäger verdutzt an. »Verpflegung?«

»Unter anderem.«

»Wo?« Eph war wirklich nicht in der Stimmung für irgendein Ratespiel. Außerdem zog sich sein Magen schon zusammen, wenn er nur an Essen dachte.

»In einer Kühltasche. Du kannst mir tragen helfen.«

»Und wohin?«

»Uptown«, sagte Vasiliy. »Wir müssen Gus holen.«

Staatsburg, New York

Nora kauerte auf dem Rücksitz einer Limousine, die durch den ländlichen Teil New Yorks fuhr. Schwarzer Regen klatschte gegen die Scheiben. Die Sitzpolster, auf denen sie sich zusammengerollt hatte, waren einigermaßen sauber, aber die Fußmatten waren vom Schlamm völlig verdreckt – und sie trug keine Schuhe.

Außerdem hatte sie keine Ahnung, wohin man sie brachte.

Nach der Begegnung mit ihrem ehemaligen Chef Everett Barnes hatten die beiden hünenhaften Vampire Nora in ein Nebengebäude gebracht, in dem sich Duschen befanden. Dort hatten sich die Vampire in die Tür gestellt und keine Anstalten gemacht zu gehen. Und die Duschen hatten keine Vorhänge! Natürlich hätte Nora einen Aufstand proben und sich weigern können – aber sie hatte entschieden, dass es besser war, das Spiel mitzuspielen. Wer weiß, vielleicht ergab sich ja bald die Möglichkeit zur Flucht.

Also zog sie sich aus und duschte. Zuerst war es ihr etwas unangenehm, aber dann bemerkte sie, dass ihre Aufpasser mit leerem Blick an ihr vorbei auf die hintere Wand starrten. Die *strigoi* hatten keinen Sinn für die Ästhetik des menschlichen Körpers.

Das kalte Wasser – es wollte einfach nicht warm werden – fühlte sich seltsam an: Erst prasselte es ihr wie winzige Nadeln auf die Haut, dann lief es ihr in einem kühlen Schwall den Rücken und die Beine hinunter. Und trotzdem war es wunderbar. Nora griff nach einem Stück Seife, setzte sich auf die Fliesen und schäumte sorgfältig jeden Teil ihres Körpers ein. Und immer wieder hielt sie sich die Seife an die Nase und genoss den Duft von Rosen und Flieder. Es war, als würde die Vergangenheit wieder lebendig werden: Irgendjemand hatte irgendwann diese Seife angefertigt und zusammen mit tausend anderen Seifen verpackt und verschickt, und das an einem ganz normalen Tag mit Verkehrsstaus und Schulausflügen und eiligen Mittagessen. Irgendjemand hatte sich irgendwann gedacht, dass sich eine Seife, die nach Rosen und Flieder roch, gut an die zahllosen Hausfrauen und Mütter, die sich durch die überfüllten Kmarts und Walmarts schoben, verkaufen

würde. Und jetzt war diese Seife hier – in einer Blutfabrik. Ein archäologisches Artefakt, das nach Rosen und Flieder und einer vergangenen Welt roch.

Auf einem Schemel fand Nora einen frischen grauen Overall und einen weißen Baumwollslip. Sie zog sich an, und dann brachten sie die beiden Vampire durch den Quarantäne-Bereich zum Lagertor, wo bereits zwei Limousinen auf sie warteten. Die Vampire bedeuteten Nora, hinten in den ersten Wagen einzusteigen, während die Türen des zweiten geschlossen blieben. Dann setzte sich die merkwürdige Karawane in Bewegung.

Eine durchsichtige Hartplastikscheibe trennte Nora von der Fahrerin des Wagens. Sie war menschlich, vielleicht Mitte zwanzig, und trug Chauffeur-uniform. Unter ihrer Schirmmütze spitzte keine einzige Haarsträhne hervor, also war sie vermutlich ebenso kahlrasiert wie die übrigen Lagerinsassen. Die Haut in ihrem Nacken und an ihren Händen wies jedoch eine gesunde Färbung auf – was darauf schließen ließ, dass sie nicht regelmäßig Blut spenden musste.

Nora wandte sich um und sah durch die hintere Windschutzscheibe auf den nachfolgenden Wagen. Das diffuse Licht der Scheinwerfer im strömenden Regen trübte ihren Blick – trotzdem meinte sie an den Umrissen des Fahrers zu erkennen, dass er ein Vampir war. Wozu der zweite Wagen? Für den Fall, dass sie einen Fluchtversuch unternahm? Das dürfte ihr einigermaßen schwerfallen: Die Türen in der Limousine hatten keine Schlösser oder sonstige Armaturen – sie befand sich in einer rollenden Gefängniszelle.

Eigentlich hatte Nora mit einer langen Fahrt gerechnet, doch schon nach wenigen Kilometern bog der Wagen links ab und fuhr durch ein offenes Tor. Nora kniff die Augen zusammen und erkannte im nebligen Dunst am Ende des kurvigen Schotterweges ein Haus, wie sie in ihrem Leben nur wenige gesehen hatte. Es hätte eher nach Frankreich oder Italien gepasst: ein weit ausladendes Schloss, dessen hohe Fenster alle in sanftem Gelb leuchteten – als würde hier ein vornehmer Empfang stattfinden.

Die Fahrerin hielt vor dem Haupteingang und blieb stumm hinter dem Lenkrad sitzen. Kurz darauf kam ein Mann mit Regenschirm aus dem Haus – offenbar der Butler –, öffnete die hintere Tür der Limousine und bedeutete Nora auszusteigen. Dann gingen sie gemeinsam im Schutz des Regenschirms die marmornen Stufen zur Eingangstür hinauf. Im Vorraum

legte der Butler den Schirm zur Seite, nahm ein weißes Handtuch von einem Gestell, ging in die Knie und säuberte Noras Füße. Sie glaubte ihren Augen nicht zu trauen. Was zur Hölle ging hier nur vor?

»Hier entlang bitte, Dr. Martinez«, sagte der Butler dann und führte Nora über den kühlen Steinboden des Vorraums einen breiten Gang hinunter. Sie sah hell erleuchtete Zimmer, spürte die warme Luft der Klimaanlage, roch den wunderbaren Duft von Reinigungsmittel. Alles hier war so zivilisiert. So menschlich.

Träume ich das alles etwa?

Am Ende des Flurs angekommen, öffnete der Butler eine Flügeltür, und Nora betrat einen großen Speisesaal. Und hielt den Atem an. Ein langer verzierter Holztisch, gedeckt für zwei Personen. Darauf standen Porzellanteller mit Goldrand und Wappen in der Mitte. Die Gläser waren aus funkelndem Kristall, das Besteck aus rostfreiem Stahl, nicht aus Silber – das einzige Zugeständnis an die von Vampiren beherrschte Welt, das sie in diesem Anwesen entdecken konnte.

Auf einer glänzenden Messingplatte in der Mitte des Tisches lagen saftige Pflaumen, unterschiedlichstes Gebäck und etwas, das wie Schokoladenkuchen aussah. Der Anblick war unwiderstehlich. Nora streckte die Hand danach aus – doch sofort zog sie sie wieder zurück. *Denk an das Wasser, das sie dir gegeben haben!* Nein, sie durfte sich nicht in Versuchung führen lassen. Sie musste einen klaren Kopf behalten.

Von irgendwoher tröpfelte Musik in den Raum. Nora sah sich um: Auf der gegenüberliegenden Seite war eine zweite Tür, und sie überlegte kurz, ob sie eine Fluchtmöglichkeit sein könnte, verwarf diesen Gedanken jedoch wieder. Sie fühlte sich beobachtet. Sie hielt nach verborgenen Kameras Ausschau, konnte aber keine entdecken.

In diesem Moment öffnete sich die zweite Tür, und Everett Barnes kam herein. Er trug noch immer seine strahlend weiße Admiralsuniform, was seine Haut rund um den akkurat getrimmten Van-Dyke-Bart noch stärker zum Leuchten brachte. Nora hatte ganz vergessen, wie gesund ein wohlgenährter Mensch aussehen konnte.

»Nun«, sagte Barnes und kam langsam auf Nora zu. Eine Hand hatte er – wie die Parodie eines Gentlemans und Schlossbesitzers – in die Jackettasche gesteckt. »Das ist doch eine weitaus angemessenere Umgebung, um

unser Wiedersehen zu feiern, meinen Sie nicht? Das Lager ist so trostlos. Hierher kann ich mich zurückziehen.« Er machte eine ausladende Geste, als wollte er das ganze Haus umarmen. »Natürlich etwas zu groß für mich allein. Aber wenn alles auf der Speisekarte den gleichen Preis hat, warum soll man dann nicht das Beste nehmen? Soweit ich weiß, hat dieses Haus früher einem Pornofilmproduzenten gehört. Wie könnte ich da ein schlechtes Gewissen haben?« Er verzog den Mund zu einem sardonischen Grinsen. Dann deutete er auf den gedeckten Tisch. »Sie haben noch nicht gegessen? Ich kann mir vorstellen, dass Sie völlig ausgehungert sind. Wissen Sie, dieses Gebäck hier wird speziell für mich hergestellt, in einer Konditorei in Queens. Als Kind stand ich immer vor dem Laden, und das Wasser ist mir im Mund zusammengelaufen angesichts all der Köstlichkeiten, aber damals hatten wir nie genug Geld.« Barnes ließ sich auf einem Stuhl nieder, breitete eine Serviette auf seinem Schoß aus und griff nach einem der Gebäckstücke. »Jetzt ist das alles anders.«

Als Nora klar wurde, dass mit dem Essen alles in Ordnung war, gab es auch bei ihr kein Halten mehr: Sie griff nach den Pflaumen und steckte sich drei davon in den Mund. Der süße Saft der Früchte lief ihr das Kinn hinunter. »Sie sind ein mieses Schwein, Barnes«, sagte sie kauend.

Der ehemalige CDC-Direktor setzte ein gönnerhaftes Lächeln auf. »Dafür habe ich Sie immer geschätzt, Nora – Sie sagen, was Sie denken ... Aber verwenden wir doch lieber den Ausdruck Realist. Oder auch Opportunist, wenn Sie unbedingt wollen. Wir leben in einer neuen Welt. Wer sich nicht anpasst, geht zugrunde.«

»Sie sympathisieren mit diesen ... Monstern.«

»Oh, ganz im Gegenteil. Sympathie ist eine Fähigkeit, die mir gänzlich fehlt.«

»Dann profitieren Sie eben von ihnen.«

Barnes leckte sich die Fingerspitzen ab und dachte kurz nach. »Ja, möglicherweise.«

»Ich hätte noch einige andere Worte für Sie. Verräter. Oder einfach nur Arschloch.«

Unvermittelt schlug Barnes mit der flachen Hand auf den Tisch. Das Geschirr gab ein leises Klirren von sich. »Genug! Ihre Selbstgerechtigkeit ist

alles, was Ihnen geblieben ist. Und jetzt sehen Sie mich an. Sehen Sie, was ich erreicht habe.«

Nora funkelte ihn an. »Die Vampire haben die Mächtigen dieser Welt, die *wirklich* Mächtigen, schon in den ersten Wochen getötet. Menschen wie Sie sind das, was danach noch oben schwimmt und sich nicht runterspülen lässt. Auch nicht gerade prickelnd.«

Barnes machte eine Geste, als würde er eine lästige Fliege verscheuchen. »Lassen Sie uns doch zivilisiert bleiben, Nora. Ich versuche nur, Ihnen zu helfen. Nehmen Sie Platz. Unterhalten Sie sich mit mir.«

Nora zog den zweiten Stuhl etwas vom Tisch zurück – sie wollte einen gebührenden Abstand zu Barnes wahren – und setzte sich.

»Erlauben Sie?« Barnes bestrich ein Croissant mit Butter und Himbeermarmelade und stellte es vor Nora auf den Tisch. Dann lehnte er sich zurück. »Sie verwenden Begriffe aus Kriegszeiten wie Verräter oder Profiteur. Doch der Krieg, wenn es denn je einen gegeben hat, ist längst vorbei. Einige wenige Menschen wie Sie haben das noch nicht akzeptiert. Aber denken Sie einmal nach: Bedeutet diese neue Welt wirklich, dass wir alle Sklaven sein müssen? Ist das die einzige Wahl, die wir haben? Ich glaube nicht. Es gibt noch etwas dazwischen. Und wer weiß, vielleicht gibt es sogar die Möglichkeit, ganz oben mitzuspielen. Zumindest für diejenigen mit außergewöhnlichen Fähigkeiten – und der Intelligenz, diese Fähigkeiten auch anzuwenden.«

Nora sah das Croissant angewidert an. »Ich hatte wirklich ganz vergessen, wie geschmeidig Sie sind. Und wie ehrgeizig.«

Barnes lächelte – er fasste das ganz offensichtlich als Kompliment auf. »Das Leben im Lager kann durchaus etwas Erfüllendes haben. Eine dem Menschen eigene, ganz einfache biologische Funktion – die Produktion von Blut – sie bedeutet den Vampiren so viel. Aber wir können noch mehr, Nora. Wenn wir ihnen zeigen, wozu wir in der Lage sind ...«

»Dass wir etwa ein Gefängnis leiten können?«

»Ah. Das klingt so negativ, wenn Sie das sagen. Sie sprechen die Sprache der Verlierer, Nora. Das Lager ist keine Strafanstalt. Es ist eine Einrichtung, um auf möglichst effiziente Weise Massenproduktion zu betreiben. Ich glaube – nein, ich bin davon überzeugt –, dass Menschen sich sehr schnell an ein Leben gewöhnen, in dem klar definiert ist, was sie erwarten können

und was nicht. Ein Leben mit ganz simplen Regeln. Man gibt etwas – und bekommt etwas dafür. Die Zahl der Menschen auf der Erde ist in den letzten zwei Jahren um fast ein Drittel zurückgegangen. Aber dafür ist nicht nur der Meister verantwortlich – viele Menschen bringen sich gegenseitig um, weil sie zum Beispiel um Nahrung konkurrieren. Denken Sie nicht, dass das Leben im Lager demgegenüber gewisse Vorteile bietet?«

Nora griff nach einem Krug Zitronenwasser und goss sich etwas davon in ihr Glas. »Ich denke, das Erschreckendste ist, dass Sie an all das offenbar wirklich glauben.«

Barnes tat so, als hätte er sie nicht gehört. »Die Vorstellung, dass wir Menschen mehr als nur Tiere sind, dass wir Privilegierte, ja Auserwählte sind – das hat uns den ganzen Schlamassel eingebracht. Es hat uns selbstgefällig gemacht. Wenn ich nur an all die Märchen denke, die wir uns früher über Gott erzählt haben ...«

In diesem Moment öffnete sich die Flügeltür, und ein Diener kam mit einer großen Flasche herein, auf der ein goldenes Etikett prangte.

»Ah«, rief Barnes und hielt dem Diener sein Glas entgegen. »Der Wein. Priorat. Spanisch. Palacios, L'Ermita, 2004. Ein vorzüglicher Tropfen. Zu diesem Haus gehört auch ein bestens sortierter Weinkeller.«

Nora sah zu, wie der Diener Wein in Barnes' Glas goss. »Na schön«, sagte sie. »Was soll das alles? Warum haben Sie mich herbringen lassen? Was wollen Sie von mir?«

Barnes nahm einen Schluck Wein und behielt ihn einige Sekunden lang im Mund, dann nickte er dem Diener zufrieden zu. »Sehr gut ... Was ich von Ihnen will? Ich will Ihnen ein Angebot machen. Ein Angebot, das Ihr Leben in der neuen Welt grundlegend und möglicherweise sogar dauerhaft verbessern könnte.«

Nora wartete, bis der Diener den Wein abgestellt und sich wieder zurückgezogen hatte, dann sagte sie: »Brauchen Sie etwa eine neue Fahrerin? Oder jemand für die Küche?«

Barnes setzte erneut sein Lächeln auf – doch jetzt wirkte es verlegen, beinahe schüchtern. Er blickte auf Noras Hände, als wollte er nach ihnen greifen. »Wissen Sie eigentlich, dass Sie eine sehr schöne Frau sind, Nora? Das habe ich mir schon immer gedacht. Und ich war immer der Meinung, dass Ephraim eine so schöne Frau gar nicht verdient.«

Nora öffnete den Mund. Aber es kamen keine Worte heraus. Sie starrte Barnes fassungslos an.

»Natürlich wäre es damals ... im Büro der CDC, einer Regierungsbehörde ... unangemessen gewesen, sich einer Untergebenen auf diese Weise zu nähern. Denken Sie nur an all die lächerlichen Regeln und Verhaltensweisen, die es früher gab. Wie kleinlich unsere Zivilisation doch am Ende war! Aber jetzt haben wir eine natürlichere Ordnung. Wenn jetzt ein Mann etwas wirklich will ...«

Nora fand ihre Stimme wieder. »Meinen Sie damit wirklich, was ich glaube, dass Sie meinen?«

Barnes wurde leicht rot im Gesicht. »Die meisten meiner Freunde von früher sind tot. Bei Ihnen ist es bestimmt nicht anders. Wäre es da nicht schön, wenn wir beide ab und an Erinnerungen austauschen? CDC-Anekdoten, all die Menschen, die wir kannten ... Wir haben so vieles gemeinsam, Nora – den beruflichen Hintergrund, die langjährige Erfahrung. Ja, Sie könnten im Lager sogar als Ärztin arbeiten, wenn Sie das wollen. Und waren Sie früher nicht auch sozial engagiert? Dann möchten Sie sich vielleicht der Kranken annehmen und sie wieder zu einem produktiven Teil des Lagerlebens machen. Was immer Sie wollen – Sie wissen ja, dass ich einen gewissen Einfluss habe.«

»Und was muss ich dafür tun?«, erwiderte Nora so leise, dass es beinahe ein Flüstern war.

»Machen Sie sich keine Sorgen. Alles, was ich möchte, ist, dass Sie hier bei mir wohnen. Sagen wir: probeweise. Aber ich bin mir sicher, dass wir uns miteinander arrangieren werden. Es ist nur schade, dass wir uns erst getroffen haben, nachdem man Ihnen Ihr wundervolles Haar abgeschnitten hat. Aber es gibt ja Perücken ...«

Barnes streckte die Hand aus, um Nora über den Kopf zu streicheln. Angewidert wick sie ihm aus und sagte: »Hat Ihre Fahrerin auch auf diese Weise ihren Job bekommen?«

Barnes zog die Hand wieder zurück. Auf seinem Gesicht stand ein Ausdruck des Bedauerns – aber nicht für sich selbst, sondern für Nora. Als hätte sie mit dieser Frage eine rote Linie überschritten. »Bei Ephraim Goodweather haben Sie sich nicht so angestellt. Und er war früher ebenfalls Ihr Vorgesetzter.«

Nora kniff die Augen zusammen. »Aha, darum geht es hier also. Das hat Ihnen damals nicht gepasst, Barnes. Sie waren der Boss meines Bosses – und dachten, Sie hätten ein Vorrecht auf mich.«

Barnes lehnte sich zurück und verschränkte die Arme vor der Brust. »Ich erinnere Sie nur daran, dass Ihnen ein derartiges Verhältnis nicht unvertraut sein dürfte.«

»Wow! Ich habe mir ja schon immer gedacht, dass Sie ein heuchlerischer Schwachkopf sind, aber damit übertreffen Sie sich wirklich selbst.«

Barnes grinste unbeeindruckt. »Sie haben eine einfache Wahl zu treffen, Nora. Entweder Sie bleiben im Lager oder Sie dürfen – wenn Sie ihre Karten richtig ausspielen – hier leben. Um ehrlich zu sein: Kein Mensch, der bei Verstand ist, würde lange darüber nachdenken.«

Nora schenkte Barnes ebenfalls ein verächtliches Grinsen. »Sie verflucht es Arschloch, Barnes! Sie sind schlimmer als die Vampire, wissen Sie das? Warum vergewaltigen Sie mich nicht einfach? Ach nein, das wäre ja unter Ihrer Würde. Sie wollen, dass ich Ihnen auch noch dankbar dafür bin. Dass ich mich vor Ihnen in den Staub werfe. Jetzt wird mir klar, wie perfekt Sie in die Pläne des Meisters passen. Er braucht Sie nicht zu verwandeln – Sie sind ja bereits ein Monster ... Aber in diesem Haus – ja, auf diesem ganzen verdammten Planeten – gibt es nicht genug Pflaumen, um mich ...«

Barnes hob die Hand. »Schon gut. Vielleicht ändern Sie Ihre Meinung ja nach ein paar Tagen im Lager.« Ein schmales Lächeln erschien auf seinem Gesicht; offenbar hatte Noras Tirade sein Interesse an ihr noch gesteigert. »Und sollten Sie sich tatsächlich dafür entscheiden, dort zu bleiben – was selbstverständlich Ihr gutes Recht ist –, dann lassen Sie mich kurz erläutern, was Sie erwartet. Sie haben Blutgruppe B positiv, die für die Vampire aus irgendwelchen Gründen – wegen des Geschmacks oder des Nährstoffgehalts oder weshalb auch immer – von besonderer Bedeutung ist. Das heißt, Sie werden zur Fortpflanzung eingeteilt, und da Sie ohne männlichen Partner ins Lager gekommen sind, wird man einen für Sie auswählen. Natürlich ebenfalls jemanden mit B positiv, damit die Wahrscheinlichkeit höher ist, dass Ihre Kinder ebendiese Blutgruppe haben. Also mich zum Beispiel ... Wie dem auch sei, für den Rest Ihres fruchtbaren Lebens werden Sie entweder schwanger sein oder gerade ein Baby stillen. Was seine Vorteile hat, wie Sie ja bereits gesehen haben. Bessere Unterkunft und eine

bessere Versorgung. Obst und Gemüse jeden Tag ... Sollte es allerdings Probleme mit der Empfängnis geben und keines der entsprechenden Medikamente anschlagen, dann wird man Sie nach einer gewissen Zeit dem Arbeitsdienst zuteilen. Das heißt, jeden fünften Tag Blut spenden. Und um ganz ehrlich zu sein: Niemand überlebt das sehr lange.« Barnes zog eine Augenbraue hoch. »Und da ist noch etwas anderes, *Miss Rodriguez*. Wie ich Ihrem Aufnahmeformular entnommen habe, wurden Sie gemeinsam mit Ihrer Mutter eingeliefert.«

Nora spürte, wie es ihr die Kehle zuschnürte.

»Sie wurden in der U-Bahn erwischt, als Sie sie zu verstecken versuchten, nicht wahr?«

»Wo ist sie?«

»Sie lebt noch, wenn es das ist, was Sie wissen wollen. Aber angesichts ihres Alters und ihres Gesundheitszustandes wird man sie wohl nur noch einige Male zur Ader lassen und dann in den Ruhestand versetzen.«

Barnes' Worte wirkten auf Nora wie ein Schlag in die Magengrube.

»Es gibt allerdings noch eine andere Möglichkeit. Ich könnte sie hierher bringen lassen. Sie könnte ihr eigenes Zimmer hier haben. Und jemanden, der sich um sie kümmert.«

Noras Hände zitterten. »Sie wollen mich also nicht nur ficken. Sie wollen sich auch eine Familie zulegen.«

Der ehemalige CDC-Direktor biss in ein weiteres Gebäckstück. »Hm, köstlich. Die sollten Sie wirklich einmal probieren.« Dann sah er Nora mit festem Blick an. »Ich versuche, es Ihnen leicht zu machen, Nora. Ich bin ein Gentleman.«

»Sie sind ein verdammter Hurensohn!«

Barnes verzog den sahneverschmierten Mund zu einem weiteren Lächeln. »Ich liebe Ihr südamerikanisches Temperament.«

»Sie Monster!«

»Das sagten Sie bereits ... Es gibt da übrigens noch eine andere Sache, über die Sie nachdenken sollten. Nachdem ich Sie im Lager gesehen hatte, hätte es eigentlich meine vordringliche Aufgabe sein sollen, Sie dem Meister zu melden. Ich bin mir sicher, dass er nur zu gerne mehr über Dr. Goodweather und seine Verbündeten herausfinden will. Wo sie sich verstecken und über wie viele Ressourcen sie verfügen. Oder darüber, wohin Sie mit

Ihrer Mutter unterwegs waren, als man Sie aufgegriffen hat. Oder woher Sie kamen ... Glauben Sie mir: Der Meister würde Ihre Gesellschaft noch weitaus mehr zu schätzen wissen als ich. Und er würde keine Skrupel haben, Ihre Mutter als Druckmittel einzusetzen, um an diese Informationen zu kommen.« Barnes wischte sich den Mund mit der Serviette ab, strich die Blätterteigbrösel von seiner Uniform und erhob sich. »Es gibt also noch eine dritte Alternative: eine Verabredung mit dem Meister.«

Noras Augen wurden glasig. Sie fühlte sich schwindelig – als hätte man ihr gerade einige Liter Blut abgezapft.

»Überlegen Sie sich das alles gut, Nora.« Barnes ging zur Flügeltür und öffnete sie. »Ich werde Sie nicht länger aufhalten. Sie wollen bestimmt ins Lager zurück – zu Ihrer Mutter, so lange sie noch am Leben ist. Aber denken Sie immer daran: Die Uhr tickt.«

Im Aufstehen griff Nora nach einem der kleinen Messer und steckte es in die Tasche. Barnes hatte nichts bemerkt.

Columbia University

Früher war die Columbia University – soviel wusste Gus Elizalde – nur was für reiche *gringos* gewesen. Jede Menge alter Gebäude, sündhaft teure Aufnahmegebühren, *mucho* Sicherheit und Kameraüberwachung. Er hatte immer mal wieder mitbekommen, wie sich die Studenten unter die Jungs aus seinem Hood gemischt hatten – einige aus karitativen Gründen, die er nie verstanden hatte, andere aus nicht ganz so legalen Gründen, die er ziemlich gut verstanden hatte. Aber die Uni selbst – der Morningside-Heights-Campus und all das Drumherum – hatte ihn nie wirklich interessiert.

Das hatte sich nun deutlich geändert: Jetzt war die Columbia University sein Hauptquartier. Und sein Zuhause. Und der mexikanische Gangbanger würde es eher in die Luft jagen als aufgeben.

Gus hatte nach einer festen Bleibe gesucht, als seine Sabotageaktivitäten und Jagdausflüge immer seltener geworden waren. Ohne wäre es einfach nicht mehr gegangen – wie sonst konnte man in dieser verrückten Welt noch ein Mindestmaß an Effizienz gewährleisten? Dem Meister den Finger zeigen war ein Vierundzwanzig-Stunden-Job, und der Gewinn wurde auch immer schmaler. Polizei und Feuerwehr, Krankenhäuser und Verkehrskontrolle – alle waren sie übergelaufen. Also hatte er sich im guten alten Harlem umgesehen und sich mit seinen früheren Kumpels aus der La-Mugre-Gang zusammengetan: Bruno Ramos und Joaquin Soto.

Bruno war ein Fettsack – man konnte es nicht anders sagen –, der sich fast ausschließlich von Cheetos und Bier ernährte. Joaquin dagegen war rank und schlank, geschneitelt, tätowiert und ein richtig fieser Gangbanger. Gus war für die beiden wie ein Bruder; er wusste, sie würden für ihn sterben, wenn es hart auf hart kam.

Mit Joaquin hatte Gus einige Zeit im Knast verbracht; achtzehn Monate hatten sie ihm damals aufgebremst. Sie hatten sich gegenseitig den Rücken freigehalten, bis Joaquin einem Wächter namens Raoul mit dem Ellenbogen die Zähne ausgeschlagen hatte und in Einzelhaft gekommen war. Später dann, nach dem Ausbruch der Vampirseuche, war Gus Joaquin beim

Plündern eines Elektroladens wieder über den Weg gelaufen. Joaquin und Bruno hatten ihm geholfen, einen dieser großen Plasmafernseher und einen Karton Videospiele zu tragen.

Gemeinsam hatten sie dann beschlossen, sich die Universitätsgebäude mal näher anzusehen. Während des Umsturzes hatten die Studenten und Professoren alle Fenster und Türen verrammelt, doch das hatte die Vampire nicht davon abgehalten, das Innere völlig zu verwüsten und überall ihre Ammoniakspuren zu hinterlassen. Jetzt war dort niemand mehr; die Menschen waren entweder tot oder verschleppt, und die *strigoi* waren weitergezogen.

Das eigentlich Abgefahrene an der Columbia University aber waren die Keller. Aus einem Buch, das Joaquin in einer Vitrine in der Eingangshalle entdeckt hatte, hatten sie erfahren, dass der Campus ursprünglich auf dem Gelände einer psychiatrischen Anstalt aus dem neunzehnten Jahrhundert errichtet worden war. Die Architekten hatten damals die Anstaltsgebäude bis auf eines komplett eingeebnet und darauf die Universität gebaut. Die Keller aber waren unversehrt geblieben, und so erstreckte sich nun ein modriges Labyrinth aus Gängen und Kammern unter der Columbia University. Durch etliche dieser Tunnel verliefen Stromkabel und Gasrohre, und im Laufe der Jahre waren viele davon zugemauert worden, um zu vermeiden, dass sich dort unten abenteuerlustige Studenten oder urbane Höhlenforscher herumtrieben.

Aber das war kein Problem für Gus Elizalde und seine Kumpels. Sie erklärten dieses unterirdische Labyrinth, das fast alle einundsiebzig Campus-Gebäude zwischen Broadway und Amsterdam Avenue auf der Upper West Side miteinander verband, zu ihrer Operationsbasis und richteten sich dort ein. Einige Bereiche ihres neuen Zuhauses waren allerdings nach wie vor unerforscht – sie hatten einfach nicht die Zeit, jeden Winkel zu durchstöbern.

Gus hatte sich ein eigenes kleines Reich geschaffen: Es fing unter der Buell Hall an – das einzige Gebäude, das zur alten Klapsmühle gehört hatte –, führte unter der Low Memorial Library und der Kent Hall hindurch und endete an der Philosophy Hall, vor der eine Bronzestatue eines nackten Typen stand, der einfach nur rumsaß und nachdachte. Es war eine wirklich coole Hütte, fand er. Und da kein Dampf mehr durch die Rohre floss, konnte er auch in Räume vordringen, in denen bestimmt seit hundert Jahren keine

Menschenseele mehr gewesen war – wo noch schwarze Borsten aus den Wänden ragten, Pferdehaare, die man damals verwendet hatte, um den Gips zu verstärken. Bis zu den unterirdischen Zellen des ehemaligen Irrenhauses. Dort, wo man die verrücktesten der Verrückten eingesperrt hatte. Es gab keine Skelette in Eisenketten oder so etwas, aber er entdeckte Kratzer an den Steinen, und es brauchte nicht viel Fantasie, um sich vorzustellen, wie die Verzweifelten hier mit den Fingernägeln an den Wänden geschabt hatten. Ja, ab und an meinte Gus sogar die Echos ihrer Schreie zu hören.

Und hier hatte er sie schließlich untergebracht.

Seine *madre*.

In einem drei mal zwei Meter großen Eisenkäfig.

Die Hände seiner Mutter waren mit klobigen Handschellen hinter ihren Rücken gefesselt, und über ihren Kopf war ein schwarzer Motorradhelm gestülpt, dessen Lackierung – da sie in den ersten Monaten der Gefangenschaft immer wieder wütend gegen die Wand gelaufen war – schon ziemlich mitgenommen war. Um zu verhindern, dass sie den Stachel ausfuhr, hatte Gus ihr den Nackenschutz des Helms mit Sekundenkleber an der Haut befestigt und so auch diesen ekelhaften purpurfarbenen Hautsack unter ihrem Kinn bedeckt. Außerdem hatte er das Plastikvisier durch eine Eisenplatte mit Scharnieren an den Seiten ersetzt und die Ohrenpolster im Inneren mit Baumwolle ausgestopft.

Seine Mutter konnte also weder sehen noch hören – und trotzdem wandte sie sich ihm jedes Mal zu, wenn er ihre Zelle betrat. Drehte den Kopf. Folgte seinen Bewegungen. Gurgelte. Kreischte. Der jahrhundertealte Staub des Irrenhauses bedeckte ihren nackten Vampirkörper. Schon öfter hatte Gus versucht, ihr durch die Eisenstangen hindurch etwas überzuziehen: einen Mantel, einen Poncho, eine Decke. Aber sie hatte das alles abgeschüttelt; sie brauchte keine Kleidung mehr, sie hatte jedes Schamgefühl verloren. An ihren Füßen hatten sich Schwielen gebildet, so dick wie die Sohlen von Tennisschuhen. Fliegen und Läuse taten sich an ihr gütlich, unentwegt lief nach Ammoniak stinkende Flüssigkeit ihre Beine hinunter, und widerliche braune Flecken sprenkelten die blasse, von Venen durchzogene Haut.

Vor einigen Monaten hatte sich Gus nach einem Kampf mit den Vampiren im Hudson River Tunnel von den anderen getrennt. Zum einen, weil

das eben in seiner Natur lag. Zum anderen wegen seiner Mutter. Ihm war klar gewesen, dass sie ihn – ihren geliebten Sohn – bald finden würde, und hatte entsprechende Vorbereitungen getroffen. Als sie dann schließlich zu ihm gekommen war, hatte er ein schwarzes Laken auf sie geworfen und sie mit einem dicken Seil verschnürt. Sie hatte sich mit ihren absurden Vampirkräften wie wild gewehrt, aber nach einer Weile war es ihm gelungen, ihr den Helm über den Kopf zu ziehen und dadurch den Stachel zu blockieren. Dann hatte er sie in das Kellergewölbe hinuntergezerrt. In ihr neues Heim.

Jetzt stand Gus am Käfig, griff mit der Hand durch die Stangen und klappte das eiserne Visier des Motorradhelms zur Seite. Schwarze, in glühendem Scharlachrot schwimmende Pupillen starrten ihn an: seelenlos, irrsinnig, hungrig. Jedes Mal, wenn er das Visier öffnete, spürte er das unbändige Verlangen seiner Mutter, den Stachel auszufahren, und je mehr sie sich gegen den Knebel wehrte, desto mehr Speichelflüssigkeit lief ihren Hals hinab.

Mama! Sieh nur, was aus dir geworden ist!

Im Laufe der Monate waren Bruno, Joaquin und Gus so etwas wie eine kleine Familie geworden. Bruno sorgte dabei für die nötige Unterhaltung; er hatte die großartige Gabe, sowohl Gus als auch Joaquin ständig zum Lachen zu bringen, und immer wenn er Gus' Mutter sah, die mit ihrem verbeulten Motorradhelm einem ausrangierten Roboter ähnelte, musste er an dieses lächerliche B-Movie von früher denken: *Robot Monster*. In dem Film war es um ein affenartiges Wesen mit angeschraubtem Stahlkopf gegangen – und nun hatte Bruno den perfekten Filmtitel für die Beziehung zwischen Mutter und Sohn Elizalde: *Gustavo gegen Robot Monster*.

Was in ihrem unterirdischen Versteck an Arbeit anfiel, teilten die drei untereinander auf. Aber nur Gus durfte seine Mutter berühren: Er wusch sie einmal die Woche von Kopf bis Fuß und hielt ihre Zelle so sauber, wie es ihm nur möglich war. Und dann gab es da noch etwas anderes, was er tun musste ...

Gus, von seiner Mutter weiterhin argwöhnisch beobachtet, zog ein kleines Silbermesser aus der Tasche und rollte den rechten Ärmel seiner Jacke hoch. Dann steckte er beide Arme durch die Gitterstäbe, etwas oberhalb des Kopfes seiner Mutter, und ritzte mit dem Messer eine kaum zentimeterlange Wunde in sein rechtes Handgelenk. Sofort lief Blut aus der

Wunde – und Gus hielt seinen Arm so, dass die rote Flüssigkeit in den geöffneten Helm tropfte.

Aus dem jetzt laute, gierige Schmatzgeräusche drangen.

Wie immer gönnte er ihr ungefähr die Menge eines Schnapsglases von seinem Blut. Dann zog er die Arme wieder aus dem Käfig, ging zu einem kleinen Holztisch an der Wand, riss einen Streifen Papier von einer Küchenrolle und drückte ihn auf die Wunde. Mit einem weiteren Tuch säuberte er seinen Unterarm, auf dem er inzwischen unzählige dieser kleinen Messerschnitte hatte, die zusammen ein vernarbtes Wort ergaben: MADRE.

Nachdem er die Wunde versorgt hatte, kramte er eine Handvoll selbstgebrannter CDs aus seinem Rucksack. »Ich hab Musik für dich dabei, Mama«, sagte er. »Deine Lieblingsbands. Los Panchos, Los Tres Ases, Javier Solís ...«

Traurig blickte er auf die sich vor Gier windende Kreatur im Käfig und dachte an die Frau, die ihn vor langer Zeit aufgezogen hatte. Die alleinerziehende Mutter mit dem gelegentlich hereinschneidenden Ehemann und den wechselnden Liebhabern. Sie hatte immer das Beste für ihn gewollt, aber manchmal hilft es eben nicht, etwas nur zu wollen – und so hatte sie ihn an die Straße verloren. Dort, im Barrio, hatte er seine eigentliche Erziehung genossen. So viel war damals schief gelaufen, so vieles, das er jetzt nicht mehr ändern konnte ... Also dachte er an die junge Mutter, die sie einmal gewesen war. Dachte daran, wie sie ihn getröstet hatte, wenn er sich mal wieder mit den anderen Jungs geprügelt hatte. Daran, dass selbst die größte Wut auf ihn nie die Liebe und Zuneigung aus ihren Augen hatte vertreiben können.

All das – verloren.

Gus hatte seiner Mutter zu ihren Lebzeiten den nötigen Respekt versagt. Warum kümmerte er sich nun, da sie tot war, etwas *anderes* war, so aufopferungsvoll um sie? Um ehrlich zu sein: Er hatte keine Ahnung. Er wusste nur, dass ihm die Besuche hier unten im Keller den nötigen Ansporn gaben, dem Meister weiter in den Arsch zu treten. Jeder Tropfen Blut, den er seiner Mutter gab, nährte zugleich seinen Wunsch nach Rache.

Er legte eine der CDs in die superteure Stereoanlage, die er in einem Auto voller Leichen gefunden und hier unten im Keller an diverse Boxen angeschlossen hatte, und Javier Solís begann »*No te doy la libertad*« zu

singen, ein ebenso zorniger wie melancholischer Bolero, der bestens zur der Scheiße passte, in der sie alle steckten.

»Gefällt es dir, *madre*? Erinnerst du dich daran?«

Natürlich war ihm klar, dass sie kein Wort von dem verstand, was er sagte, aber ... Hey, sie war seine Mama!

Er ging wieder zu ihrer Zelle, streckte den Arm aus, wollte das Helmvisier schließen – als ihm ein seltsamer Ausdruck in ihren Augen auffiel.

Irgendetwas – irgendwer – sah ihn aus den Augen seiner Mutter an.

Und Gus wusste, was das bedeutete.

Ich schmecke dich, mein Junge, ertönte die Stimme des Meisters in seinem Kopf. *Ich schmecke dein Blut und deine Sehnsucht. Ich schmecke deine Schwäche. Ich weiß, mit wem du im Bunde bist, mein kleiner Bastardsohn ...*

Die Augen seiner Mutter fixierten ihn und sie waren so leblos wie immer – und doch leuchteten sie wie das rote Licht an einer Videokamera im Aufnahmemodus.

Es hatte keinen Sinn, der Präsenz, die sich in seiner Mutter manifestiert hatte, etwas entgegenzubrüllen – das war Gus klar. Also versuchte er, seine Gedanken von jedem Ballast zu befreien. Versuchte, der lockenden Dunkelheit zu widerstehen. Ganz so, wie es ihm Abraham Setrakian geraten hätte ...

Ah, der gute alte Professor! Er hatte noch so viel mit dir vor. Aber jetzt ... Wenn er dich doch nur hier sehen könnte – wie du deine Mutter mit Blut versorgst, so wie er das Herz seiner toten Ehefrau mit Blut versorgt hat. Er hat versagt, Gus. Und du wirst auch versagen.

Gus konzentrierte sich auf das Bild seiner Mutter in jungen Jahren. Nur an nichts anderes denken! An nichts anderes!

Führ mich zu deinen Freunden, Augustin Elizalde. Ich werde dich dafür fürstlich entlohnen. Willst du wie ein König leben – oder wie eine Ratte? Entscheide dich. Und entscheide dich schnell. Ich werde dir ein solches Angebot nicht noch einmal machen.

»Verschwinde aus meinem Kopf, Arschloch!«, flüsterte Gus.

Und was, wenn ich sie dir zurückgebe – deine madre? Ihr Geist ist in mir wie der von Millionen anderer Menschen. Ich kann sie finden und dir wiederbringen ...

In diesem Moment waren die Augen seiner Mutter wieder wie die Augen eines Menschen: weich, schimmernd vor Tränen, voller Schmerz.

»Hijito«, kam ihre dünne Stimme aus dem Helm. »Mein Sohn. Wo bin ich? Was machst du mit mir?«

Und im selben Moment stürzte das alles auf Gus ein: der nackte Körper seiner Mutter, der Irrsinn, die Schuld, das Grauen ... »Nein!«, schrie er, streckte seine zitternde Hand durch die Stangen und schlug das Helmvisier zu. Und spürte, wie ihn eine Welle der Erleichterung durchströmte.

Das Lachen des Meisters dröhnte aus dem Helm, dröhnte in seinem Kopf – doch nach einer Weile verklang es. Ein Echo irgendwo in der Ferne.

Gus sank in die Knie und legte den Kopf in die Hände.

Das war nicht meine madre. Das war nur ein verdammter Trick!

Der Meister hatte versucht, Gus' Aufmerksamkeit so lange zu fesseln, bis er wusste, wo sich sein Widersacher befand. Um ihm dann seine Vampirarmee auf den Hals zu hetzen ...

Lass dich nie mit dem Teufel ein! Das wusste er nur zu gut. Was hatte das Monster gesagt? *Willst du wie ein König leben?* Ja, als König einer toten Welt. Als König von gar nichts. Aber hier unten – hier war er am Leben. Hier war er *caca grande*. Die Scheiße in der Suppe des Meisters.

Plötzlich hörte Gus Schritte im Tunnel. Er ging zur Tür und sah die Lichter von Taschenlampen.

Zuerst erkannte er Vasiliy. Dann Goodweather. Gus hatte den Kammerjäger zum letzten Mal vor ein oder zwei Monaten gesehen; der Doc dagegen hatte sich rar gemacht – und sah inzwischen noch beschissener aus: Er war kreidebleich und zog ein Bein nach.

Weder Vasiliy noch Eph hatten gewusst, was ihr alter Kampfgefährte Gus hier im Keller versteckt hielt. Erschrocken blickten sie auf die groteske Gestalt in der Zelle, ja, Vasiliy machte sogar Anstalten, nach seinem Schwert zu greifen. Gus versuchte sie zu beruhigen: Alles unter Kontrolle, kein Problem für ihn und seine Homies und ihre gemeinsame Aufgabe.

»Verdammte Scheiße«, sagte Vasiliy. »Wie lange ist sie schon hier?«

»Lang genug«, erwiderte Gus. »Ist einfach meine Privatangelegenheit, Mann.«

Vasiliy bewegte sich etwas zur Seite – das Visier des Motorradhelms folgte ihm. »Und sie kann wirklich nichts sehen?«

»Nein, Mann.«

»Der Helm blockiert die Verbindung zum Meister?«

Gus nickte. »Ja. Außerdem hat sie keinen Schimmer, wo sie gerade ist. Das ist so eine Triangulationsscheiße. Sie müssen dich sehen und hören und noch dazu mit ihrem komischen Vampirsinn scannen können, um dich zu orten. Ein Sinn ist komplett ausgeschaltet, ich hab ihr nämlich die Ohren verstopft. Und wenn das Visier geschlossen ist, dann kann sie auch nichts sehen. Es ist ihr Gehirn, das deine Bewegungen wahrnimmt, *muchacho*.«

»Womit ernährst du sie?«

Gus zuckte mit den Achseln. Eine Antwort erübrigte sich.

»Aber warum?«, fragte Eph. »Warum hast du sie hier eingesperrt?«

Gus kniff die Augen zusammen. »Wüsste nicht, was dich das angeht, Doc.«

»Dieses Ding da drin – das ist nicht mehr deine Mutter.«

»Denkst du, ich wüsste das nicht?«

»Du solltest sie erlösen. Sofort.«

»Das ist wohl meine Sache, Mann. Es ist meine *madre*.«

»Nicht mehr ... Weißt du, sollte ich meinen Sohn finden, und er ist verwandelt – dann werde ich ihn erlösen. Ohne zu zögern.«

»Das hier ist aber nicht dein Sohn. Und auch nicht deine Angelegenheit.« Gus konnte Ephs Augen im Halbdunkel nicht richtig erkennen. Das letzte Mal, als sie sich begegnet waren, hatte der Doktor irgendeinen Trip eingeworfen. Und jetzt anscheinend schon wieder. Er wandte sich Vasilij zu.

»Wie war dein Ausflug, *hombre*?«

Der Kammerjäger grinste. »Ach, ganz toll. Sehr entspannend ... Nein, im Ernst: Im Großen und Ganzen reine Zeitverschwendung, aber mit einem wirklich interessanten Ende. Wie läuft's auf der Straße?«

»Ich mach so viel Druck, wie ich kann, Mann. Anarchie, Alter. Nenn mich ›Agent Sabotage‹. Letzte Woche haben wir vier Vampirhöhlen ausgeräuchert. Die Woche davor ein Haus gesprengt. Ist ein beschissener Guerillakrieg, *manito*.«

»Und so notwendig wie nie zuvor. Jedes Mal, wenn in der Stadt etwas explodiert oder schwarzer Rauch in den Himmel steigt, werden die Leute daran erinnert, dass es noch Menschen gibt, die Widerstand leisten.« Vasilij

sah zu Eph. »Unser Freund hier hat gestern ein ganzes Krankenhaus in die Luft gejagt.«

Gus zog eine Augenbraue hoch. »Und was hattest du im Krankenhaus zu suchen, Doc?« Er traute Goodweather nicht. Vasiliy war ein Kämpfer, ein Killer, so wie er selbst. Aber der Doktor machte immer alles so kompliziert, und das konnte Gus gerade überhaupt nicht brauchen. Er wandte sich wieder Vasiliy zu. »Erinnerst du dich an El Ángel de Plata?«

»Klar, Mann. Der alte Wrestler.«

»Sie nannten ihn den silbernen Engel ... Also, *hombre*, mich kannst du den silbernen Ninja nennen. Ich hab einige Schläge drauf, da würde Bruce Lee vor Neid erblassen. Meine zwei Homies und ich – wir lassen's da draußen so richtig krachen.«

»Silberner Ninja? Gefällt mir.«

»Der legendäre Vampirkiller. Ich bin erst zufrieden, wenn ich alle ihre Köpfe am Broadway aufgespießt hab.«

»Pass lieber auf, dass sie nicht dich an einer Ampel aufhängen.«

»Mann, die glauben, die wären krasse Typen? Ich bin zehnmal so krass wie diese Blutsauger. *Viva las ratas!*, sag ich.«

Vasiliy grinste und gab dem ehemaligen Gangbanger die Hand. »Ich wünschte, wir hätten viel mehr von deiner Sorte.«

Gus grinste zurück. »Dann würden wir uns aber gegenseitig fertig-machen, *manito*.«

Gus führte sie zurück in den Keller unter Buell Hall, wo Vasiliy und Eph die Kühltasche hatten stehen lassen. Dann weiter zur Low Memorial Library und durch die verwüsteten Büros hinauf auf das Dach. Es war ein kühler Nachmittag, dunkel wie immer, außer dass es einmal nicht regnete. Nur über den Hudson kam eine merkwürdige schwarze Wolke auf sie zu.

Vasiliy öffnete die Kühltasche und deutete auf die beiden kopflosen Thunfische, die dort im Eiswasser lagen. »Habt ihr Hunger?«

Gus und Vasiliy wollten den Fisch roh essen, aber Eph riet dringend dazu, ihn zu braten – wer wusste schon, was in den Meeren so herum-schwamm und was diese Fische an Bakterien in sich trugen? –, also holte

Gus einen kleinen Campinggrill, den er in einer Abstellkammer entdeckt hatte, während die beiden anderen einige Antennenspitzen abbrachen, die sie gut als Spieße verwenden konnten. Sie entzündeten das Feuer zwischen zwei Ventilationsschächten, so dass man es von der Straße und von den anderen Dächern aus nicht sehen konnte.

Durchgebraten sah der Fisch wunderbar aus – die Haut knusprig, das Fleisch saftig weiß –, und schon nach wenigen Bissen fühlte sich Gus besser. Er war ständig so hungrig, dass es ihm meistens völlig egal war, was er sich für einen üblen Fraß reinschob. Da kam dieser Proteinschub hier gerade recht. Ja, er freute sich bereits wieder auf die nächste Vampirjagd. »Also, Mann«, sagte er, während er genüsslich kaute. »Was ist der Anlass für dieses Festmahl?«

»Wir brauchen deine Hilfe«, erwiderte Vasilij und erzählte dem Mexikaner von Nora. »Wir vermuten, dass man sie ins nächstgelegene Lager gebracht hat. Das im Norden. Wir wollen sie da rausholen.«

Gus sah Eph an. War der Doktor nicht Noras Lover? Warum machte er dann einen so unmotivierten Eindruck? Er wandte sich wieder Vasilij zu. »Höchste Priorität, was?«

»Da kannst du deinen Arsch drauf verwetten. Wir müssen uns beeilen. Wenn sie herausfinden, wer sie ist und dass sie uns kennt ...«

»Ich kämpfe gern, Mann, nicht dass du das falsch verstehst. Aber ich versuche immer, strategisch zu denken. Ich will nicht nur am Leben bleiben, sondern auch als Mensch sterben. Wir alle wissen, was uns da drin erwartet. Ist es das also wirklich wert?«

Vasilij nickte und sah in das Feuer. »Ich weiß, was du meinst. Ich glaube, wir sind an einem Punkt angelangt, an dem wir uns fragen müssen, wofür wir das alles eigentlich tun. Wollen wir die Welt retten? Die Welt ist doch schon längst kaputt. Wenn die Vampire plötzlich von einem Tag auf den anderen verschwinden würden – was würden wir tun? Alles wieder aufbauen? Mit was? Für wen?« Er zuckte mit den Achseln und wischte sich Fischreste aus den Bartstoppeln. »Ja, irgendwann vielleicht. Aber solange der Himmel schwarz ist, wird es immer nur ums Überleben gehen, ganz egal, wer auf diesem Planeten herrscht. Was ich damit sagen will: Ich habe es satt, einen nach dem anderen zu verlieren. Wir holen Nora da raus – mit dir oder ohne dich.«

Gus legte Vasilij die Hand auf die Schulter. »Hey, ich hab ja nicht gesagt, dass ich nicht mitmachen will ... Meine Jungs sind bald zurück, dann holen wir uns ein paar Waffen. Ich wollte schon immer mal eine der Blutfarmen hochgehen lassen.« Er stand auf. »Kommt mit, ich zeig euch was.«

Sie wickelten den Rest des Thunfischs in ein Stück Papier – auch Gus' Homies hatten einen Energieschub nötig – und löschten das Feuer mit dem Wasser aus der Kühlbox. Dann führte Gus Vasilij und Eph über den menschenleeren Campus zurück zur Buell Hall, wo er in einem kleinen Nebenraum ein altes Fahrrad an eine Handvoll Akkus angeschlossen hatte. Auf einem Tisch lagen außerdem etliche Gerätschaften aus dem Filmlabor der Universität: eine digitale Kamera mit großer Brennweite, eine tragbare Festplatte und einige kleine hochauflösende Monitore. Alles Zeug, das längst nicht mehr produziert wurde.

»Ein paar meiner Jungs nehmen unsere Aktionen regelmäßig auf«, sagte Gus. »Gutes Propaganda-Material, wenn wir es nur irgendwie in den Äther kriegen könnten. Außerdem geh ich mit dem Kram immer mal wieder auf Spionagetour. Kennt ihr dieses Schloss im Central Park?«

»Klar.« Vasilij nickte. »Da hat sich der Meister eingenistet. Umgeben von einer Armee aus Vampiren.«

Gus schloss einen der Monitore erst an einen Akku, dann an eine Videokamera an. Der Bildschirm wurde hell. »Infrarotlinsen, Mann. Hab ich aus den Collector's Editions von so Egoshootern. Man kann sie auf die Kameras stecken, aber beschwert euch bitte nicht über die Qualität.«

Vasilij und Eph beugten sich zu dem Monitor hinunter und warteten, bis sich ihre Augen an das diffuse Bild gewöhnt hatten.

»Das Schloss, okay?« Gus fuhr mit dem Finger über den Schirm. »Der große Felsen, der See. Und hier – deine Vampirarmee.«

»Von wo hast du das aufgenommen?«, fragte Vasilij.

»Vom Dach des Natural History Museum. Näher geht's nicht. Hab die Kamera auf ein Stativ geschraubt. Wie ein Scharfschütze, Mann ... Aber jetzt passt auf!« Das Bild zoomte an das Schloss heran. »Seht ihr es?«

Ja, sie sahen es: Oben auf der Brüstung stand eine Gestalt – und alle Vampire vor dem Schloss hatten ihr die Köpfe zugewandt.

»Heilige Scheiße!«, flüsterte Vasilij. »Ist das der Meister?«

Eph rieb sich die Augen. »Nein, der ist viel zu klein. Oder ist die Perspektive verzerrt?«

Vasiliy deutete auf die dunkle Gestalt. »Er ist es, ganz sicher. Sieh nur, wie sie ihn alle ehrfürchtig anstarren. Wie Blumen, die sich der Sonne zuwenden.«

»Das heißt ... er verändert sich. Er hat den Körper gewechselt.«

»Kein Zweifel. Ich wusste doch, dass der Professor ihn erwischt hat. Er hat seinen alten Körper einfach entsorgt wie eine leere Batterie. Wie macht er das nur?«

Eph rückte noch näher an den Schirm heran, kniff die Augen zusammen.
»Es ist Bolivar.«

»Was?«, fragte Gus.

»Nicht was – wer«, erwiderte Eph. »Gabriel Bolivar.«

»Der Rocksänger?«

»Genau der.«

Vasiliy runzelte die Stirn. »Bist du dir sicher? Man kann das Gesicht doch überhaupt nicht richtig erkennen.«

»Es ist die Art, wie er sich bewegt ... Glaub mir, der Meister ist in Bolivar gewechselt.«

»Aber warum gerade in den? Hat Setrakian den Meister im Atomkraftwerk so zugerichtet, dass sich die Bestie unverzüglich einen neuen Körper besorgen musste?«

Eph beantwortete die Frage nicht – denn in diesem Moment tauchte auf der Brüstung neben dem Meister eine zweite Person auf. Ein *strigoi*. Ephs Gesicht wurde zu einer starren Maske. »Das ist Kelly«, flüsterte er.

Vasiliy konnte das Bild immer noch nicht besonders gut erkennen, aber er hegte keine Zweifel an Ephs Worten. »Jesus!«

Und dann ...

... erschien eine dritte Person. Kleiner und schmaler als die beiden anderen. Und noch weniger zu erkennen.

»Seht ihr das?«, sagte Gus. »Das ist ein Mensch. In diesem Schloss spuken also nicht nur Vampire. Aber wer zur Hölle ...«

Er hielt inne, als er sah, dass sich Ephraim Goodweather auf den Boden gesetzt hatte. Die glasigen Augen des Doktors starrten den Monitor an, seine Lippen zitterten.

»Das ist mein Sohn«, sagte Eph.

Internationale Raumstation ISS

Bring sie runter.

Astronautin Thalia Charles wandte nicht einmal mehr den Kopf. Wann immer sie die Stimme hörte, war alles in Ordnung. Ja, sie freute sich sogar darauf. So einsam sie war – und sie war einer der einsamsten Menschen in der Geschichte der Menschheit – in ihren Gedanken war sie nicht allein.

Bring sie runter ...

Thalia war allein an Bord der Internationalen Raumstation, die in etwa zweihundertfünfzig Kilometern Höhe um die Erde kreiste und alle drei Stunden die Tag-und-Nacht-Grenze passierte. Hin und wieder wurden die solarbetriebenen Düsen aktiviert, um die Flugbahn zu stabilisieren – das einzige Lebenszeichen, das der künstliche Satellit noch von sich gab.

Beinahe zwei Jahre – acht Orbitaltage markierten einen Erdtag – befand sie sich nun hier oben in Quarantäne. Schwerelosigkeit und mangelnde Bewegung hatten ihren Tribut gefordert: Thalias Muskeln und Sehnen waren nahezu verkümmert, Arme, Beine und Rücken hatten sich auf beängstigende Weise verkrümmt, ihre Finger waren zu nutzlosen Haken geworden. Ihre Hautpartikel schwebten wie Millionen Pustebäume durch die Kabine, und das Haar war ihr vollständig ausgegangen – was ohnehin praktischer war, wenn man in Schwerelosigkeit lebte. Von ihren Essensvorräten – hauptsächlich gefriergetrockneter Borscht, den die letzte russische Versorgungskapsel hochgebracht hatte – war fast nichts mehr übrig, aber sie benötigte auch nicht mehr viel.

Thalia Charles löste sich langsam auf. Ihr Körper ebenso wie ihr Geist.

Der russische Kommandant der ISS war drei Wochen nach den ersten technischen Problemen gestorben. Eine Reihe von Nuklearexplosionen auf der Erde hatte die Atmosphäre aufgewühlt und dazu geführt, dass die Station mit Weltraummüll kollidiert war. Da von der Kommandozentrale in Houston keine Anweisungen mehr gekommen waren, hatten sie sich strikt an die Vorschriften gehalten und in der glockenförmigen *Sojus*-Rettungskapsel Zuflucht gesucht. Dann hatte sich Commander Demidov in einen

Raumanzug gezwängt und versucht, die Lecks in den Sauerstofftanks des Hauptmoduls zu flicken – was ihm sogar zum Teil gelungen war. Mit großer Anstrengung hatte er einen der Tanks in die *Sojus*-Kapsel bugsiiert und war dann einem Herzanfall erlegen. Durch seine mutige Tat hatten Thalia und der französische Ingenieur weitaus länger als berechnet in der Kapsel überleben können; schließlich hatten sie ein Drittel der Essensvorräte untereinander aufteilen können.

Doch das erwies sich eher als Fluch denn als Segen.

Nach einigen Monaten zeigte Maigny, der Ingenieur, deutliche Zeichen geistiger Demenz. Während sie zusahen, wie der blaue Planet unter ihnen hinter einer schwarzen Wolke verschwand, brabbelte er wie ein kleines Kind vor sich hin. Indem sie ihm half, bei Verstand zu bleiben, versuchte Thalia, auch ihre eigenen Sinne beisammenzuhalten. Sie war eigentlich recht zuversichtlich – bis sie eines Tages bemerkte, wie Maigny, als er sich gerade unbeobachtet fühlte, bizarre Grimassen schnitt. In der darauf folgenden Nacht tat sie nur so, als würde sie schlafen; tatsächlich ließ sie ihn nicht aus den Augen. Und sie sah, wie Maigny einen der Notfallkästen öffnete, die zwischen den Pilotensitzen verstaut waren, und eine dreiläufige Bordpistole herausholte, die von ihren Ausmaßen her eher an eine Schrotflinte erinnerte. Im abnehmbaren Schaft war zusätzlich noch eine Machete verborgen. Vor vielen Jahren war einmal eine russische Kapsel in der sibirischen Wildnis abgestürzt, und der Kosmonaut hatte sich mit Steinen und Stöcken gegen attackierende Wölfe wehren müssen, bevor ihn das Bodenpersonal endlich entdeckt hatte; seither war diese eigens konstruierte Pistole Teil der *Sojus*-Notfallausrüstung.

Thalia sah, wie Maignys Hände über die Waffe glitten und die Machete herauszogen. Die Strahlen der fernen Sonne blitzten auf der Klinge. Und dann sah sie die Gier in seinen Augen.

Sie wusste sofort, dass es nur eines gab, was sie tun konnte, um sich zu retten. Sie stellte sich weiter schlafend, während er langsam auf sie zuschwebte. Und dann ...

Nach so langer Zeit fiel es ihr immer noch schwer, daran zu denken.

Aber manchmal sah sie Maigny noch. Abhängig von der Rotation der ISS trieb seine Leiche hin und wieder an der Hauptluke vorbei – wie ein grotesker Zeuge Jehovas, der einen Hausbesuch machte.

Noch ein Bauch weniger, der zu füllen war. Noch eine Lunge weniger, die mit Luft versorgt werden musste. Noch mehr Zeit für sie in dieser Weltraumbüchse.

Bring sie runter.

»Fordere es nicht heraus«, flüsterte sie.

Die Stimme war undeutlich, aber auf jeden Fall männlich. Und sie war vertraut – auch wenn Thalia sie nicht eindeutig zuordnen konnte.

Es war nicht ihr Mann. Auch nicht ihr toter Vater. Aber bestimmt jemand, den sie kannte ...

Bildete sie sich das alles nur ein? War diese Stimme lediglich eine Ausgeburt ihrer Sehnsucht nach einem anderen Menschen? Nach einem Gefährten?

Sie blickte aus dem Fenster. Blickte auf den Himmel, dessen bunte Farben im Sonnenaufgang schimmerten. Sie nannte ihn immer noch »Himmel« – obwohl es hier keinen Himmel gab. Genauso wenig wie eine »Nacht«. Hier war nur das Universum. Und das Universum war nicht schwarz; es war lichtlos; es war völlig leer. Bis auf ...

Wieder Farben. Ein Funkenflug aus Rot, ein Ausbruch an Orange am Rande ihres Sichtfeldes. Als würde sie ihre Augen ganz fest zusammenkneifen.

Was sie jetzt auch tat. Und zusätzlich presste sie noch ihre Daumen auf die Augen. Die Abwesenheit von Licht. Die Leere in ihrem Kopf. Und wieder: Farben.

Sie öffnete die Augen. Blaue Muster erschienen im All und verschwanden wieder. Dann grüne Muster. Dann purpurfarbene.

Es war ein Zeichen. Ja, selbst wenn sie sich das alles nur einbildete – es war ein Zeichen.

Nur – was sollte es bedeuten?

Bring sie runter, mein Schatz.

Mein Schatz? Niemand hatte sie je »mein Schatz« genannt, kein Familienmitglied, kein Lehrer, kein NASA-Ausbilder. Trotzdem freute sie sich darüber, freute sie sich über den Rat, den ihr die Stimme gab.

»Aber wie?«, fragte sie.

Keine Antwort. Doch während Thalia durch die Kabine schwebte, fiel ihr Blick auf den Notfallkasten zwischen den Sitzen.

»Wirklich?«

Sie hatte die Waffe seit dem Zwischenfall mit Maigny nicht mehr angerührt. Jetzt holte sie sie aus dem Kasten. Die Machete war weg – trieb draußen mit dem Franzosen im All. Thalia presste die Pistole gegen die Fensterscheibe. Und drückte ab.

Klick.

Während die Waffe vor ihr wie eine unbeantwortete Frage in der Luft schwebte, durchwühlte Thalia den Notfallkasten.

Zwanzig normale Kugeln. Zwanzig Leuchtgeschosse. Zwanzig Schrotpatronen.

»Sag mir, warum.« Sie wischte sich etwas Tränen aus den Augen und sah zu, wie die Tropfen durch die Kabine tanzten. »Nach all der Zeit – warum?«

Sie war ganz still. Horchte. Bestimmt würde eine Antwort kommen. Ein Grund. Eine Erklärung.

Es ist soweit.

Das Licht funkelte jetzt so fröhlich vor dem Fenster, dass es Thalia den Atem verschlug. Mit weit aufgerissenen Augen sah sie zu, wie der Schweif des Kometen an ihr vorbeizog und in der Atmosphäre verschwand.

Dann drehte sie sich um. Irgendetwas war hier bei ihr. Etwas nicht Menschliches.

»War das ...«

Sie brach ab. Natürlich war es das.

Ein Zeichen.

Als Kind hatte sie einmal eine wunderschöne Sternschnuppe gesehen – und seither hatte sie sich nichts sehnlicher gewünscht, als Astronautin zu werden. Sie hatte diese Geschichte immer wieder erzählt – in der Schule, an der Universität, bei der Aufnahmeprüfung –, und trotzdem war es die reine Wahrheit: Als Kind hatte sie ihr Schicksal am Himmel gesehen.

Bring sie runter.

Wieder stockte ihr der Atem. Denn jetzt hatte sie die Stimme erkannt. Es war ihr Hund Ralphie, ihr stattlicher Neufundländer zu Hause in Connecticut. Früher hatte sie sich immer seine Stimme ausgemalt, wenn sie sich mit ihm unterhalten hatte.

Willst du raus, Ralphie?

Ja, ja, bitte!

Willst du ein Leckerli?

Ja, will ich!

Sei ein guter Junge!

Bin ich, bin ich!

Weißt du, ich vermisse dich, wenn ich dort oben bin.

Ich vermisse dich auch, mein Schatz.

Das war also die Stimme in ihr. Die Stimme, die sie Ralphie gegeben hatte. Die Stimme der Kameradschaft, des Vertrauens, der Zuneigung.

»Wirklich?«, fragte sie erneut.

Sie hatte sich oft vorgestellt, was wohl geschehen würde, wenn sie in der Kabine wild um sich schoss. Wie lange, bis dieses großartige Produkt menschlichen Erfindungsreichtums ins Taumeln geraten, in die Atmosphäre eintreten und Feuer fangen würde?

Und plötzlich erfüllte sie reine Gewissheit. Ja, auch wenn sie verrückt war, hatte sie zumindest keinen Zweifel mehr daran, dass es die richtige Entscheidung war. Sie wollte nicht dahindämmern wie Maigny, wollte nicht dabei zusehen, wie sich vor ihrem Mund Schaum bildete.

Sie würde mit ihrem Schiff untergehen. Und sie hatte immer gewusst, dass das einmal ihr Schicksal sein würde. Eine Sternschnuppe hatte diese Entscheidung für sie getroffen. Und auch Thalia Charles würde eine Sternschnuppe werden.

Camp Liberty

Nora betrachtete das Messer.

Sie hatte die ganze Nacht daran gearbeitet und war ziemlich erschöpft. Und ziemlich stolz. Was man aus einem kleinen Buttermesser doch machen konnte, wenn man die Klinge an einer Betonwand schärfte und mit Zacken versah. Noch ein bisschen länger – und es würde perfekt sein.

Sie hatte die Schleifgeräusche mit ihrem Kopfkissen gedämpft, so dass ihre Mutter, die wenige Meter von ihr entfernt lag, nicht aufwachte.

Sie hatte ihre Mutter wieder ... Aber nicht für lange.

Einen Tag zuvor, etwa eine Stunde, nachdem sie Nora von Barnes' Anwesen in das Lager zurückgebracht hatten, war der Befehl ergangen, ihre Mutter bei Sonnenaufgang abzuholen.

Fütterungszeit.

Was würde mit ihr geschehen? Nora wusste es nicht, *wollte* es nicht wissen. Alles, was sie wusste, war, dass sie es nicht zulassen würde. Sie würde Barnes' Angebot annehmen – versuchen, ihm so nahe wie möglich zu kommen – ihm das Messer an die Kehle halten. Entweder er oder ihre Mutter. Und sollten sie ihre Mutter töten, dann würde Barnes dasselbe Schicksal ereilen.

Mrs. Martinez murmelte etwas Unverständliches und fiel dann wieder in das leichte Schnarchen, das Nora so vertraut war. Das sie als Kind immer in den Schlaf gewiegt hatte. Damals war ihre Mutter eine starke Frau gewesen. Eine Naturgewalt. Sie hatte rund um die Uhr gearbeitet, um Nora die Schule, den Collegeabschluss und alles andere zu ermöglichen, was damit zusammenhing. Und sie war nie müde geworden, hatte sich nie beklagt.

Nur einmal. Eines Nachts kurz vor Weihnachten, als Nora von einem leisen Schluchzen aufgewacht war. Sie war vierzehn gewesen damals und hatte sich am Tag zuvor furchtbar aufgeführt, weil sie kein *Quinceañera*-Kleid zu ihrem Geburtstag bekommen hatte ...

Sie war die Treppe hinuntergegangen und hatte ihre Mutter durch die offenstehende Tür allein am Küchentisch sitzen sehen. Neben sich ein Glas Milch. In der Hand die Lesebrille. Der Tisch übersät mit Rechnungen.

Nora war von diesem Anblick wie gelähmt. Als hätte sie Gott beim Wein-
en ertappt. Sie wollte gerade in die Küche gehen und fragen, was los war – da wurde aus dem leisen Schluchzen ihrer Mutter ein lautes, fürchterliches Heulen, und ihre Augen explodierten förmlich in Tränen ... Schockiert lief Nora zurück auf ihr Zimmer und verbarg sich unter der Decke. Sie erwähnte den Vorfall kein einziges Mal, aber das Bild ihrer weinenden Mutter nachts in der Küche ging ihr nie wieder aus dem Kopf. Von diesem Moment an änderte sie ihr Verhalten. Kümmerte sich mehr um ihre Mutter, arbeitete so hart sie konnte.

Viele Jahre später, als die Demenz einsetzte, begann ihre Mutter sich über alles zu beschweren. Es war, als ob sich der über Jahre angestaute und nur mühsam zurückgehaltene Zorn endlich Bahn brach. Aber das machte Nora nichts aus. Sie würde ihre Mutter niemals im Stich lassen.

Niemals!

Etwa drei Stunden vor Sonnenaufgang öffnete Mrs. Martinez die Augen. Und für einen kurzen Moment war sie ganz klar im Kopf. Diese Momente gab es von Zeit zu Zeit, aber sie wurden immer seltener. Wie ein *strigoi*, dachte Nora, war ihre Mutter von einem fremden Willen besessen – und es war mehr als unheimlich, wenn sich für wenige Sekunden ihr altes Ich bemerkbar machte. So wie jetzt.

»Nora? Wo sind wir?«

»Leise, Mama. Es ist alles in Ordnung. Schlaf weiter.«

»Sind wir in einem Krankenhaus? Ist mir was passiert?«

»Nein, Mama. Mach dir keine Sorgen. Alles ist gut.«

Mrs. Martinez streckte die Hand aus und streichelte den rasierten Kopf ihrer Tochter. »Was ist geschehen? Wer hat dir das angetan?«

Nora küsste die Hand ihrer Mutter. »Niemand, Mom. Das wächst schon wieder nach. Bald ist es wieder so wie früher.«

Ihre Mutter blickte sie eine Weile mit ernster Miene an, dann sagte sie: »Werden wir sterben?« Und Nora wusste nicht, was sie darauf erwidern sollte. Sie schluchzte leise, und ihre Mutter nahm sie in die Arme. »Nicht weinen, mein Liebling. Nicht weinen.« Dann sah sie ihrer Tochter wieder in

die Augen und sagte: »Weißt du, wenn ich auf mein Leben zurückblicke, dann erkenne ich, dass Liebe die Antwort auf alles ist. Ich liebe dich, Nora. Das wird uns für immer bleiben.«

Bald darauf schliefen sie gemeinsam ein, und Nora verlor jegliches Zeitgefühl. Als sie aufwachte, wurde der Himmel bereits heller.

Was nun? Sie saßen in der Falle. Kein Vasiliy. Kein Eph. Nur das kleine Messer ...

Nora sah es sich noch einmal an. Ja, sie würde zu Barnes gehen und ... Wer weiß, vielleicht würde sie es sich auch selbst ins Herz stoßen.

Dafür war es aber noch nicht scharf genug. Nora legte die Klinge wieder an den Beton und rieb sie hin und her.

Manhattan

Die Stanford-Abwasserwiederaufbereitungsanlage lag unter einem sechseckigen Backsteingebäude auf der La Salle Street zwischen Amsterdam Avenue und Broadway. Die Anlage war im Jahre 1906 erbaut worden und damals darauf ausgelegt, mindestens ein Jahrhundert lang mit dem Wachstum Manhattans mithalten zu können. Während der ersten zehn Jahre hatte sie eine Milliarde Liter Abwasser pro Tag verarbeitet. Der massive Zustrom von Menschen durch zwei aufeinanderfolgende Weltkriege jedoch hatte sie bald an ihre Kapazitätsgrenze gebracht. Außerdem hatten sich die Nachbarn über Atemprobleme, Augeninfektionen und den widerlichen Schwefelgeruch beschwert, der rund um die Uhr aus dem Gebäude aufgestiegen war. Und so wurde die Anlage 1947 teilweise und fünf Jahre später vollständig stillgelegt.

Und trotzdem hatte sie immer noch etwas Majestätisches: ein Industriedenkmal, wie es nur die Architektur der Jahrhundertwende hervorbringen hatte können. Zwei Stahltreppen führten zu den Stegen über den gusseisernen Filterbecken, die kaum Spuren von Vandalismus aufwiesen; verblasste Graffiti, eine dicke Schlickschicht, Haufen von vertrocknetem Laub, die Hinterlassenschaften von Hunden und einige Taubenkadaver waren die einzigen Hinweise darauf, dass die Kläranlage seit etlichen Jahrzehnten nicht mehr in Betrieb war. Gus hatte sie im letzten Jahr eher durch Zufall entdeckt – und hatte eines der Becken zu seinem persönlichen Waffenlager umfunktioniert. Um hineinzukommen, musste man sich erst durch einen schmalen Tunnel zwängen und dann eine eiserne Schleuse öffnen, die mit einer schweren Kette gesichert war.

Der Mexikaner wollte Eph und Vasilij stolz seine Waffensammlung präsentieren – dass sie für den Angriff auf das Lager ausreichend gerüstet waren –, aber Eph war nicht mitgekommen; er brauchte etwas Zeit für sich allein, nachdem er nach zwei Jahren Angst und Verzweiflung endlich seinen Sohn wiedergesehen hatte: an der Seite seiner Vampirmutter, an der Seite des Meisters ... Vasilij hatte dafür Verständnis gezeigt – er wusste, dass Eph

seit dem Ausbruch der Vampirseuche nahezu Übermenschliches geleistet hatte –, aber während sie durch den Tunnel gingen, beklagte er sich bei Gus über den schleichenden Realitätsverlust des Doktors. Er versuchte, das Problem so sachlich wie möglich zu schildern, ohne irgendwelche Emotionen; nur eine gewisse Eifersucht konnte er nicht unterdrücken, da Eph ja immer noch zwischen ihm und Nora stand.

»Ich kann ihn nicht ab, Mann«, sagte Gus darauf. »Konnte ich noch nie. Der Typ jammert ständig darüber, was er nicht hat, und sieht gar nicht, was er hat. Wie nennt man solche *hombres*?«

»Pessimisten?«

»Arschlöcher.«

»Er hat eine Menge durchgemacht.«

»Hat er das? Na, das tut mir aber leid. Ich hab mir schon immer gewünscht, meine nackte Mutter in einen Käfig zu sperren und ihr einen verdammten Helm auf ihren verdammten *cabeza* zu kleben.«

Beinahe hätte Vasiliy gelacht. Der Gangbanger hatte absolut recht: Niemand sollte das durchmachen, was Eph durchgemacht hatte – aber trotzdem hatte man seinen Mann zu stehen. Sie konnten sich einfach keinen weiteren Ausfall leisten.

»Der *gringo* ist nie zufrieden. Seine Frau geht ihm auf die Nerven. Bang! Sie ist weg! Huhu, wie krieg ich sie nur zurück? Bang! Sie ist untot. Huhu, meine Frau ist ein beschissener Vampir. Bang! Sie schnappt sich ihren Sohn. Huhu, wir krieg ich nur meinen Sohn zurück ... Das hört doch nie auf, Mann. Du musst akzeptieren, was du hast. Meine *madre* sieht wie ein verdammter Porno-Power-Ranger aus? Scheiß drauf! Ich bin mit dem zufrieden, was ich hab. Und trete diesen Blutsaugern ordentlich in den Arsch. Ich bin eben ein Feuerzeichen, Mann.«

»Ein was?«

»Mein Sternzeichen. Zwilling. Ein Feuerzeichen.«

»Zwilling ist ein Luftzeichen, Gus.«

»Drauf geschissen!« Gus hielt kurz inne, dann sagte er: »Wenn der alte Mann noch hier wäre, würde es viel besser für uns laufen.«

Vasiliy nickte. »Da hast du verdammt recht.«

Sie hatten die Schleuse erreicht. Gus öffnete das Schloss und zog die Kette heraus. »Und was ist jetzt mit seiner Lady? Hast du sie etwa ...«

»Ich?« Vasily's Gesicht lief im Dunkeln rot an. »Nein.«

Gus verzog den Mund zu einem Grinsen. »Sie weiß es nicht mal, oder?«

»Doch, sie weiß es. Glaube ich zumindest. Aber es ist noch nichts passiert.«

»Das wird schon, *manito*, das wird schon!« Gus öffnete die Schleuse und breitete die Arme aus. »*Bienvenido a Casa Elizalde!*«

Im Licht der Lampen blickte Vasily auf Dutzende ordentlich nebeneinander aufgestellte Automatikwaffen, auf Schwerter jeglicher Größe und Form, auf kiloweise Munition jeden Kalibers. Er nickte beeindruckt. Dann sah er eine Schachtel Handgranaten. »Wo zum Teufel hast du *die* her?«

»Jeder kleine Junge braucht eben sein Spielzeug. Und je größer, desto besser.«

»Und was hast du damit vor?«

»Hab ich noch nicht drüber nachgedacht. Wieso?«

»Wie wäre es, wenn wir damit einen Nuklearsprengkopf zünden?«

Gus lachte lauthals. »Klingt nach einem Mordsspaß, Mann.«

»Na, da bin ich aber froh. Denn ich bin nicht mit leeren Händen aus Island zurückgekommen. Ich hatte ein Rendezvous mit einigen ukrainischen Schmugglern.«

Gus starrte Vasily völlig perplex an. »*No mames?* Du hast eine verdammte Atombombe?«

Vasily nickte. »Nur ohne Zündvorrichtung. Und da habe ich an dich gedacht.«

»*Mucho respeto*, mein Freund!« Gus klopfte dem Kammerjäger anerkennend auf den Rücken. »Lass uns damit Manhattan hochjagen. Jetzt gleich!«

»Was immer wir damit machen – wir haben nur eine Chance. Wir sollten uns das sehr gut überlegen.«

»Ich weiß, wer uns einen Zünder besorgen kann: Das einzige Arschloch, das an der Ostküste noch ein ordentliches Geschäft am Laufen hat. Alfonso Creem.«

»Und wie nehmen wir mit ihm Kontakt auf? Nach Jersey rüber zu fahren ist so schwierig, wie früher Nordkorea zu besuchen.«

»Überlass das einfach Gusto. Wie, glaubst du, bin ich an die Granaten gekommen?«

Vasiliy überlegte einen Augenblick. Dann sah er den Mexikaner mit ernster Miene an. »Denkst du, wir können Quinlan trauen? Er will das Buch sehen.«

»Das Buch des alten Mannes? Das *Occido* irgendwas?«

»Ja. Würdest du es ihm zeigen?«

»Weiß nicht, Mann. Ist ja nur ein Buch, oder?«

»Ein Buch, hinter dem der Meister wie der Teufel her ist. Ein Buch, für das Abraham Setrakian sein Leben gegeben hat. Was immer darin steht – es muss von großer Bedeutung sein. Auch dein Kumpel Quinlan glaubt das.«

»Und was glaubst du?«

»Ich? Ich habe das Buch, aber ich kann nichts damit anfangen. Kennst du den Spruch ›Er ist so blöd, er findet noch nicht mal ein Gebet in der Bibel? Nun, so geht es mir. Da ist irgendein Trick dabei, aber ...«

»Scheiße, Mann! Ich hab mal gefilmt, wie Quinlan in Nullkommanichts ein Vampirnest ausgehoben hat. Zwei, drei Dutzend Blutsauger – zack!« Gus lächelte. »Weißt du, im Knast lernt man, dass es zwei verschiedene Typen auf der Welt gibt, scheißegal, ob Mensch oder Vampir. Die, die einstecken, und die, die austeilen. Und dieser Kerl, Mann, der teilt ordentlich aus. Er ist ein Jäger durch und durch. Und er hasst den Meister ebenso sehr wie wir.«

Vasiliy legte die Hand auf Gus' Schulter. Die Sache war also entschieden: Er würde Quinlan das Buch geben.

Und dafür einige Antworten bekommen.

Aus dem Tagebuch von Ephraim Goodweather

Früher war eine Midlife Crisis eigentlich gar nicht so schlimm. Die Haare wurden grau, die Ehe zerbrach, oder die Karriere geriet ins Stocken. Also kaufte man sich ein neues Auto, einen Mont-Blanc-Füller oder eine Haartönung, je nachdem, wie viel Geld man hatte. Aber nichts kann meinen Verlust je wiedergutmachen. Mein Herz rast, wenn ich daran denke, wenn ich es *fühle*. Was immer ich besaß, ich habe es vergeudet. Und was immer ich erhoffte, es wird nie Wirklichkeit werden. Alles, was mir das Leben versprochen hat – der Jahrgangsbeste, der Umzug an die Ostküste, das perfekte Mädchen – alles weg. Diese wunderbaren Abende mit kalter Pizza und einem Film im Fernsehen. Damals, als ich in den Augen meines Sohnes noch ein Riese war ...

In meiner Jugend gab es da diesen Mister Rogers im Fernsehen, der immer sang: »You can never go down / can never go down / can never go down the drain.« Was für eine verdammte Lüge!

Früher hätte ich all das, was ich erreicht hatte, als Lebenslauf präsentiert – jetzt ist es eine Liste der Belanglosigkeiten und des Selbstbetrugs. Früher dachte ich, die Welt und mein Platz darin wären Teil eines großen Plans. Dass der Erfolg (was immer das ist) ganz automatisch kommen würde, wenn ich mich nur auf meine Arbeit – auf das, worin ich »gut« war – konzentriere. Früher dachte ich, dass die tägliche Tretmühle – als Vater, als Workaholic – genau dazu da wäre: um dem eigentlichen Leben den letzten Schliff zu verleihen. Aber jetzt ... jetzt ist die Welt zu einem unerträglichen Ort geworden, und alles, was ich besitze, ist das überwältigende Gefühl der Reue und des Verlustes. Jetzt weiß ich, dass dies mein wirkliches Ich ist: schwach, krank, gebrochen. Die fleischgewordene Enttäuschung der Träume eines früheren Lebens. Ich gebe nicht auf, weil ich nie aufgebe. Aber ich habe jeden Glauben an mich selbst verloren.

Woran halte ich mich noch fest? Ich kann nicht akzeptieren, dass mein Sohn für immer verloren ist. Ich *werde* es nicht akzeptieren. Ich werde ihn finden, da bin ich mir ganz sicher. Ich bin ihm in meinen Träumen

begegnet. Er hat mich angesehen (und ich war wieder ein Riese in seinen Augen) und beim schönsten Namen genannt, bei dem ein Mann nur genannt werden kann: »Dad«.

Und da war ein gleißendes Licht um uns herum. Ein Licht, das mich von all meinen Sünden reingewaschen hat.

Ich werde dieses Licht finden.

Columbia University

Eph wanderte durch die Kellertunnel der einstigen Irrenanstalt unterhalb der einstigen Universität, und genau das war es, was er tun wollte: herumwandern. In Bewegung bleiben. Der Anblick von Zack neben Kelly und dem Meister hoch oben auf Belvedere Castle hatte ihn wie einen Schlag in den Magen getroffen. In all der Zeit hatte er sich Zacks Schicksal in zahllosen Varianten ausgemalt – ermordet, unter Drogen gesetzt, in ein Verlies gesperrt –, aber er hatte nicht im Traum daran gedacht, dass er seinen Sohn an der Seite des Meisters wiederfinden würde.

Hatte Kelly ihn auf die Seite der Vampire gezogen? Oder hatte ihn der Meister persönlich zu sich gerufen? Und wenn ja, warum?

Vielleicht hatte der Meister gedroht, Kelly vollständig auszulöschen, und Zack hatte sich daraufhin gefügt. Eph wollte das glauben – die Vorstellung, sein Sohn hätte sich dem Herrn der Vampire freiwillig hingegeben, war einfach unerträglich. Nein, Zack war immer noch sein kleiner, schmerzlich vermisster Junge!

Aber das Bild auf Gus' Monitor ...

Eph blieb stehen und kramte zwei Vicodin aus seiner Hosentasche. Das Licht der Stirnlampe brachte die weißen Tabletten in seiner Hand beinahe zum Glühen. Er steckte sie in den Mund und schluckte sie trocken hinunter. Eine davon blieb allerdings in der Speiseröhre stecken, und er musste einige Male auf und ab springen, um sie hinunterzuwürgen.

Er gehört mir.

Eph hielt schlagartig inne. Blickte auf. Kellys Stimme. Von weit entfernt, aber ganz sicher ihre Stimme. Er leuchtete den steinernen Tunnel ab. Niemand. Er war allein.

Er hat immer mir gehört.

Jetzt zog Eph das Silberschwert einige Zentimeter aus der Scheide und ging langsam den Tunnel weiter, bis er zu einer Treppe kam, die nach unten führte. Die Stimme war in seinem Kopf, aber irgendetwas sagte ihm, dass dies die richtige Richtung war.

Er sitzt zur Rechten des Vaters.

Außer sich vor Zorn lief Eph die Treppe hinunter. Lief einen weiteren Tunnel entlang. Lief in ...

... das Irrenhaus-Verlies. Wo Gus' Vampirmutter in ihrer Zelle schmorte.

Er blickte sich um. Sonst war niemand zu sehen. Also ging er vorsichtig auf die bizarre Gestalt mit dem schwarzen Motorradhelm zu, die wie zuvor in der Mitte der Zelle stand. Sie gab keinen Mucks von sich, als das Licht der Stirnlampe auf sie fiel.

Zack glaubt, dass du tot bist, sagte Kellys Stimme.

»Sei still!«, rief Eph und zog das Schwert ganz aus der Scheide.

Er vergisst dich. Er vergisst die Welt, wie sie einmal war. All das war nichts als ein Traum.

»Du lügst!«

Er gehorcht dem Meister. Er respektiert ihn. Und er lernt von ihm.

Eph steckte das Schwert durch die Stangen der Zellentür, und sofort wich Gus' Mutter zurück – der Vampir spürte das Silber in seiner Nähe. »Was lernt er?«

Keine Antwort.

»Der Junge ist schwach und hilflos. Das ist Gehirnwäsche.«

Wir erziehen ihn. Wir geben ihm Liebe.

Für einen Moment bekam Eph keine Luft. »Nein! Nein ... Was wisst ihr schon von Liebe? Was wisst ihr davon, wie ein Vater sein Kind liebt?«

Unser Blut ist sehr fruchtbar. Wir haben viele Söhne geboren ... Schließ dich uns an!

»Nein.«

Nur so wirst du wieder mit ihm vereint sein.

»Nein!«

Schließ dich uns an und sei auf ewig mit deinem Sohn verbunden.

Eph war vor Verzweiflung wie gelähmt. Was wollte Kelly von ihm? Was wollte der Meister? Er versuchte, ihnen zu widerstehen ... Sei still! Lauf einfach weg!

Und genau das tat er. Zog das Schwert aus der Zellentür und stürmte aus dem Verlies. Rannte die Gänge hinunter, während Kellys Stimme weiter in seinem Kopf dröhnte.

Komm zu uns!

Er stieß eine verrostete Tür auf.

Komm zu Zachary!

Er rannte weiter, und mit jedem Schritt wuchs sein Hass auf den Dämon, der ihm seinen Sohn genommen hatte.

Wir wissen, dass du dir nichts sehnlicher wünschst.

Und dann erklang ein Lachen. Nicht Kellys heiteres, ansteckendes Lachen von früher, sondern ein spöttisches Gelächter, das ihn provozieren wollte. Ihn zum Umkehren bewegen wollte.

Aber er rannte weiter.

Und das Lachen verklang in der Ferne.

Nach einer Weile blieb er stehen und holte tief Luft. Die Wirkung des Vicodins hatte inzwischen eingesetzt, und sein Körper fühlte sich an, als würde er in warmem Wasser schwimmen. Sein Kopf aber war ganz klar. Er wusste, dass er gerade eine bedeutende Entscheidung getroffen hatte. Ja, er würde Nora aus den Klauen der *strigoi* befreien. Würde dem Meister beweisen, dass das selbst in einer so düsteren Zeit wie dieser möglich war: einen Menschen zu retten. Und dass er Zack nie aufgeben würde ...

Das Licht der Stirnlampe flackerte und wurde langsam schwächer. Eph sah sich um. Er wollte so schnell wie möglich hier raus – wollte den anderen sagen, dass er bereit war zu kämpfen.

Er bog um eine Ecke ... und am Ende des langen dunklen Ganges erblickte er eine Gestalt, deren Arme schlaff an den Seiten hingen und deren Knie leicht gebeugt waren. Ein *strigoi*?

Eph hob das Schwert und machte einige Schritte auf die Gestalt zu, hoffte sie im Licht besser erkennen zu können.

Die Steinwände zu beiden Seiten schienen plötzlich zu schwanken. Das verdammte Vicodin hatte ihn jetzt fest im Griff! Bildete er sich die schwarze Gestalt dort auch nur ein? Sah er nur, was er sehen wollte? Hatte er sich so sehr einen Kampf mit einem Vampir gewünscht?

»Komm nur her!«, rief er und ließ seinem Zorn auf Kelly und den Meister freien Lauf. »Komm und schmeck meine Silberklinge!«

Die geisterhafte Gestalt rührte sich nicht, und jetzt war Eph so nahe, dass er im schwachen Licht der Stirnlampe einige Einzelheiten ausmachen konnte: ein Pullover mit Kapuze, die einen Schatten über das Gesicht warf;

Jeans und Stiefel; eine Hand an der Seite, die andere hinter dem Rücken versteckt.

»Na schön, du willst es ja nicht anders!«

Eph holte mit dem Schwert aus – sein Widersacher rührte sich immer noch nicht – und schlug mit der Klinge nach dem Hals der Gestalt.

Ein lautes Klirren. Aufblitzende Funken.

Es dauerte einige Sekunden, bis Eph begriff, dass die Gestalt im letzten Moment eine Eisenstange hochgerissen und seinen Angriff pariert hatte. Er zog sich schnell zurück – seine Schwerthand zitterte noch von dem Aufprall – und griff wieder an. Und wieder traf das Silber mehrmals auf die Eisenstange, bevor ein gezielter Stiefeltritt Eph zu Fall brachte. Er schlug hart auf dem Steinboden auf, kroch ein, zwei Meter von seinem Gegner weg und starrte ihn an.

Er hatte sich diesen Vampir also nicht eingebildet. Und doch war irgendetwas anders. Der *strigoi*, der vor ihm stand, war keine der dumpfen Drohnen des Meisters, mit denen er es sonst zu tun hatte. Er strahlte Selbstbewusstsein, ja sogar Würde aus.

Eph rappelte sich mühsam auf. Er hatte keine Ahnung, wem er da gegenüberstand. Und es interessierte ihn auch nicht im Geringsten. »Na los!«, rief er. »Ist das alles, was du zu bieten hast?« Wieder stand die Kreatur wie festgefroren vor ihm. Eph streckte den Arm aus und zielte mit der Spitze des Schwertes auf die Brust seines Gegners. Dann täuschte er einen Ausfall an, drehte sich einmal um die Achse, wollte den Vampir in zwei Hälften schneiden. Und wieder stieß er gegen das Eisen.

Diesmal überlegte Eph nicht lange – mit einem lauten Brüllen rannte er auf den *strigoi* zu und schlug mit dem Schwert wie wild um sich. Was für seinen Gegner wie eine Einladung war, den Kampf zu beenden: Mit einem stählernen Griff packte er Ephs Schwerthand und verdrehte den Unterarm so stark, dass Eph in die Knie gehen musste, um zu verhindern, dass der Arm aus dem Gelenk sprang. Er schrie laut auf vor Schmerz, während ihm das Schwert aus der Hand glitt und auf den Stein krachte. Verzweifelt versuchte er mit der freien Hand das Silbermesser aus seinem Gürtel zu ziehen, als ...

... ihn der Vampir ruckartig zu Boden warf und einige Schritte zurücktrat.

Völlig verdutzt blickte Eph seinen Widersacher an. Was hatte das nur zu bedeuten? Warum verschonte er ihn?

Und was er dann sah, überraschte ihn erst recht: Der *strigoi* bückte sich, hob das Silberschwert auf und drehte die Klinge hin und her, als würde er sie kritisch mustern.

»Aber ...«

Noch nie hatte Eph beobachtet, wie ein Vampir freiwillig ein Stück Silber in die Hand nahm – von einem Schwert ganz abgesehen.

In diesem Moment hörte er eilige Schritte hinter sich, und wenige Sekunden später kamen Gus und Vasilij den Gang hinuntergelaufen.

»Ihr kommt gerade rechtzeitig«, rief Eph. »Zu dritt können wir ihn fertigmachen.«

Vasilij hatte sein Schwert bereits gezogen, aber Gus bedeutete dem Kammerjäger stehenzubleiben und ging dann lässig an Eph vorbei – ohne ihm aufzuhelfen – und auf die rätselhafte Gestalt zu. Der Vampir warf Gus Ephs Schwert mit dem Griff voraus zu. Der Mexikaner fing es mühelos auf und senkte die Klinge.

»Irgendwann musst du mir auch mal beibringen, wie man einen solchen Auftritt hinkriegt«, sagte Gus.

Offenbar sandte der Vampir ihm eine telepathische Antwort. Dann schlug er die Kapuze zurück, und ein haarloser, ohrenloser, nasenloser Kopf kam zum Vorschein, so kahl und glatt, als steckte er in einem Nylonstrumpf.

Nur die Augen waren von Leben erfüllt. Sie glühten rot wie die einer Ratte.

Eph rappelte sich auf und rieb sich den schmerzenden Ellenbogen. Der Kerl dort war eindeutig ein *strigoi* – und trotzdem stand Gus neben ihm wie ein alter Kumpel.

»Du schon wieder«, sagte Vasilij und schob das Schwert zurück in die Scheide.

Und da brach es aus Eph heraus: »Will mir verdammt noch mal jemand erklären, was hier vorgeht?«

Gus warf Eph mit mehr Wucht als nötig das Silberschwert zu. »Erinnerst du dich nicht an Mr. Quinlan? Früher der Meisterjäger der Alten. Jetzt der gefährlichste Motherfucker, den die Stadt zu bieten hat.« Er wandte sich

dem *strigoi* zu. »Sie haben eine Freundin von uns in eines der Lager verfrachtet. Wir wollen sie da rausholen.«

Quinlan musterte Eph, und es schien, als würde jahrhundertealtes Wissen aus seinen Augen leuchten. Und dann erklang seine Stimme, ein sanfter Bariton, in Ephs Kopf.

Doktor Goodweather, nehme ich an.

Eph erwiderte den Blick des *strigoi* und nickte kaum merklich.

Nach einer Weile wandte sich Quinlan Vasiliy zu. *Ich bin in der Hoffnung hierhergekommen, dass wir zu einer Einigung gelangen.*

Kurz darauf saßen sich Quinlan und Vasiliy in der riesigen Kuppelhalle der Universitätsbibliothek an einem der großen Lesetische gegenüber.

»Du hilfst uns, in das Lager zu kommen – und ich gebe dir das Buch zu lesen«, sagte der Kammerjäger. »Mehr gibt es nicht zu verhandeln.«

Ihr wisst, dass euch dort Hunderte von strigoi und menschlichen Wachen erwarten?

»Ja, wissen wir. Hilfst du uns trotzdem?«

Ja, ich helfe euch.

Vasiliy öffnete den Reißverschluss seines Rucksacks und zog ein mit dickem Stoff umwickeltes Bündel heraus.

Du trägst es bei dir?

»Kann mir nicht vorstellen, wo es sicherer wäre. Versteckt im Licht, wie es so schön heißt. Wer das Buch will, muss erst an mir vorbei.«

Eine echte Herausforderung.

Vasiliy runzelte die Stirn. Nahm ihn der Vampir etwa auf den Arm? Er wickelte das Buch aus dem Stoff. »Hier bitte, das *Occido Lumen*.«

Ehrfürchtig strich Quinlan mit der Hand über den Ledereinband.

»Ich habe das Silber vom Einband entfernt«, sagte Vasiliy. »Und dabei den Rücken etwas ramponiert. Aber das ist ja nicht weiter schlimm, oder?«

Wo ist das Silber jetzt?

»Hab ich versteckt. Kann ich aber jederzeit holen, wenn du willst.«

Du bist voller Überraschungen, Kammerjäger.

Vasiliy zuckte mit den Achseln.

Der alte Mann hat eine gute Wahl getroffen. Du hast ein ehrliches Herz – es weiß, was es weiß, und es handelt dementsprechend. Geradeheraus und aufrichtig. Eine größere Weisheit ist schwer zu finden.

Jetzt schlug Quinlan das vor ihm liegende *Occido Lumen* auf, wobei er die Seiten mit einem Stift umblätterte, um nicht mit dem Silberschnitt in Berührung zu kommen.

Es war das heilige Buch der *strigoi*. Es berichtete von der Schöpfung und der Geschichte der Vampire und enthielt auch einige Passagen zu Halbblütern, wie er selbst einer war. Mit demselben Interesse wie ein Mensch, der plötzlich die wahre Geschichte über die Herkunft und die Geheimnisse seiner Gattung vor Augen hat, beugte sich Quinlan über den Text.

Es wird einige Zeit dauern. Es ist nicht leicht zu lesen.

»Was du nicht sagst.«

Es gibt seine Geheimnisse nicht auf den ersten Blick preis. Sie sind in den Abbildungen und den Wasserzeichen verborgen. Meine Augen sind geübt darin, diese Geheimnisse zu entschlüsseln als deine. Dennoch wird es einige Zeit dauern.

»Und Zeit ist genau das, was wir nicht haben. Wie lange?«

Die roten Augen starrten Vasiliy an. *Ich weiß es nicht.*

»Na schön, wir laden inzwischen die Waffen ein. Ich gebe dir eine Stunde – dann fahren wir los. Wir müssen Nora da rausholen!«

Vasiliy stand auf und verließ die Bibliothek. Das verdammte Buch, der Meister, das Ende der Welt – all das war ihm im Augenblick völlig egal. Er wollte nur Nora retten.

Im Halbdunkel der Bibliothek wandte sich Quinlan wieder dem *Occido Lumen* zu und begann zu lesen.

ZWEITES ZWISCHENSPIEL

Ozryel

Es gab einen dritten.

Jedes der heiligen Bücher – die Tora, die Bibel, der Koran – berichtet davon, wie Sodom und Gomorra zu Fall gebracht wurden. So auch das *Occido Lumen*.

Im achtzehnten Kapitel der Genesis erscheinen Abraham drei Erzengel in menschlicher Gestalt. Von zweien heißt es, dass sie zu den beiden verruchten Städten weiterziehen und in Sodom von Lot zu einem Mahl in sein Haus gebeten werden. Kurz darauf ist das Haus von den aufgebrauchten Männern Sodoms umringt – die von den Erzengeln geblendet werden, bevor die Stadt dem Erdboden gleichgemacht wird.

Vom dritten Erzengel erfährt man in der Bibel nichts. Aber im *Occido Lumen*.

Dies ist seine Geschichte.

Fünf Städte residierten auf der weiten fruchtbaren Jordanebene, nicht weit vom heutigen Toten Meer entfernt. Von diesen fünf Städten war Sodom die schönste und stolzeste – ein Monument des Reichtums und der Pracht. Über Jahrhunderte hatte sie sich entlang der Kanäle ausgebreitet, die sie mit Wasser versorgten, bis sie schließlich die Form einer fliegenden Taube angenommen hatte, und in dieser Form wurde sie im Jahre 2024 vor Christus von einer Mauer umgeben. Eine zwölf Meter hohe und zwei Meter breite Mauer aus gebackenen Tonziegeln, mit weißem Gips verputzt, so dass sie in der Sonne hell erstrahlte. Innerhalb dieser Mauer drängten sich die Gebäude so nahe aneinander, dass man sie kaum voneinander unterscheiden

konnte, und das höchste Gebäude war ein dem kanaanitischen Gott Moloch gewidmeter Tempel. Etwa zweitausend Menschen lebten zu jener Zeit in Sodom, und die Fülle an Früchten, Gewürzen und Getreide ermöglichte ihnen ein mehr als angenehmes Leben. Jeden Tag, wenn die Sonne unterging, schimmerten die gläsernen und bronzenen Verzierungen an einem Dutzend Paläste.

Riesige Tore aus gewaltigen Steinquadern, schwerem Eisen und dunklem Holz, die jedem Angriff standhielten, schützten den Reichtum der Stadt – und an einem dieser Tore stand Lot, der Sohn Harans und Neffe Abrahams, als die drei Lichtwesen Sodom erreichten.

Ihre blasse Haut strahlte und war ohne jeden Makel – waren sie doch Teil der göttlichen Essenz –, und aus ihren Rücken ragten vier zusätzliche Gliedmaßen, die sich mit jedem ihrer Schritte ganz natürlich auf und ab bewegten und mit unzähligen Lichtpunkten gesprenkelt waren – wie leuchtende Flügel. Nackt und wunderschön und unergründlich standen sie vor Lot und erinnerten ihn allein durch ihre Präsenz daran, dass er nur ein Mensch war.

Gabriel, Michael und Ozryel waren von Gott ausgesandt worden, um dem Stolz, dem Laster und der Grausamkeit innerhalb der Mauern Sodoms ein Ende zu bereiten. Sie waren Seine wertvollsten Schöpfungen – und Seine fähigsten Soldaten.

Sie sollten sich zum Hauptplatz der Stadt begeben und dort auf Sein Erscheinen warten, doch Lot bekniete sie, in sein Haus zu kommen. Gabriel und Michael gaben dem Flehen nach, und auch Ozryel, der sich am meisten für die dunklen Abgründe der Stadt interessierte, willigte ein.

Ozryel ... Er war jener Erzengel, der die Stimme Gottes in sich trug, die Kraft, die beiden verruchten Städte vom Angesicht der Erde zu fegen. Er war, wie es in allen Berichten heißt, Gottes Favorit: Sein gelungenstes, allerstschönstes Geschöpf.

Lot war ein sehr wohlhabender Mann, und so richtete er ein opulentes Fest für seine Gäste aus. Wie Menschen tranken die drei Erzengel Wein, aßen saftiges Fleisch und süße Früchte und ließen sich von Lots jungfräulichen Töchtern die Füße waschen. All diese körperlichen Genüsse waren neu für sie, und sie nahmen sie mit Freude an, doch Ozryel machte eine tiefgreifende Erfahrung, die seinen Brüdern entging: Er erkannte, dass es

möglich war, ein eigenständiges Individuum zu sein und nicht nur Teil der göttlichen Energie.

Ozryel war schon viele Male auf der Erde gewesen. Er war dort gewesen, als Adam im Alter von neunhundertdreißig Jahren gestorben war, und auch, als die Männer, die Noah ausgelacht hatten, in der dunklen Flut ertrunken waren. Doch er war immer nur in geistiger Form dort gewesen, nie in körperlicher. Nicht so wie jetzt. Jetzt war er Fleisch geworden, fühlte er die feste Erde unter seinen Füßen ... spürte die kühle Nachtluft auf seiner Haut ... schmeckte die Früchte der Äcker und das Fleisch der Tiere ... Und anstatt all das mit der Distanz eines Reisenden zu genießen, ließ er es zu, dass ihn diese Welt und ihre Bewohner immer weiter in ihren Bann zogen. Das kalte Wasser an seinen Füßen. Der süße Wein auf seiner Zunge. Und dann ...

Dann sah er plötzlich, wie sich Lots Frau, während sie gerade die Kräuter für das Bad bereitete, in den Finger schnitt. Sah ihr Blut. Seine Farbe – wie flüssige Rubine im Kerzenschein. Und der Geruch – dieser verführerische Geruch.

In diesem Moment erklangen von draußen Stimmen. Die Männer der Stadt hatten von den geheimnisvollen Besuchern erfahren und sich mit Fackeln zu Lots Haus aufgemacht, um sich selbst ein Bild von ihrer überirdischen Schönheit zu machen. Ozryel war fasziniert von der erregten Menge, die auch Lot, obwohl er den Männern sogar seine Töchter anbot, nicht beruhigen konnte – ja, er spürte eine Energie in ihr, die der göttlichen in nichts nachstand und doch ganz anders geartet war. Natürlich waren es nur Körper, deren Fleisch eines Tages verrotten würde, aber gemeinsam erzeugten sie eine Sehnsucht, eine reine Hingabe aus purer animalischer Kraft, aus purer Lust.

Unbemerkt stahl sich Ozryel aus dem Haus und schlich durch die schmalen Gassen, die mit Alabaster gepflastert und von Öllampen erleuchtet waren. Viel Aufhebens war um die mannigfaltigen Sünden von Sodom und Gomorra gemacht worden, doch wenig war davon zu sehen. Über etlichen Hauseingängen hingen entweder goldene oder silberne Rahmen – und nicht lange, da hatte Ozryel verstanden, dass Gold für die gewöhnlichen Genüsse des Fleisches stand, Silber jedoch für dunklere Vergnügungen. Jene Vergnügungen, die Gott den Stadtbewohnern nicht verzieh. Jene Grausamkeiten,

die Sodom und Gomorra den Reisenden und Sklaven wiederfahren ließen, denn es waren ungastliche und unbarmherzige Städte.

Ozryel ging durch eine silberne Tür.

Die Frau, die ihn am Ende des schmalen Ganges empfing, war stämmig und ungepflegt; sie war die Gattin eines Sklavenhändlers und ausschließlich an geschäftlichen Dingen interessiert. Aber in dieser Nacht, als sie von dem kleinen Empfangstisch ihres Bordells aufsaß, erblickte sie im flackernden Licht des brennenden Öls die schönste Gestalt, die ihr je begegnet war. Die Erzengel waren perfekte, geschlechtslose Geschöpfe: ohne ein Haar am Körper, die Haut schimmernd wie Opale, die Augen leuchtend wie Perlen. Ja, so überwältigend war Ozryels Anblick, dass die Frau in Tränen ausbrach und um Verzeihung für ihr schändliches Tun bat.

Ozryel schob den samtenen Vorhang neben ihr zur Seite und blickte in den riesigen von Kerzen erhellten Raum dahinter. Betrachtete das so grausige wie herrliche Geschehen, das sich darin abspielte. Und auch wenn er nicht genau wusste, was es war – er wusste, dass er gefunden, wonach er gesucht hatte. Denn er spürte, wie der göttliche Funke in ihm erlosch und das Verlangen wuchs.

In einer einzigen fließenden Bewegung packte er die Frau, drückte sie gegen die Mauer, fuhr mit den Fingern über die Sehnen an ihrem Hals, küsste sie, leckte mit der Zunge darüber, kostete ihren ranzigen Schweiß. Und dann biss er zu, schlug die Zähne tief in ihren Hals, zerriss ihr Fleisch, zerfetzte ihre Arterien.

Und trank die köstliche Flüssigkeit, die aus ihr sprudelte.

Er tötete die Frau nicht, um Gott ein Opfer darzubringen – er tötete sie, um wie Gott zu sein. Um zu wissen. Zu besitzen. Zu herrschen.

In diesem Moment verstummte Seine Stimme in ihm. Doch das kümmerte Ozryel nicht, denn er wusste: Wenn er das Blut der Menschen trank – das wie alles aus der Kraft und Herrlichkeit Gottes erschaffen war –, nahm er Seine Energie in sich auf. Und er wollte diese Energie. Ja, er wollte mehr davon. Viel mehr. Wie hatte Er ihm diesen Genuss, der sich in so niederen Kreaturen befand, nur vorenthalten können?

Hieß es nicht, dass die sauersten Beeren den süßesten Wein erzeugten?

Was aber war mit dem Wein aus den köstlichsten aller Beeren?

Während der zuckende Körper der Frau zu Boden sank – ihr Blut schimmerte silbern im Mondlicht –, war Ozryel von einer einzigen Frage erfüllt:

Fließt Blut auch durch die Körper von Engeln?

Columbia University

Quinlan schloss das *Occido Lumen* und machte sich einige Notizen. Er wusste, er hatte über den Ursprung des Meisters noch viel zu lernen – doch schon jetzt schwirrte ihm von all diesen neuen Erkenntnissen der Kopf. Er erhob sich vom Lesetisch, verließ die Bibliothek und ging zu Vasiliy, der sich in der Zwischenzeit für ihren Aufbruch gerüstet hatte.

Der Kammerjäger nahm das Buch, wickelte es wieder in den Stoff und gab es Quinlan zurück. »Ich will es nicht bei mir haben. Sollten wir es nicht schaffen, ist es besser, wenn du als einziger weißt, wo es ist. Was ich nicht weiß, können sie auch nicht aus mir herauspressen, oder?«

Quinlan nickte. Seine Miene hatte etwas Ehrfürchtiges.

»Eigentlich bin ich froh, es los zu sein ...«

Bist du dir sicher?

»Ganz sicher«, sagte Vasiliy. »Wenn etwas schiefgeht, dann ist es an dir, den Kampf zu beenden. Und den Meister zu vernichten.«

New Jersey

Alfonso Creem lümmelte, die sündhaft teuren Pumas auf die Fußstütze gelegt, in einem eierschalenfarbenen La-Z-Boy. Er hatte ein Hundespielzeug, einen rot-weiß gestreiften Plastikball, in der Hand und bewegte ihn hin und her – während seine beiden Wolfshunde namens Ambassador und Skill, die in der Mitte des Esszimmers an dem großem Holztisch angebunden waren, mit ihren Silberaugen jeder dieser Bewegungen folgten.

Immer wenn Creem die Hand zusammendrückte, gab der Ball ein helles Quietschen von sich und die Hunde knurrten; und das machte ihm offensichtlich einen solchen Spaß, dass er damit überhaupt nicht mehr aufhören wollte.

Royal, Creems erster Adjutant – und somit auch der erste Adjutant der vom Kampf mit den Blutsaugern ziemlich mitgenommenen Jersey Sapphires –, saß währenddessen auf der untersten Stufe der Treppe und spuckte Kaffeepulver in eine Tasse. Nikotin, Ganja und das ganze andere Zeug waren immer schwieriger zu bekommen, also hatte Royal eine Methode improvisiert, sich das letzte Laster dieser neuen Welt zu verabreichen: Koffein. Er gab etwas Kaffeepulver in ein abgerissenes Stück Filterpapier, rollte das Papier zusammen und klebte es sich wie Kautabak an den Gaumen. Es schmeckte ziemlich bitter, aber es hielt ihn einigermaßen auf Trab.

Malvo hatte sich am Fenster zur Straße platziert und hielt nach Lastwagenkonvois Ausschau. Um sich einigermaßen über Wasser zu halten, hatten sich die Sapphires auf einfache Plünderungen und Entführungen verlegt. Die Blutsauger änderten zwar ständig ihre Routen, aber der letzte Nahrungstransport, der hier durchgekommen war, war schon einige Tage her – also stand bald der nächste an.

Creems erste Priorität war, genug Essen für sich und seine Leute zu organisieren; jeder wusste, dass hungrige Mägen schlecht für die Moral der Truppe waren. Seine zweite Priorität war, Ambassador und Skill zu ernähren; die feinen Spürnasen und Überlebensinstinkte der Hunde hatten die Sapphires mehr als einmal rechtzeitig vor einer nächtlichen

Vampirattacke gewarnt. Dritte Priorität waren die Frauen. Sie waren nichts Besonderes – die Sapphires hatten sie irgendwo am Straßenrand aufgelesen –, aber es waren eben Frauen: warm und lebendig. Und »lebendig« war inzwischen ein wirklich sexy Wort.

Etliche Monate lang schlug er sich nun mit den Blutsaugern hier in seiner alten Gegend herum. Aber da ging es nur ums Überleben, das hatte nichts mehr mit seinen früheren Geschäften zu tun – die Menschen hatten in dieser neuen Wirtschaftsstruktur, die auf Blut basierte, keine Chance mehr mitzumischen. Bargeld und der andere Krempel hatte jeglichen Wert verloren; auch Gold konnte man vergessen. Silber war zwar eine beliebte Schmuggelware, half es doch im Nahkampf gegen die Vampire, aber die Stoneheart-Typen hatten alle Bestände konfisziert, derer sie habhaft werden konnten, und in Banktresors verfrachtet. Ohnehin musste man das seltene Metall erst zu einer Waffe umfunktionieren – und es gab nicht mehr allzu viele Silberschmiede.

Also war Nahrung die Währung Nummer eins. (Wasser gab es noch genug, solange man es nur ordentlich abkochte und filterte.) Stoneheart Industries hatten zwar ihre Schlachthäuser in Blutfabriken umgewandelt, aber die restliche Logistik und das Transportsystem beibehalten. Und während in der Chefetage nun Vampire saßen, wurden die Felder in den Lagern weiterhin von Menschen bestellt. Denn dort wurde die zwei- bis dreistündige Sonnenphase pro Tag durch riesige UV-Lampen in Gewächshäusern und Tiergehegen ergänzt, und da UV-Licht tödlich für die Blutsauger war, waren es die einzigen vampirfreien Zonen in den Lagern.

Die Stoneheart-Lastwagenfahrer, die die Sapphires entführt hatten, hatten Creem das alles geflüstert.

Außerhalb der Lager bekam man sein Essen nur mit strikt limitierten Nahrungsmittelgutscheinen, die man sich durch Arbeit für die *strigoi* verdienen musste. Wer essen wollte, musste nach der Pfeife der Vampire tanzen.

Die Blutsauger hatten Jersey in einen verdammten Polizeistaat verwandelt, mit einem Cop an jeder Ecke, der alles, was er sah, automatisch an seine Brüder meldete. Und dabei taten diese roboterhaften Drohnen den lieben langen Tag nicht viel mehr als Blut zu saufen und sich während der kurzen Zeit des Sonnenlichts im Dreck einzugraben; wie die Menschen, die

sie versklavt hatten, waren sie selbst Sklaven – alle mussten sie zur vorgeschriebenen Zeit das Blut trinken, das aus den Lagern kam. Wenn man so tat, als würde man arbeiten, konnte man sich nachts auf den Straßen einigermaßen unerkannt bewegen, aber man durfte nie – *nie!* – vergessen, wer das Sagen hatte.

Nur – sich unterzuordnen war einfach nicht Creems Stil. Vor allem nicht hier in Jersey ...

Eine leise Glocke erklang, und sofort wuchtete sich Creem aus dem Sessel. Die Glocke bedeutete, dass eine Nachricht aus New York eingetroffen war. Eine Nachricht von Gus.

Der Mexikaner hatte auf dem Dach der Columbia University eine kleine Hühner- und Taubenzucht angelegt. Die Hühner bescherten ihm hin und wieder ein frisches, mit Proteinen, Fett und Vitaminen vollgestopftes Ei – inzwischen so wertvoll wie früher die Perle in einer Auster. Und die Tauben halfen ihm, mit der Welt außerhalb Manhattans in Kontakt zu bleiben; sie waren ein sicheres und ganz und gar unkorumpierbares Kommunikationsmittel. Vor allem gab Gus damit seine »Bestellungen« an Creem durch: Waffen, Munition, Pornos – es gab kaum etwas, was die Sapphires nicht irgendwo auftreiben konnten.

Wie die anderen war auch die heutige Taube – Gus hatte sie Harry, den »New Jersey Express« getauft – auf einer schmalen Stange am hinteren Fenster gelandet und pickte nun gegen die Glocke; sie wusste, dass Creem sie füttern würde.

Creem griff nach dem gurrenden Vogel und löste die Schnur von seinem Bein. »Schon gut, du kleiner Scheißer«, sagte er, während er eine Handvoll Körner in die Futterbox gab. Dann zog er die winzige Papierrolle aus der Plastikkapsel, um nachzusehen, was Gus von ihm wollte. »Eine Zündvorrichtung?« Er grinste schief. »Hat der *puto* jetzt endgültig den Verstand verloren?«

Plötzlich machte Malvo Klick-Geräusche mit seiner Zunge. »Essen im Anmarsch, Leute.«

Ambassador und Skill sprangen wie auf Kommando auf, doch Creem bedeutete ihnen mit einer Handbewegung, ihren Eifer zu zügeln. Dann löste er die Leinen von den Tischbeinen und hielt die beiden Hunde eng bei sich. »Gebt den anderen Bescheid«, sagte er zu den Männern.

Auch wenn Creem in den vergangenen Monaten über zwanzig Kilo verloren hatte, waren seine kurzen, stämmigen Arme noch immer so muskelbepackt, dass er sie kaum vor der Brust verschränken konnte. Und wenn er gerade nicht inkognito unterwegs war, trug er weiterhin eine ganze Batterie schwerer Silberringe an den Fingern – mit denen er ordentlich austeilen konnte – und die Silberkronen auf den Zähnen; Creem hatte das glitzernde Zeug schon gesammelt, als es noch nicht das Zeichen eines Kriegers war.

Sie gingen in die Garage hinunter, und Creem sah zu, wie Royal und Malvo mit ihren Waffen in den Tahoe stiegen. Üblicherweise bestanden die Transportkonvois aus drei Militärfahrzeugen: vorne und hinten die Vampire, in der Mitte die menschlichen Fahrer mit der Ladung. Creem hoffte, dass heute irgendwas mit Getreide dabei war: Cornflakes, Brot, Gebäck, egal; eine ordentliche Portion Kohlenhydrate würde ihr Überleben wieder für einige Tage, wenn nicht Wochen sichern. Echtes Fleisch war viel seltener und außerdem nur schwer frisch zu halten, also begnügten sie sich mit dem pflanzlichen Äquivalent: Erdnussbutter (die Creem nicht ausstehen konnte, während Royal und die Hunde nicht genug davon bekommen konnten).

Die Vampire hatten keine große Angst vor den beiden Wolfshunden, aber die menschlichen Fahrer machten sich regelmäßig in die Hose, wenn sie das Blitzen in den Augen der Tiere sahen. Creem hatte sie so trainiert, dass sie ihn als Alphamännchen akzeptierten; davon abgesehen waren sie ungezähmte wilde Kreaturen – und genau das schätzte der Anführer der Sapphires an ihnen.

Ambassador zerrte an der Leine, während Skills Krallen über den Garagenboden kratzten. Die Hunde wussten, was bevorstand: Sie würden um ihr Fressen kämpfen. Und was das betraf, waren sie sogar noch motivierter als die Sapphires, denn für Wolfshunde hatte sich an der ökonomischen Situation nichts geändert – für sie war es schon immer nur ums Fressen gegangen.

In diesem Moment ging die Garagentür auf, und Creem hörte, wie die Lastwagen näher kamen. Die Sache sollte simpel und schnell ablaufen: Zwischen zwei Häusern auf der gegenüberliegenden Straßenseite hatten sie die Zugmaschine eines Trucks abgestellt, die das vorausfahrende Fahrzeug rammen würde, während die anderen Wagen den Blutsaugern im hinteren Fahrzeug den Fluchtweg abschneiden würden.

Ihre Autos funktionsfähig zu halten war eine weitere von Creems Prioritäten. Benzin und Batterien waren ziemlich begehrte Güter, und so unterhielten die Sapphires zwei Werkstätten in Jersey, in denen sie die geklauten Lastwagen auseinandernahmen und jedes der einzelnen Teile wiederverwerteten.

Jetzt bog der erste Lastwagen um die Ecke, dann der Rest des Konvois. Cream sah, dass es nicht drei, sondern vier Wagen waren, aber das machte ihm keine allzu großen Sorgen: Genau im richtigen Augenblick schoss ihr Truck aus der Seitenstraße und prallte mit voller Wucht gegen den vorderen Vampirlaster – während die anderen Wagen gleichzeitig die Straße hinter dem Konvoi blockierten. Quitschend kamen die beiden Lastwagen in der Mitte zum Stehen. Cream verzog den Mund zu einem Grinsen. Es sah ganz danach aus, als wären ihnen heute zwei wirklich dicke Fische ins Netz gegangen.

Er ließ die beiden Hunde von der Leine, die sofort losliefen, während Royal auf das Gaspedal drückte, den Tahoe aus der Garage fuhr und nur wenige Zentimeter vor dem Kühlergrill eines der Transportlaster stehen blieb. Dann stürmten Royal und Malvo, jeweils mit einem langen Silberschwert und einem Silbermesser in den Händen, auf die Vampire zu, die aus dem vorderen Wagen kamen. Royal hatte zusätzlich Silberspikes an seinen Stiefeln, mit denen er wild um sich trat. Es sah nicht danach aus, als ob der Kampf sehr lange dauern würde.

Doch plötzlich bemerkte Cream, dass irgendetwas nicht stimmte. Die menschlichen Fahrer in den Transportern machten keinerlei Anstalten, auszusteigen und die Flucht zu ergreifen, wie sie das sonst immer taten. Ambassador und Skill sprangen bellend an die Wagentüren und fletschten ihre Zähne, aber die Männer blieben völlig unbeeindruckt.

In diesem Moment öffneten sich die Ladeflächen der Transporter – und etliche Dutzend *strigoi* kamen zum Vorschein, die es an Wildheit und Raserei locker mit den Wolfshunden aufnehmen konnten.

Das hier war eine verdamnte Falle!

Malvo konnte noch drei der heranstürmenden Blutsauger in Stücke hauen, dann brachten sie ihn zu Fall und stürzten sich auf ihn. Royal machte einige Schritte zurück und stieß gegen die Motorhaube des Tahoe – er konnte nicht fassen, was hier gerade geschah.

Da ihm die Wagen die Sicht blockierten, konnte Creem nicht genau erkennen, was am hinteren Ende des Konvois los war, aber er hörte Schreie. Und eines hatte er in all der Zeit gelernt: Vampire schreien nicht.

Er zog seine .44er Magnum aus dem Gürtel – sie verschoss zwar keine Silberkugeln, aber er mochte die Waffe trotzdem – und rannte los. Rannte zu Royal, der sich verzweifelt gegen einen Haufen Blutsauger zu Wehr setzte. Schoss drei Vampiren in den Kopf – *Bang! Bang! Bang!* –, so dass das weiße, ätzende Blut in Royals Gesicht spritzte.

Creem wirbelte herum. Sah Skill, der sich in den Arm eines der Monster verbissen hatte. Sah, wie der *strigoi* seinen langen Fingernagel in das Genick des Hundes trieb und das silbergraue Fell durchtrennte. »Nein!« *Bang! Bang! Bang!* Creem riss dem Vampir mit zwei Kugeln den Hals auf. Sah dann Ambassador, der knurrend zwei weiteren Freaks gegenüberstand. *Bang! Bang! Bang!* Er feuerte, was das Zeug hielt, konnte jedoch nicht verhindern, dass die Vampire das Tier in Stücke rissen. Royal war ebenfalls erledigt – zwei Vampire hatten ihm ihre Stachel in den Hals geschlagen und saugten ihn aus.

Mit seiner Ballerei erreichte Creem nur, dass er die Aufmerksamkeit auf sich zog. Er feuerte auf die Frontscheiben der Lastwagen, hinter denen die menschlichen Fahrer das Massaker eher interessiert als entsetzt verfolgten. Er hörte, wie das Glas splitterte, hielt jedoch nicht inne, um nach den Fahrern zu sehen. Stattdessen lief er zum Tahoe, quetschte sich hinter das Lenkrad, legte den Rückwärtsgang ein und drückte das Gaspedal durch. Dreck spritzte auf, als der Wagen nach hinten schoss. Dann stieg Creem auf die Bremse, kurbelte wie wild nach links, schaltete in den Vorwärtsgang und gab wieder Vollgas. Und der Tahoe raste die Straße hinunter. Zwei Vampire, die sich ihm in den Weg stellten, fuhr Creem mühelos über den Haufen, aber irgendwie gelang es ihm nicht richtig, den Wagen unter Kontrolle zu halten. Er schlingerte, streifte rechts und links den Bordstein – und plötzlich kam der Motor stotternd zum Stillstand.

Creem sah auf die Anzeigen auf dem Armaturenbrett. Kein Benzin! Deshalb war der Wagen stehengeblieben. Seine Jungs hatten gerade mal so viel getankt, dass es für den Hinterhalt reichte – das eigentliche Fluchtauto mit dem vollen Tank stand am hinteren Ende des Konvois.

Scheiße! Scheiße! Scheiße!

Creem stieß die Tür auf, zog sich aus dem Wagen und sah einen Haufen Blutsauger auf sich zulaufen. Verdreht, barfußig, gierig nach seinem Blut. Er lud die Magnum nach und schoss eine Kugel nach der anderen auf die heranstürmende Meute. Aber wie in einem beschissenen Alptraum wurden es einfach nicht weniger, und als die Waffe leer war, warf er sie weg und ging allein mit den Silberringen auf die Freaks los.

Doch so wild er auch um sich schlug – es waren zu viele. Schon nach wenigen Minuten hatten ihn die Vampire überwältigt, und Creem konnte nur noch auf den Stachel warten, der sein Ende sein würde ... Aber anstatt ihn sofort auszusaugen, griffen die *strigoi* nach seinen Armen, zogen ihn hoch und schleppten ihn in ein nahegelegenes Kaufhaus. Dort, im völlig verwüsteten zweiten Stock, ließen sie ihn auf den Boden fallen.

Creem rappelte sich ächzend auf und ließ eine Batterie von Flüchen auf die Vampire los, die in einem Kreis um ihn herumstanden. Die Blutsauger sollten nur kommen – er würde ihnen seine Silberzähne in den Stachel schlagen ... Doch nichts geschah, die *strigoi* starrten ihn einfach nur an, und nach einer Weile begann sich alles um Creem herum zu drehen. Völlig erschöpft sank er auf die Knie, rang nach Luft.

Zwei Menschen betraten den Raum – zwei Stoneheart-Angestellte mit langen Mänteln. Creem nahm an, dass sie ihm das Silber abnehmen wollten, und sammelte all seine Kräfte, um den Kampf wiederaufzunehmen, doch auch diese beiden Kerle starrten ihn nur an.

Und dann veränderte sich plötzlich etwas um Creem herum. Es war wie kurz vor einem Gewitter – als würde sich die Luft elektrisch aufladen. Der Anführer der Sapphires spürte, wie sich seine Nackenhaare aufrichteten, und dann erklang ein Summen in seinem Kopf, ein durchdringender, tiefer, nagender Ton. Wie ein Zahnarztbohrer, nur ohne die dazugehörige Vibration. Wie ein sich nähernder Hubschrauber, nur ohne den Wind. Wie der monotone Singsang tausender Mönche – nur war es kein Lied, das er hörte.

Soldaten gleich gingen die *strigoi* in Habachtstellung, und die beiden Stoneheart-Kerle zogen sich an die Wand zurück, als ...

... eine dunkle Gestalt den Raum betrat.

Camp Liberty

Mit halsbrecherischer Geschwindigkeit steuerte Quinlan den ehemaligen Army-Jeep durch den peitschenden Regen und die stockdunkle Nacht; aufgrund seiner Vampirsinne konnte er auf die Scheinwerfer verzichten. Der Wagen hatte kein Dach, und so wurden Eph und die anderen, die hinten auf der erweiterten Ladefläche saßen, nicht nur kräftig durchgeschüttelt, sondern auch pitschnass. Eph schloss die Augen – und glaubte sich auf einem winzigen Boot zu befinden, das in einen Taifun geraten war.

Nach einer Weile hielten sie an. Eph hob den Kopf und sah ein überdimensionales Tor, das sich dunkel gegen den Nachthimmel abhob. Quinlan stellte den Motor ab – außer dem Regen und dem leisen mechanischen Stottern eines Generators irgendwo in der Nähe war kein Geräusch zu hören.

Das Lager hatte gigantische Ausmaße und war von einer mindestens zwanzig Meter hohen Betonmauer umgeben, die allerdings noch nicht ganz fertig war: Von grellem Flutlicht bestrahlt arbeiteten Männer Tag und Nacht daran, die Mauerteile aufzustellen und miteinander zu verbinden. Bald würden sie es geschafft haben, aber noch konnte man das Lager an dieser Stelle durch ein Tor aus Maschendrahtzaun betreten, das mit Holzplanken verstärkt war.

Aus irgendeinem Grund hatte Eph geglaubt, er würde hier Kinder weinen hören oder irgendein anderes Geräusch menschlichen Leids vernehmen – doch die Stille, die hier herrschte, war mindestens ebenso erschreckend. Und er wusste, dass die wärmeempfindlichen Augen der *strigoi* sie längst erfasst hatten: Quinlans hell leuchtenden Vampirkörper und dahinter die etwas kühleren Umrisse der fünf Menschen.

Quinlan nahm eine Baseballtasche vom Beifahrersitz, hängte sie sich über die Schulter, stieg aus und klappte die Ladeluke des Jeeps herunter. Eph und die anderen sprangen nacheinander von der Ladefläche; sie waren an Handgelenken und Knöcheln mit einem Nylonseil gefesselt und wie die Glieder in einer Kette miteinander verbunden. Eph in der Mitte, Gus vor

ihm, Vasiliy hinter ihm, und ganz vorne und ganz hinten Bruno und Joaquin. Ihre Füße versanken beinahe im Matsch.

Während sie langsam auf das Tor zgingen, konnte Eph die *strigoi* riechen: die fiebrige Erdigkeit, ihre widerlichen Ammoniak-Ausscheidungen. Er hatte das Gefühl, als würde er direkt in das Maul eines Wals schwimmen – er wusste, die Chancen, dass sie dieses Lager je wieder verlassen würden, standen nicht besonders gut.

Die Kommunikation fand lautlos statt. Quinlan war telepathisch gesehen zwar nicht auf derselben Wellenlänge wie die Vampirwächter, aber sein psychisches Signal genügte, um ungehindert durch das Tor zu gelangen. Auch körperlich unterschied er sich vom gewöhnlichen Wald-und-Wiesen-*strigoi*: Seine Haut war nicht ganz so blass wie die der anderen Untoten, und seine Augen leuchteten in einem helleren, lebendigeren Rot. Er führte seine »Gefangenen« durch einen schmalen Durchgang, der auf allen Seiten von einem Hühnerzaun umfasst war. Eph legte den Kopf in den Nacken und blickte in den sternenlosen Himmel.

Nach einigen Minuten erreichten sie die Quarantänestation. Da hier Menschen arbeiteten, erhellten einige batteriebetriebene Lampen den Raum. Die Schatten, die das matte Licht an die Wände warf, der unaufhörlich prasselnde Regen, die wilden Bestien um sie herum – Eph fühlte sich wie in einem winzigen Zelt inmitten eines riesigen Dschungels.

Die Menschen in der Quarantänestation hatten allesamt rasierte Köpfe, trockene müde Augen und trugen schiefergraue Overalls und Gummiclogs. Sie notierten die Namen der Neuankömmlinge – kein einziger entsprach der Wahrheit – und ließen sie dann unterschreiben, während sich Quinlan, der die Baseballtasche neben sich auf den Boden gestellt hatte, im Hintergrund hielt und die *strigoi* beobachtete, die vor dem Eingang im Regen standen und wie düstere Golems vor sich hin starrten. Quinlans Geschichte ging so: Er hatte diese fünf Ausreißer in einem Keller unter einem koreanischen Supermarkt auf der 129th Street erwischt und während des kurzen Kampfes einen Schlag gegen den Kopf bekommen, so dass seine telekinetischen Fähigkeiten etwas eingeschränkt waren – während er in Wirklichkeit eine psychische Mauer errichtet hatte, um die Vampire davon abzuhalten, seine Gedanken zu lesen.

Die Leute in den Overalls versuchten erst, den Knoten des Nylonseils zu lösen, um es erneut verwenden zu können, aber das durchnässte Material gab nicht nach, so dass sie es schließlich durchschneiden mussten. Eph rieb sich die Handgelenke und gab sich größte Mühe, den *strigoi* nicht in die Augen zu sehen; er befürchtete, seinen Hass auf die Blutsauger nicht verbergen zu können.

Plötzlich spürte er eine wachsende Spannung um sich herum. Die Vampirwachen hatten ihre Augen allesamt auf Quinlan gerichtet – offenbar war ihnen an ihrem Vampirbruder etwas aufgefallen. Etwas, das *anders* war ...

Vasiliy hatte die Neugier der Vampire ebenfalls bemerkt – und völlig unvermittelt begann er zu reden, um damit die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. »Wann gibt's denn hier was zu essen?«, fragte er mit unschuldiger Miene.

Einer der Männer sah von seinem Klemmbrett auf und erwiderte: »Wann immer sie entscheiden, euch zu füttern.«

»Na, ich hoffe nur, es wird mir nicht zu schwer im Magen liegen.«

Jetzt blickten alle im Raum versammelten Menschen Vasiliy an, als wäre er vollkommen durchgedreht. »Da würde ich mir nicht allzu große Sorgen machen«, sagte der Mann.

»Cool!«, gab Vasiliy grinsend zurück.

In diesem Moment richtete einer der *strigoi* seine Aufmerksamkeit auf Quinlans Baseballtasche und ging langsam darauf zu.

Das Grinsen verschwand aus Vasiliys Gesicht.

Unterdessen hatte einer der Männer im Overall nach Ephs Kinn gegriffen und leuchtete ihm nun mit einer kleinen Lampe in den Mund. Der Mann hatte Augenringe wie nasse Teebeutel. »Waren Sie früher Arzt?«, fragte Eph.

»Ja, in gewisser Weise«, sagte der Mann und inspizierte Ephs Zähne.

»Und in was für einer Weise?«

»Ich war Veterinär.« Jetzt leuchtete der Mann Eph in die Augen und machte ein ungläubiges Gesicht. »Haben Sie in letzter Zeit Medikamente genommen?«

»Ja, in gewisser Weise«, erwiderte Eph.

»Sie sind in keiner guten Verfassung. Ich glaube, wir müssen noch weitere Tests machen, bevor wir Sie ins Lager ...«

Weiter kam der ehemalige Veterinär nicht: In diesem Augenblick berührte der *strigoi* Quinlans Tasche. Sie hatten die Nylonhülle zwar eigens mit Bleiplatten ausgelegt, die sie den Bleischürzen aus einer Zahnarztpraxis entnommen hatten, aber trotzdem spürte der Vampir das Silber der Schwertklingen. Er sprang fauchend zurück, als hätte er sich die Hand verbrannt.

Blitzschnell packte Quinlan die Tasche und zog eines der Schwerter heraus. Für einige Sekunden waren die Wachen völlig verwirrt – ein Vampir, der ein Silberschwert *in der Hand hielt* –, und diese Sekunden ermöglichten es Eph und den anderen, die übrigen Waffen aus der Tasche zu holen. Eph fühlte sich sofort besser, als er ein Schwert in der Hand hielt. Die *strigoi* liefen nicht weg, um Alarm zu schlagen, wie Menschen es getan hätten, sondern sandten den Hilferuf telepathisch aus. Und dann gingen sie zum Angriff über.

Quinlan hieb das Schwert in den Nacken einer der Kreaturen, und auch Gus stürmte vorwärts und trieb seine Klinge durch die Kehle eines Blutsaugers. Es war nicht gerade einfach, in beengten Räumen wie diesen einem Vampir den Kopf abzuschlagen – man riskierte, beim Ausholen seine Mitstreiter zu verletzen –, also mussten sie sich so schnell wie möglich einen Weg aus dem Quarantänebereich bahnen.

Eph hatte es jedoch nicht mit einem *strigoi*, sondern mit einem Menschen zu tun: Der Ex-Veterinär attackierte ihn wie wild, was Eph nicht nur verwirrte, sondern geradezu in Panik versetzte. »Was zur Hölle machen Sie da?«, schrie er. Und dann trieb er dem Mann die Silberklinge in die Brust, als würde er einen Vampir töten. Rotes Blut spritzte durch den Raum, und der ehemalige Tierarzt ging in die Knie.

Die anderen Männer starrten erschrocken ihren blutenden Kollegen an, während Eph das Schwert herauszog und einige Schritte zurücktrat. Er zitterte. *Ich habe einen Menschen getötet*, schoss es ihm durch den Kopf.

Und dann rannten sie nach draußen, in den Regen, in die Dunkelheit. Eph sah kaum mehr als den von einer Plane überdachten Weg vor ihnen. Er blinzelte in die Nacht – und da kamen die *strigoi* schon auf sie zugestürmt.

Quinlan und die fünf Menschen bildeten eine Art Halbkreis, um den Vampiren einen gebührenden Empfang zu bereiten. Hier im Freien hatten sie endlich genügend Platz, um die Schwerter zu schwingen und den Kreaturen mit einem ordentlichen Hieb die Köpfe von den Schultern zu

schlagen. Und genau das taten sie auch. Und besiegten so die erste Welle von Angreifern.

Als schließlich kein *strigoi* mehr auf den Beinen stand, liefen sie los. Sie hatten keine verlässlichen Informationen über den Aufbau des Lagers, also hielten sie nach größeren Wohnquartieren Ausschau, in denen sich die menschlichen Gefangenen am Wahrscheinlichsten aufhielten.

Nach wenigen Minuten schälte sich eine turmartige Struktur aus der Dunkelheit: ein Wachposten in der Mitte eines Steinkreises. Und von dort stürmten weitere Blutsauger auf sie zu, so dass sich die Männer eng zusammenstellten und ihre Klingen in eiliger Folge auf die Kreaturen niedergingen ließen. Sie *mussten* schnell töten – es gehörte zur Strategie der *strigoi*, so viele Vampire wie möglich in die Schlacht zu werfen, in der Hoffnung, die Menschen irgendwann einfach zu überrennen, selbst wenn es nötig war, drei, ja sogar zehn Vampire zu opfern, um einen der menschlichen Gegner zu überwältigen.

Eph fiel etwas zurück, während die anderen ein Oval bildeten, das sich wie ein Ring aus Silber durch die Masse der *strigoi* bewegte. Seine Augen hatten sich inzwischen an die Dunkelheit gewöhnt, und so sah er, wie die Vampire weiter hinten langsamer wurden und schließlich ganz stehenblieben. Innehielten. Sich telepathisch koordinierten ...

»Sie formieren sich neu«, rief er den anderen zu. »Ich glaube, sie wollen uns in eine bestimmte Richtung treiben.«

»Wenn wir Nora finden wollen«, sagte Vasilij neben ihm, »müssen wir von Abschnitt zu Abschnitt gehen.«

Wir sind zu früh, erklang Quinlans Stimme in ihren Köpfen.

Ja, ihrem Plan nach hätten die Kämpfe erst später beginnen sollen. Noch machte der Himmel keine Anstalten, sich aufzuhellen – also blieb ihnen nichts anderes übrig, als so lange durchzuhalten, bis es dämmerte.

»Verdammt, *hombres!*«, rief Gus, während er einen Blutsauger in Stücke hackte. »Bleibt bloß eng zusammen!«

Eph blickte weiter angestrengt in das Dunkel. Sah die Gesichter der Vampire um sie herum. Und blieb verdutzt stehen. Täuschte er sich – oder starteten die Kreaturen wirklich alle *ihn* an?

Nein, er täuschte sich nicht. »Scheiße«, flüsterte er. Kein Zweifel, sie hatten ihn erkannt. Und das bedeutete, dass im globalen Vampirnetz gerade

Großalarm ausgelöst wurde – Ephraim Goodweather, der meistgesuchte Verbrecher der Welt, war ihnen in die Falle gegangen. Und es bedeutete ...

... dass auch der Meister Bescheid wusste. Dass er ihn nun durch die Augen seiner Drohnen beobachtete.

»Hey, Eph!«, rief Vasiliy. »Was glaubst du eigentlich, was du da machst?« Dann fiel sein Blick auf die wartende Vampirhorde. »Was ist denn mit denen los?«

Sie warten auf Anweisungen, sagte Quinlan.

»Dann lass uns schleunigst von hier abhauen«, rief der Kammerjäger. »Wir ...«

In diesem Moment ertönte eine Sirene – das schrille Signal ging ihnen durch Mark und Bein – und verstummte nach wenigen Sekunden wieder. Die darauffolgende Stille war fast noch unheimlicher. Eph wusste, dass der Alarm nicht nur den Vampiren galt, sondern auch den Menschen im Lager. Auch für sie hieß es jetzt, irgendwo Zuflucht zu suchen ...

Vasiliy blickte auf das nächstgelegene Gebäude. Dann auf den dunklen Himmel. »Vielleicht gelingt es dir, sie von uns wegzulocken«, rief er Eph zu, »dann sind wir schneller wieder draußen.«

Eph hatte zwar keine große Lust, für die Vampire den Lockvogel zu spielen, aber in Vasiliys Plan lag eine gewisse zwingende Logik. »Okay«, rief er zurück. »Aber beeilt euch!«

Vasiliy sah Gus an. »Du bleibst bei Eph!«

»Keine Chance«, erwiderte der Mexikaner. »Ich gehe mit euch. Bruno bleibt hier.«

Eph – der über die offensichtliche Abneigung, die der Gangbanger für ihn hegte, nur müde lächeln konnte – lief zu Quinlan und tauschte das Schwert mit ihm.

Ich kümmere mich um die menschlichen Wachen, ertönte es in Ephs Kopf, dann verschwand der Blutgeborene in der Dunkelheit.

Eph schloss die Hand um den vertrauten Ledergriff und wandte sich dann Bruno zu, der sich neben ihn gestellt hatte. »Alles okay?«

Bruno grinste wie ein kleines Kind vor der Bescherung. »Mehr als okay. Treten wir den Motherfuckern in den Arsch!«

Sie liefen los, weg von dem Aussichtsposten, und nach kurzer Zeit kam ein flaches, langgestrecktes Holzgebäude in Sicht, hinter dessen Fenstern ein schwaches Licht leuchtete.

Licht bedeutete Menschen.

»Hier lang«, rief Eph und blickte hinter sich. Bruno keuchte zwar, aber hielt Schritt. Eph sah sich um – und tatsächlich, die Vampire hatten die Verfolgung aufgenommen.

Sie näherten sich dem Gebäude, näherten sich dem Licht – als plötzlich ein *strigoi* neben der Eingangstür auftauchte. Es war ein großer, männlicher Vampir, auf dessen Brust eine Tätowierung zu erkennen war.

Eph blieb abrupt stehen, richtete das Schwert auf den *strigoi* ... und im selben Moment erdröhnte die Stimme des Meisters in seinem Kopf.

Was machst du hier, Ephraim Goodweather?

Bruno blieb ebenfalls stehen und fuhr drohend mit dem Schwert durch die Luft.

Eph wandte sich um: Die Vampirhorde stand wenige Meter von ihnen entfernt und funkelte sie mit rot glühenden Augen an.

Du suchst jemanden, nicht wahr?

»Sei still!«, rief Eph, wirbelte herum und stieß die Silberklinge in die tätowierte Brust des *strigoi* neben dem Eingang.

»Ja, fahrt zur Hölle, ihr verdammten Wichser!«, brüllte Bruno.

Und dann stürmten die Kreaturen auf sie zu, drängten sie in Richtung Haus. Bruno hieb mit dem Schwert wieder und wieder auf die Horde ein, während Eph die kleine Treppe hinaufstieg und die Tür aufstieß.

Jetzt gehörst du mir, Goodweather.

Eph zog Bruno in das Gebäude, und gemeinsam rannten sie einen schmalen Gang hinunter. Käfige auf beiden Seiten. Menschen in den Käfigen, die brüllten und heulten, während sie vorbeiliefen. War das hier vielleicht eine Art Irrenhaus?

Du bist in einer Sackgasse.

Eph wusste, dass ihn der Meister nur verwirren wollte. Er schüttelte heftig den Kopf. Nicht nur um ihn herum war der Wahnsinn ausgebrochen – er war auch *in* ihm, in seinem Kopf. Er trat gegen eine Tür. Blickte in einen Büroraum, in dessen Mitte ein Zahnarztstuhl stand – der Teppich rund

um den Stuhl tiefrot vor verkrustetem Blut. Wandte sich schnell ab und stieß eine weitere Tür auf – die nach draußen führte.

Warum bist du hierher gekommen?

Seite an Seite, die Schwerter drohend erhoben, wichen Eph und Bruno vor der Vampirhorde zurück. Rannten auf ein dunkles kastenartiges Gebäude zu, das neben dem hohen Maschendrahtzaun stand, der das Lager umgab. Sie blickten den Zaun hinunter – er endete an einem weiteren dieser Gebäude.

Waren das die Vampirverschlänge? Die Nester der *strigoi*?

Ich habe es dir ja gesagt, Goodweather. Es ist eine Sackgasse.

Eph drückte den Arm durch und richtete die Spitze der Silberklinge auf die *strigoi*, die ihnen immer näherkamen.

»Falls du es noch nicht wissen solltest, Arschloch«, flüsterte er. »Ich gebe nie auf.«

Nora wartete im Verwaltungsgebäude des Lagers vor Everett Barnes' Büro – bereit, in alles einzuwilligen, was er von ihr verlangte. Um ihre Mutter zu retten. Und um ihren ehemaligen Boss zu töten. Sie verachtete Barnes noch mehr als die Vampire, denn das Böse in ihm war keine Krankheit – er hatte sich freiwillig dafür entschieden. Vor allem aber verachtete sie ihn dafür, dass er glaubte, sie wäre so schwach, sich seinem Willen zu beugen.

Nein, sie würde ihm das Gegenteil beweisen. Wenn es sein Traum war, dass sie sich ihm unterwarf, so war es ihr Traum, das kleine Messer in sein Herz zu rammen. Ein Buttermesser – wie passend für Everett Barnes! Sie würde es tun, wenn er gerade im Bett lag. Oder während eines opulenten Abendessens. Würde ihm zeigen, wie sehr er sich in ihr getäuscht hatte.

Seit drei Stunden schon ließ er sie hier draußen im Gang warten – ohne Stuhl, ohne Möglichkeit, auf die Toilette zu gehen. Zweimal war er in dieser Zeit mit irgendwelchen Papieren in der Hand aus seinem Büro gekommen – die lächerliche Uniform wie immer strahlend weiß –, war wortlos an ihr vorbei gerauscht und in einem anderen Zimmer verschwunden. Sie glühte vor Zorn, und selbst als die Sirene zur Essensausgabe gerufen hatte, war sie

mit knurrendem Magen stehen geblieben – ihre Gedanken waren allein bei ihrer Mutter und dem Mord, den sie bald begehen würde.

Endlich öffnete Barnes' Sekretärin, eine junge Frau mit schulterlangem gepflegtem Haar und sauberem grauem Overall, die Tür und winkte sie wortlos herein. Nora betrat das Vorzimmer und roch das süße Parfum und das Mundwasser der Assistentin. Sie konnte sich sehr gut vorstellen, wie die Frau den Job hier bekommen hatte ...

Die Sekretärin setzte sich wieder hinter den Schreibtisch und fuhr mit ihrer Arbeit fort, als wäre sie allein im Zimmer, also ging Nora einfach zur Tür zu Barnes' Büro und drückte die Klinke herunter. Abgesperrt. Sie sah sich um, setzte sich dann auf einen der beiden Plastikstühle an der Wand und starrte die Sekretärin an – die sich bemühte, Nora zu ignorieren und gleichzeitig ihre Überlegenheit zu demonstrieren. In diesem Moment klingelte das Telefon, die Sekretärin hob ab und sprach leise in den Hörer. Nora sah sich um. Von der halbfertigen Holzverkleidung an den Wänden und dem aufgeklappten Laptop abgesehen hätte der Raum gut und gerne auch als Requisite in einem Fünfziger-Jahre-Film getaugt: das Telefon mit Schnur, die akkurat sortierten Stifte, sogar Löschpapier ... Und dann sah sie den Teller mit dem Schoko-Brownie, der an der Ecke des Tisches stand, und das Wasser lief ihr im Mund zusammen. Die Sekretärin beendete ihr Telefongespräch, bemerkte Noras gierigen Blick, griff nach dem Brownie und biss grinsend ein kleines Stück davon ab, wobei ihr einige Krümel in den Schoß rieselten.

Nora wäre vermutlich aufgesprungen und hätte die Frau erwürgt, wenn im selben Moment nicht Barnes' Türschloss geklickt und sie von dahinter seine Stimme gehört hätte: »Kommen Sie herein.«

Die Sekretärin legte den Brownie zurück auf den Teller, warf Nora einen bösen Blick zu und signalisierte ihr dann mit einer Handbewegung, dass Barnes sie jetzt empfangen würde. Also ging Nora wieder zur Tür – und diesmal ließ sie sich öffnen.

Everett Barnes stand hinter seinem Schreibtisch und stopfte Unterlagen in eine lederne Aktentasche; offenbar hatte er es ziemlich eilig. »Ist der Wagen da, Carly?«, rief er.

»Ja, Dr. Barnes«, flötete die Sekretärin. »Die Torwache hat gerade angerufen.«

»Gut. Geben Sie bitte Order, dass die Heizung im Fond angestellt wird.«

»Ja, Sir.«

Barnes widmete sich wieder der Aktentasche. »Und Sie, Nora?«, sagte er, ohne sie auch nur eines Blickes zu würdigen. »Was wollen Sie mit mir besprechen?«

»Ich ...« Die Worte kamen ihr nur schwer über die Lippen. »Ich wollte Ihnen sagen, dass Sie gewonnen haben.«

»Ich habe gewonnen? Wie wunderbar. Und verraten Sie mir auch, *was* ich gewonnen habe?«

»Ich tue es. Das, was Sie vorgeschlagen haben.«

Barnes hielt einen Moment inne, dann ließ er die Aktentasche zuschnappen, hob den Kopf und nickte kaum merklich, als müsste er sich erst wieder an die Angelegenheit erinnern. »Sehr gut«, murmelte er und begann, eine Schublade zu durchwühlen.

»Und?«, fragte Nora.

»Was und?«

»Was passiert jetzt?«

»Jetzt ... bin ich leider etwas in Eile. Ich lasse Ihnen eine Nachricht zukommen.«

»Ich dachte ... Fahren wir nicht in Ihr Anwesen?«

»Ja, bald. Heute habe ich keine Zeit dafür.«

»Aber ... ich bin soweit.«

»Das sehe ich. Ich war mir sicher, dass Sie früher oder später den nötigen Enthusiasmus aufbringen würden. Das Lagerleben gefällt Ihnen nicht? Das habe ich mir gedacht.« Barnes griff nach der Aktentasche. »Wie gesagt, Sie werden benachrichtigt.«

Darum ging es also: Er ließ sie zappeln, weil sie in seinem Haus nicht sofort mit ihm ins Bett gesprungen war. Dieser geile alte Mann mit viel zu viel Macht spielte ein verdammtes Spiel mit ihr.

Barnes räusperte sich. »Und merken Sie sich bitte, dass ich es nicht sehr schätze, wenn man mich warten lässt. Ich hoffe, ich habe mich klar ausgedrückt. Carly?«

Die Sekretärin erschien in der Tür. »Ja, Dr. Barnes?«

»Ich kann mein Notizbuch gerade nicht finden. Würden Sie bitte danach suchen und es mir dann nach Hause bringen.«

»Natürlich, Dr. Barnes.«

»Sagen wir, so um halb zehn?«

Eigentlich hatte Nora erwartet, dass die Sekretärin erfreut lächeln würde, aber sie sah einen Hauch von Widerwillen, ja beinahe Abscheu auf ihrem Gesicht.

Barnes ging in das Vorzimmer und unterhielt sich flüsternd mit seiner Sekretärin. Es war eine groteske Situation – als wollte er Nora die Rolle der betrogenen Ehefrau zukommen lassen –, aber es bot ihr die Gelegenheit, einen näheren Blick auf Barnes' Schreibtisch zu werfen, ja, vielleicht dort etwas zu finden, was ihr weiterhalf. Und tatsächlich: In einer zur Hälfte geöffneten Schublade lag der Ausdruck einer computergenerierten Karte des Lagers. Jeder Abschnitt war farblich gekennzeichnet: Hier war die Geburtsstation, die sie bereits kannte, und nicht weit davon ein großes Quadrat, auf dem »Ernährung« stand. Innerhalb des Quadrats war ein kleinerer schraffierter Bereich mit dem Wort »Sunset« markiert. Nora griff nach der Karte, aber sie war am Boden der Schublade festgeklebt. Also prägte sie sich alles so gut es ging ein – und trat schnell vom Schreibtisch zurück, als Barnes in sein Büro zurückkam.

Sie setzte ein verkrampftes Lächeln auf. »Sie haben versprochen ...«

»Wenn Sie Ihre Verpflichtungen erfüllen, erfülle ich selbstverständlich auch meine. Pfadfinderehrenwort.«

Wollte er etwa, dass sie ihn auf Knien anflehte? Da konnte er lange warten. »Was ist mit meiner Mutter? Ich will wissen, ob es ihr gut geht.«

Barnes grinste verschmitzt. »Nora, ich fürchte, Sie sind nicht in der Position, Forderungen zu stellen. Was in diesem Lager geschieht, geschieht so, wie ich es will, und nicht anders.«

Nora kniff die Augen zusammen und legte die Hand an den Gürtel. Dort, wo sie das Messer versteckt hatte.

»Sollte es Ihrer Mutter bestimmt sein, den gesamten Prozess zu durchlaufen, dann wüsste ich nicht, was Sie daran ändern könnten. Vermutlich hat man sie bereits abgeholt. Was allerdings Sie selbst angeht – da gibt es noch einen gewissen Verhandlungsspielraum.«

Nora spürte den Messergriff an ihren Fingern.

»Habe ich mich klar ausgedrückt?«

»Glasklar«, sagte sie mit zusammengepressten Lippen.

»Gut. Ich hoffe, das nächste Mal, wenn wir uns sehen, haben Sie eine etwas konstruktivere Einstellung. Lächeln sie einfach ab und an – das hilft.«

Das Messer ziehen ... Das verdammte Schwein töten ... Hier und jetzt!

»Sir?«, rief die Sekretärin plötzlich aufgeregt aus dem Vorzimmer.

Barnes ging zu ihr hinüber – und im selben Moment hörte Nora Schritte den Gang hinunter kommen. Nackte Fußsohlen. Vampire.

Die Tür wurde aufgerissen, und vier männliche *strigoi* – weitere Ex-Sträflinge mit Gefängnistätowierungen – stürmten in das Büro. Die Sekretärin wich zurück an die Wand, während Barnes die Vampire mit regloser Miene ansah. »Was hat das zu bedeuten?«, fragte er.

Die Antwort kam telepathisch. Und die Kreaturen ließen Barnes keine Zeit, darauf in irgendeiner Weise zu reagieren – sie packten ihn unter den Armen und schoben ihn durch die Tür nach draußen. In diesem Augenblick gab die Lagerpfeife ein grelles Alarmsignal von sich.

Jetzt hörte Nora von allen Seiten erschrockenes Rufen, lautes Türeinschlagen, hektisches Getrampel. Was zur Hölle ging hier nur vor?

Sie wandte sich der Sekretärin zu, die sich immer noch den Telefonhörer ans Ohr hielt, als ... draußen im Gang schwere Schritte erklangen. Stiefelschritte. Und das hieß: Menschen!

Sekunden später erschien Vasilij in der Tür.

Nora starrte ihn an, als würde sie einen Geist sehen. Er hatte das Silberschwert in der Hand, und seine Augen funkelten wie die eines Jägers. Nora wollte gerade etwas sagen, als sich der Kammerjäger abrupt wieder abwandte und weiterlief.

Der rasierte Kopf, das verdreckte Gesicht, die Lagerkleidung – er hatte sie nicht erkannt.

»V«, rief sie.

Vasilij blieb stehen, wandte sich um, sah sie mit ungläubigem Gesicht an. »Nora?«

Und dann lief er zu ihr und legte die breiten Arme um sie, und Nora umklammerte ihn und vergrub ihr Gesicht an seinem Hals. Er war hier! Er war wirklich hier!

Nach einer Weile löste er sich aus der Umarmung und fuhr mit der Hand über ihren rasierten Kopf. »Du bist es wirklich!«

»Ja, ich bin es.« Tränen liefen über ihre Wangen.

Er umarmte sie noch einmal – und dann kamen zwei weitere Männer den Gang hinunter: Gus Elizalde und ein anderer Mexikaner, den sie nicht kannte. Als er Nora sah, hielt Gus verwirrt inne. »Dr. Martinez?«

Sie lächelte. »Ja, Gus, wie schön dich zu sehen!«

»*A guevo!*«

Vasiliy sah Nora an. »Was ist das hier? Das Verwaltungsgebäude? Und was machst du hier?«

Erst verwirrte sie seine Frage – ihre Gedanken überschlugen sich geradezu –, dann rief sie: »Barnes! Mein früherer Boss bei der CDC. Er ist für das Lager verantwortlich. Für alle Lager.«

»Und wo zur Hölle steckt er?«

»Seine Leibwächter haben ihn weggebracht.« Sie deutete den Gang hinunter. »Am Tor wartet ein Wagen auf ihn.« Dann blickte sie Vasiliy mit ernster Miene an. »Ist Eph auch bei euch?«

Das Gesicht des Kammerjägers ließ einen Hauch von Eifersucht erkennen. »Ja. Er lenkt die Vampire ab ... Ich würde diesen Barnes nur allzu gerne fertigmachen, Nora, aber wir müssen hier so schnell wie möglich weg.«

»Meine Mutter! Ich gehe nicht ohne sie!«

»Deine Mutter *lebt* noch?«

»Ja. Glaube ich zumindest.« Nora nahm sein Gesicht in beide Hände. »Du bist wirklich gekommen, V. Um mich zu holen ...«

In diesem Moment hätte er sie küssen können. In all dem Chaos und der Verzweiflung. Und ihr sagen können, wie sehr er sie liebte. Aber plötzlich rief Gus: »Und um jede Menge Blutsauger plattzumachen, hab ich recht, *hombre?*« Der Mexikaner schlug Vasiliy auf die Schulter. »Los jetzt! Wir müssen zu Bruno!«

Die Männer stürmten den Gang hinunter, und Nora wollte ihnen gerade nachlaufen, als sie abrupt innehielt und Barnes' Sekretärin Carly ansah, die mit dem Telefonhörer in der Hand hinter ihrem Schreibtisch stand. Mit energischen Schritten ging Nora auf sie zu – Carlys Augen weiteten sich vor Entsetzen –, griff nach dem Brownie und biss ein Stück davon ab. Den Rest warf sie neben dem Kopf der Sekretärin gegen die Wand.

Aber sie empfand keinen Triumph dabei. Ja, eigentlich empfand sie nur Mitleid mit Carly. Und der Brownie schmeckte noch nicht einmal halb so gut, wie sie gedacht hatte.

Eph schwang die Silberklinge wie wild herum und hielt so die heranrückenden Vampire auf Abstand. Ein *strigoi* konnte seinen Stachel bis zu zwei Meter weit Herausschießen – etwa dieselbe Länge, die Ephs ausgestreckter Arm samt Schwert erreichte.

Bruno jedoch verfolgte eine andere Strategie: Er stürzte sich auf jeden Vampir, der sich ihm näherte, und hackte ihn in Stücke. Anfangs war das ziemlich effizient, aber jetzt wurde der Gangbanger immer müder. Er schlug nach zwei *strigoi*, die ihn von der Seite angriffen, und merkte zu spät, dass die Attacke eine Finte war: Die Kreaturen hatten ihn dadurch von Eph getrennt. Eph versuchte, sich zu dem Mexikaner durchzukämpfen, aber die Vampire standen nun wie eine Mauer zwischen ihnen.

Und dann spürte Eph die Wand des Holzhauses in seinem Rücken. Er fuhr mit dem Schwert durch die Luft, hieb nach den Vampiren, die versuchten, auf allen Vieren auf ihn zuzukriechen, färbte den Schlamm unter seinen Füßen mit weißem Blut. Aber wie eine nie endende Flutwelle kamen immer mehr *strigoi* auf ihn zu.

Plötzlich schrie Bruno dumpf auf. Der Mexikaner stand am Maschendrahtzaun, die Silberklinge über die Schulter gehoben, um einem der Vampire den Kopf abzuschlagen – da schoss der Stachel aus dem Mund der Kreatur und bohrte sich in seinen Hals. Ein kleiner Moment der Unaufmerksamkeit – und schon strömten Blutwürmer in den Körper des Mexikaners. Aber es war noch nicht vorbei: Bruno brüllte etwas Unverständliches, durchtrennte den Stachel des Vampirs und kämpfte weiter. Kämpfte, obwohl er wusste, dass er, selbst wenn er diese Schlacht gewinnen würde, längst verloren hatte.

Angestachelt von ihrem Erfolg wandten sich die meisten der Vampire nun Eph zu – der verzweifelt auf jede Kreatur einschlug, die ihm zu nahe kam. Stachel schossen heraus, klatschten neben Eph gegen die Holzwand, zogen sich wieder zurück. Eph hielt mit dem Schwert eine Art Schutzwall

aus Silber aufrecht, aber er spürte, wie seine Kräfte schwanden, und es genügte nur ein Stachel, der ihn am Hals erwischte ... Irgendwo in der Dunkelheit sah er Quinlan, der ihm zu Hilfe kam, aber so sehr der Blutgeborene auch kämpfte, die Vampire ließen nicht von ihnen ab.

War dies das Ende? Würde er hier sterben?

Als er den flackernden Lichtschein am Himmel sah, dachte Eph zuerst, es wäre eine Signalrakete, die die Vampire gezündet hatten. Um Alarm zu schlagen. Oder um die Eindringlinge abzulenken. Aber das Licht verschwand nicht, ja, es wurde sogar noch heller und breitete sich am Himmel aus.

Und plötzlich geriet der Angriff der Vampire ins Stocken. Etliche der Kreaturen blieben stehen und starrten mit offenen Mündern nach oben.

Auch Eph gab schließlich seiner Neugier nach. Er trieb das Schwert in einen attackierenden *strigoi*, dann hob er den Kopf, blickte zum Himmel auf.

Und sah, wie ein heller Strahl durch die Aschewolken fiel und durch die Dunkelheit brannte wie ein Komet – ein glühender Kopf gefolgt von einem langen Schweif. Eine Träne aus Feuer in der ewigen Nacht.

Hatte ein Satellit – oder etwas noch Größeres – nach all den Jahren seine Umlaufbahn verlassen? War er in die Erdatmosphäre eingetaucht und dort zu einer Flammenkugel geworden?

Die Säule aus Licht riss das Lager blitzartig aus der Dunkelheit und enthüllte all seine Banalität: die graue Mauer, die geduckten Gebäude, der schlammige Boden. Die Vampire wichen zurück. Sie hatten die roten Augen auf das Geschehen am Himmel gerichtet und stolperten quietschend übereinander – ganz im Gegensatz zu ihren sonst so koordinierten Bewegungen. *Sie haben Angst*, erkannte Eph. *Aber wovor?* Auch Quinlan war von dem Spektakel über ihnen wie gelähmt.

Und dann rissen die Wolken auf, und Tageslicht brach hindurch wie der Finger Gottes und legte seinen hellen Schein über das Lager. Und die *strigoi* kreischten und liefen in alle Richtungen und krümmten sich und fingen Feuer.

Schließlich leuchtete der Komet oder der Satellit oder was auch immer grell auf – und die Flamme verzehrte sich selbst. Für kurze Zeit blieb noch ein langer Streifen am Himmel, bis auch er im Tageslicht verwehte.

Natürlich war die Sonne weiterhin hinter den Wolken verborgen, aber die Strahlen, die durch den Kokon aus Asche und Abgasen fielen, reichten aus, um die Vampire für einige Stunden unter die Erde zu scheuchen. Und das waren die Stunden der Menschen.

Eph steckte das Schwert in die Scheide, rieb sich die Augen und sah, wie Vasiliy, Gus, Joaquin und einer der Lagerinsassen auf ihn zukamen. Und trotz des kahlrasierten Kopfes und des schäbigen Overalls erkannte er Nora sofort. Dutzende widersprüchliche Gefühle wallten in ihm auf, aber dafür war jetzt nicht die richtige Zeit – er hatte andere Sorgen.

Wir sehen uns in der Universität, erklang Quinlans Stimme in Ephs Kopf. *Viel Glück!* Mit einem mächtigen Satz sprang der Blutgeborene über den Zaun und verschwand im Schatten; offenbar war die UV-Strahlung auch für ihn zu viel.

Gus bemerkte, dass Bruno die Hand gegen den Hals presste, und ging zu ihm. »*Qué pasó, vato?*«

»Mich hat's erwischt, Mann«, erwiderte der Gangbanger und spuckte aus. Seine Körperhaltung war seltsam verkrümmt, als hätten die Blutwürmer bereits das Kommando übernommen.

Schockiert streckte Gus die Hand aus, drückte Brunos Kopf nach unten und inspizierte die Wunde am Hals seines Freundes. Dann legte er die Arme um ihn. »Scheiße, Mann! Verdammte Scheiße!«

»Der Motherfucker hatte doch nur Glück. Eine Sekunde später, und ich hätte ...« Bruno verstummte.

Sie alle verstummten. Gus ließ seinen Freund los und machte einige Schritte zurück. Er wusste nicht, was er tun sollte. Keiner von ihnen wusste es.

Plötzlich hob Joaquin sein Schwert zum Himmel und rief: »Dieser beschissene Ort hier ist die Hölle auf Erden! Aber ich schwöre, dass ich in Brunos Namen jeden einzelnen von diesen verdammten Blutsaugern töten werde!«

Gus wandte sich Eph zu; die Augen des Mexikaners funkelten vor Zorn. »Wie konnte das nur passieren, Mann? Ihr solltet doch zusammenbleiben.«

Vasiliy trat zwischen Gus und Eph. »Es ist nicht seine Schuld.«

»Und woher willst du das wissen? Du warst nicht dabei.« Gus wandte sich Bruno zu. »Sag mir, dass es seine Schuld war. Und ich bringe ihn um. Sofort.«

Aber Bruno hatte ihm gar nicht zugehört – der infizierte Gangbanger tastete panisch die Haut an seinen Armen ab, hielt nach Blutwürmern Ausschau.

»Die Vampire sind schuld, Gus, niemand sonst«, sagte Vasiliy.
»Konzentrier dich auf deine Aufgabe.«

»Oh, ich bin ganz konzentriert.« Gus deutete mit der Spitze seines Schwerts auf Eph. »So konzentriert wie ein beschissener Laserstrahl. Ich bin der silberne Ninja.«

Eph überlegte kurz, ob er etwas entgegnen sollte, entschied sich dann aber dagegen. Ihm war klar, dass sich der Mexikaner überhaupt nicht dafür interessierte, was wirklich geschehen war – er verwandelte seinen Schmerz einfach in Wut.

»Was war das am Himmel?«, fragte Vasiliy.

Eph zuckte mit den Achseln. »Ich weiß es nicht. Sie hatten mich beinahe überwältigt, ich dachte, es wäre vorbei. Und dann schoss dieses Ding durch die Wolken und jagte den *strigoi* einen Höllenschrecken ein. Da hatten wir verdammt viel Glück!«

»Das war kein Glück«, warf Nora ein. »Das war etwas anderes.«

Eph starrte sie an. »Etwas anderes?«

»Ich weiß, du willst das nicht hören, Ephraim, und wahrscheinlich wirst du es sowieso nicht glauben. Aber das ist nicht einfach so *geschehen*. Es hatte etwas mit dir zu tun.« Nora blickte in die Runde. »Mit uns.«

Eph rieb sich die Schläfen. Was redete sie da nur für einen Unsinn? »Na schön«, sagte er dann. »Lasst uns von hier verschwinden, bevor noch jemandem was zustößt.«

»Nicht so schnell, *hombre*«, rief Gus. »Erst brennen wir hier alles nieder. Ich will das Schwein finden, das Bruno das angetan hat.«

»Nein«, sagte Nora entschieden. »Die einzige, die wir suchen, ist meine Mutter.«

Eph wandte sich ihr zu. »Aber, Nora, du glaubst doch nicht wirklich, dass ...«

»Doch, sie lebt! Und du ahnst nicht, wer mir das gesagt hat.«

Als Nora von Barnes und seinen Machenschaften erzählte, dachte Eph zuerst, sie würde einen schlechten Witz machen. »Everett Barnes – der Leiter dieser Blutfabrik?«

Sie nickte. »Und aller anderen.«

Und plötzlich wurde Eph klar, dass eine groteske Logik dahinter steckte. Früher die Seuchenbekämpfung – jetzt die Seuche selbst ... »Dieses verdammte Schwein!«

»Er hat gesagt, dass meine Mutter immer noch hier ist. Und ich glaube, ich weiß auch, wo.«

»Na schön. Aber du weißt ja, wie vertrauenswürdig er ist. Er würde dir alles erzählen, um ...«

»Wir suchen meine Mutter! Jetzt!«

»Ja«, kam ihr Vasilij zu Hilfe, »suchen wir sie. Solange es noch hell ist.«

Eph sah den Kammerjäger an, dann wieder Nora. Die beiden Tureltauben hatten ihn gerade überstimmt. »Okay«, knurrte er. »Aber wir müssen uns beeilen.«

Im fahlen Tageslicht erinnerte das Lager noch stärker an einen schäbigen Militärstützpunkt irgendwo am Ende der Welt. Die Baracken und sonstigen Bauten waren auf billigste Weise zusammengeschustert worden und inzwischen vom Ascheregen völlig verdreckt. Die einzige Ausnahme machte das Verwaltungsgebäude, an dessen Seite das Firmenemblem der Stoneheart Group prangte: ein von einer stahlblauen Linie halbiertes schwarzer Kreis – wie ein geschlossenes Auge.

Nora führte die anderen den mit der Plane überdeckten Weg entlang tiefer in das Lager hinein. Sie betraten einen Bereich, der durch eine zusätzliche Sperre vom Rest des Lagers getrennt wurde. »Hier ist die Geburtsstation.« Sie deutete auf einen Zaun. »Sie isolieren die schwangeren Frauen. Halten sie von den Vampiren fern.«

»Warum?«, fragte Vasilij.

»Keine Ahnung. Was geschieht mit einem ungeborenen Kind, wenn die Mutter verwandelt wird?«

»Hab ich noch nie drüber nachgedacht.«

»Aber die *strigoi* offenbar schon. Und haben alle erdenklichen Vorsichtsmaßnahmen ergriffen, damit das nicht geschieht.«

Sie gingen durch das Tor, dann weiter an der inneren Absperrung entlang.

Eph blickte sich um. »Wo sind die Menschen?«

»Die Schwangeren leben in den Wohnwägen dort hinten«, sagte Nora. »Und die Blutspender in den Baracken westlich von hier. Und dort vorne ...« Sie verstummte und zeigte auf zwei große dunkle Gebäude unweit der Geburtsstation.

Die Gruppe ging nun schneller – auf eines der beiden Gebäude zu. Das Wachhäuschen neben dem Eingang war unbesetzt.

»Hier?«, fragte Vasilij.

»Ich habe bei Barnes eine Karte gesehen«, sagte Nora. »Es muss hier sein.«

Vasilij inspizierte das Wachhäuschen. Er sah ein Kontrollpaneel mit zahlreichen Monitoren, die alle ausgeschaltet waren. Es gab keine Schalter oder Hebel, noch nicht einmal Stühle. »Die Vampire überwachen das Gebäude. Um zu verhindern, dass jemand flieht? Oder einbricht?«

Sie gingen hinein – es war nicht abgesperrt – und betraten eine Art Empfangsbereich, der mit Harken, Schaufeln, Schlauchrollen und Schubkarren vollgestellt und dessen Boden mit einer dicken Schmutzschicht bedeckt war. Und sie hörten seltsame Töne aus dem Inneren des Gebäudes: Grunzen und Quieken. Erst dachte Eph, es wären menschliche Geräusche, und es lief ihm kalt den Rücken herunter, doch dann sagte Nora: »Tiere.« Sie öffnete eine weitere Tür.

Die Halle, die sie nun betraten, war etwa doppelt so groß wie ein Fußballfeld und sumnte geradezu vor Helligkeit: eine überdachte Farmanlage mit Gehegen, Treibhäusern und Gärten. Riesige Lampen hingen an der Decke, und auf dem Boden standen zusätzliche Leuchten. Gebläse verteilten die warme feuchte Luft im Raum. Und den Tiergestank ... Jede Art hatte ihren eigenen abgetrennten Bereich: Schweine suhlten sich im Dreck; Hühner pickten nach Korn; Kühe und Schafe grasten.

»Die Nahrungsmittelproduktion«, sagte Vasilij und blinzelte ins grelle Licht. »Vermutlich sind das UV-Strahlen, um die Sonne zu imitieren. Deshalb können die Blutsauger hier nicht rein.« Er deutete auf einige unterhalb des Dachs angebrachte Kameras. »Die Menschen machen die Arbeit, und die Vampire behalten sie dabei immer im Auge.«

Zögerlich gingen sie in die Halle hinein, folgten einem schmalen Pfad, der neben einem Bewässerungsrohr verlief – als Gus abrupt innehielt. »Da, unter dem Dach!«, rief er.

Sie blickten nach oben. Unter dem Dach war ein stählerner Laufsteg angebracht. Und auf diesem Laufsteg stand ein Mann mit langem braunem Mantel und breitkrempigem Hut – er sah aus, als wäre er geradewegs einem Sergio-Leone-Western entstiegen.

»Stoneheart«, murmelte Vasilij.

Offensichtlich wurde die Anlage von Eldritch Palmers ehemaligem Firmenimperium betrieben, das nach dem Ableben seines Vorstandsvorsitzenden in die Hände des Meisters übergegangen war. Die menschlichen Angestellten hatten sich nicht nur freiwillig der neuen Ordnung unterworfen – sie profitierten auch davon.

»Hey, du da oben!«, rief der Kammerjäger.

Der Mann auf dem Laufsteg beugte den Kopf und lief los. Lief auf ein Maschinengewehr zu, das am Ende des Laufstegs auf einer Art Hochsitz montiert war. So hielten sie also die Sklaven in Schach ...

»In Deckung, Leute!«, riefen Vasilij und Eph wie aus einem Mund, und sofort verteilte sich die Gruppe in der Halle: Gus und Bruno rannten zur Eingangstür, Vasilij und Nora Richtung Hühnerstall, Joaquin zu einem der Obstgärten.

Eph war im Schafsgehege in Deckung gegangen, und nun lief er gebückt am Zaun entlang. Er wusste, dass sie in der hell erleuchteten Halle praktisch Freiwild waren. Doch er wusste auch, dass er nicht durch die Hände eines Menschen sterben würde – das hatte er sich vor langer Zeit geschworen.

Die Schafe waren so aufgeregt, dass ihr Blöken alle anderen Geräusche übertönte. Eph blickte sich um und sah, wie Gus und Bruno zu einer Leiter an der Wand liefen. Dann hob er den Kopf: Der Mann hatte sich inzwischen an das Maschinengewehr gesetzt und den Lauf auf sie gerichtet. Seine erste Salve galt Gus, aber die Kugeln verfehlten den Mexikaner, und dann waren er und Bruno schon an der Leiter und stiegen hoch – außer Reichweite des MGs. Doch der Schütze musste nur abwarten; bald würden sie wieder in sein Schussfeld kommen.

Eph löste den Draht, der das Tor zum Schafsgehege verschloss, und schob es weit auf. Sofort liefen die Schafe hinaus. Wieder ertönte eine

Maschinengewehrsalve, aber Eph kümmerte sich nicht weiter darum, sondern rannte zum Kuhgehege und wiederholte dort die Prozedur. Die Kühe waren überraschend schnell – er konnte gerade noch rechtzeitig zur Seite hechten, bevor sie ihn niedertrampelten. Dann rappelte er sich auf, ging hinter einem Holzverschlag in Deckung und beobachtete das Chaos, das er angerichtet hatte. Sah, wie Joaquin eine der UV-Leuchten nach oben schwenkte und den Schützen blendete. Eine gute Idee, die jedoch nicht sehr lange für Ablenkung sorgte: Das MG zerfetzte die Lampe mit einer kurzen Salve, und Joaquin rannte im Funkenregen davon. Doch immerhin hatten Gus und Bruno die Gelegenheit genutzt, um den ungedeckten Teil der Leiter hochzuklettern und den Laufsteg zu erreichen. Dann sah Eph Vasiliy, der ebenfalls auf eine der Leitern an der Wand zulief und dabei eine Kuh als Schutzschild benutzte. Und dann ... explodierte alles um Eph herum, und er warf sich zu Boden. Dort, wo gerade noch sein Kopf gewesen war, klaffte eine riesige Lücke im Holz.

Die Leiter ächzte, als sich Vasiliy Stufe um Stufe hinaufzog. Er war fast oben. Der Mann am anderen Ende des Laufstegs feuerte wie wild auf Gus und Bruno, doch die beiden hatten sich geduckt, und die Kugeln prallten von den Streben des Geländers ab. Von schräg unten konnte Vasiliy das Gesicht des Mannes erkennen: eine Grimasse aus Angst und Panik. Als wäre ihm bewusst, dass er nicht gewinnen konnte. Wer waren nur diese Menschen, die sich freiwillig dem Meister untergeordnet hatten?

Keine Menschen, schoss es Vasiliy durch den Kopf. *Das sind keine Menschen, sondern irgendetwas anderes!*

Und dieser Gedanke verlieh ihm die nötige Kraft, um sich auf den Laufsteg zu ziehen. Der Stoneheart-Schütze hatte ihn immer noch nicht bemerkt – also zog Vasiliy das Schwert aus der Scheide und lief einfach los.

Keine Menschen!

In diesem Augenblick hörte oder spürte der Mann Vasiliys Schritte. Schwang das MG herum. Feuerte. Aber zu spät: Vasiliy war bereits bei ihm und stieß ihm das Silberschwert in den Bauch.

»Ihr seid keine Menschen!«, rief der Kammerjäger und zog die Klinge wieder heraus.

Der Mann – der offenbar noch gar nicht begriffen hatte, wie ihm geschah – fiel auf die Knie und spuckte Blut auf den Lauf seiner rauchenden Waffe.

Schockiert wich Vasilij einige Schritte zurück. Das war etwas völlig anderes, als einen Vampir zu töten. Es war, als hätte er seinem Bruder das Schwert in den Bauch gerammt ...

Plötzlich tauchte Bruno hinter dem Mann auf, packte ihn und warf ihn über die Brüstung des Laufstegs. Der Kopf des Mannes zerplatzte auf dem schlammigen Boden der Halle.

Sekunden später war auch Gus bei ihnen. Der Mexikaner setzte sich an das Maschinengewehr und schwenkte es einmal im Kreis herum, nahm jeden Abschnitt der Halle ins Visier. Dann richtete er den Lauf auf die riesigen Lampen unter dem Dach. »Zur Hölle mit dem ganzen Scheiß hier!«

Vasilij hörte Noras Stimme von unten. Sie stand inmitten von Kühen und Schafen, rief ihnen etwas zu, winkte aufgeregt und deutete auf das MG. Er legte die Hand auf Gus' Schulter. »Nicht. Das Essen hier ist für Menschen.«

Gus funkelte den Kammerjäger wütend an. Dann schwenkte er die Waffe von den Lampen weg und feuerte eine Salve gegen die Wand. Leere Patronenhülsen regneten vom Laufsteg.

Nora verließ die Halle als erste. Sie wusste, dass sie nicht mehr lange im Lager bleiben konnten – das spärliche Tageslicht würde bald wieder verschwinden. Also lief sie so schnell zum zweiten Gebäude, dass die anderen kaum hinterher kamen.

Der quadratische Betonblock war deutlich kleiner als die Farmhalle und von einem hohen Zaun umgeben. Und er strahlte die Düsternis und Trostlosigkeit eines Schlachthofs aus.

»Dann muss es das wohl sein«, sagte Vasilij keuchend.

»Ja«, erwiderte Nora. »Auf der Karte stand ›Sunset‹. Wo die Senioren hinkommen.« Sie konnte ihre Tränen kaum unterdrücken.

»Himmel!«

Jetzt war auch Eph bei ihnen. »Wartet hier«, sagte er. »Lasst mich zuerst reingehen.«

Vasiliy sah Eph an. »Nein, Mann. Wir gehen alle zusammen rein.«

Der Kammerjäger öffnete das Tor im Zaun gerade so weit, dass sie hindurchschlüpfen konnten, und während er, Nora und Eph das Gebäude durch die Haupttür betraten, liefen die anderen zu einem ebenfalls unverschlossenen Nebeneingang.

Im Inneren summten Maschinen. Und ein süßer schwerer Geruch lag in der Luft. Ein Geruch wie von Metallmünzen in einer verschwitzten Faust.

Der Geruch menschlichen Bluts.

Zu beiden Seiten des dunklen Gangs befanden sich Kammern, nicht größer als Toilettenkabinen. In der Mitte jeder Kammer stand ein Rollstuhl mit aufgerichteter Rückenlehne. Und über jedem Rollstuhl baumelten Schläuche von der Decke, die mit größeren Plastikrohren verbunden waren, mit denen das Blut in große Behälter geleitet wurde. Alles hier war klinisch sauber.

Weiter vorne war ein Kühlraum, in dem die Blutvorräte verpackt und gelagert wurden. Zweiundvierzig Tage, das wusste Nora, betrug die Haltbarkeitszeit von frischem Blut, aber da die Vampire es ausschließlich als Nahrung verwendeten, verringerte sich diese Zeitspanne womöglich.

Nora stellte sich vor, wie die alten Menschen hierhergebracht und in die Rollstühle gesetzt wurden. Wie ihnen die Nadel in den Hals gesteckt und das Blut nach oben gepumpt wurde. Wie ihre Augen glasig wurden ... und das Leben aus ihnen wich.

Nein!

Sie lief weiter, rief nach ihrer Mutter. Keine Antwort. Nur das Echo vibrierte in ihren Ohren.

Am Ende des Ganges kamen sie in einen großen Raum mit gekachelten Wänden. Der Boden war mit Blutflecken übersät. Menschliche Körper hingen an Haken. Menschliche Haut war wie Tierfelle aufeinander gestapelt.

Nora würgte, bekam keine Luft. Sie hielt sich an Vasiliys Schulter fest. *Barnes, dieses verlogene Schwein! Ich bringe ihn um!*

»Hier ist niemand mehr am Leben, Nora«, sagte Eph. »Wir müssen verschwinden.«

Sie schluchzte leise. Ja, nur weg von hier! Sie wollte diesen Ort nie wiedersehen.

»Sie schicken uns bestimmt gleich die Cops auf den Hals.«

Vasiliy legte den Arm um Nora und ging mit ihr nach draußen.

Der Himmel war nun schmutzig gelb. Sie sahen, wie Gus in die Fahrerkabine eines Baggers kletterte, der neben dem Gebäude stand, und sich so lange an den Armaturen zu schaffen machte, bis der Motor ansprang. Und dann sahen sie noch etwas anderes: Etwa ein Dutzend Lagerinsassen hatten sich auf der Wiese vor dem Gebäude versammelt. Im fahlen Licht und in ihrer grauen Kleidung wirkten sie wie Geister. Offenbar waren sie, aufgeschreckt durch den Alarm und den Schüssen in der Halle, aus den Baracken gelaufen. Gus sprang vom Bagger und schrie sie an: »Ihr verdammten Feiglinge! Warum habt ihr euch denn nicht gewehrt?«

»Sei still«, sagte Nora. »Sie sind keine Feiglinge. Sieh doch nur, wie schwach und ausgezehrt sie sind.«

Bruno wandte sich Gus zu. »Ich bleibe hier, mein Freund.«

Der Mexikaner riss die Augen auf. »Was redest du da, Mann?«

»Ich bleibe hier und jage dieses Schlachthaus zum Teufel. Ich zeige ihnen, dass sie den Falschen gebissen haben.«

Nach einer Weile nickte Gus. »Du bist ein verdammter Held, *hombre*.«

Bruno verzog den Mund zu einem traurigen Grinsen. »Sag dem Präsidenten, er soll mir 'ne Medaille verleihen.«

Auch Gus lächelte, und dann drückte er Bruno an sich. So wie es der Brauch war. So wie früher auf der Straße.

»Wir werden dich nie vergessen, Mann«, sagte Joaquin.

Bruno sah zu dem düsteren Gebäude hinüber. Seine Augen funkelten vor Zorn. »Und diese Motherfucker werden mich auch nicht vergessen. Das schwöre ich.« Dann sah er Nora an. »Ich werde diesen Ort niederbrennen, Lady. Für dich und für mich.«

Nora nickte kaum merklich.

»Und jetzt verschwindet!« Bruno zog sein Schwert und deutete damit auf die umherstehenden Lagerinsassen. »Ihr alle!«

Gus war unterdessen wieder in den Bagger eingestiegen, hatte die Maschine herumgeschwenkt und fuhr nun damit mitten in den hohen Zaun hinein, der das Lager begrenzte. Riss eine Lücke in den Maschendraht.

Im selben Moment hörten sie Polizeisirenen.

»Gehen wir«, rief Eph. Er bot Nora seine Hand an, aber Vasilij war schneller – der Kammerjäger legte seinen Arm um sie.

Und dann liefen sie aus dem Lager.

Die Blutwürmer hatten sich inzwischen in Brunos Körper ausgebreitet, so dass der Schmerz kaum mehr zu ertragen war. Noch schlimmer – noch demütigender – aber war, dass er sich nicht dagegen wehren konnte. Die verdammten Dinger waren in ihm: in seinen Blutgefäßen, seinen Organen, seinem Gehirn.

So schnell wie möglich holte er einige der UV-Leuchten aus der Farmhalle und stellte sie vor die Eingangstür der Blutfabrik, um den Ansturm der *strigoi* etwas zu verzögern. Dann zerhackte er die Kühlpackungen, so dass der Boden und er selbst rot vor Blut wurden. Auch den Rest der Einrichtung zerstörte er: sämtliche Schläuche und Plastikbeutel, die Vakuumsauger, die Pumpen, die Filtermaschinen. Leider hatte er kein Benzin – sonst hätte er noch ein fröhliches Feuerchen gelegt.

Kurz darauf verschwand die Sonne, und die erste Angriffswelle der Vampire verbrannte im Licht der UV-Lampen. Aber die menschlichen Polizisten hatten keine Mühe, das Gebäude zu betreten, und als sie Bruno sahen, eröffneten sie sofort das Feuer. Die Kugeln zerschmetterten ihm Schlüsselbein und Schulter.

Mit letzter Kraft schleppte sich der Gangbanger zu einer Leiter an der Wand und kletterte nach oben – bis er schließlich mit einer Hand über den Cops und den Vampiren baumelte, die zu ihm hochstarrten. Und dann legte er das Schwert an seine Kehle und – »Fickt euch ins Knie, ihr verdammten Schweine!« – vergoss das letzte menschliche Blut, das noch in ihm war.

New Jersey

Der Meister lag auf der Ladefläche eines abgedunkelten Vans in dem mit Lehm gefüllten Sarg, den Abraham Setrakian vor vielen Jahren mit seinen eigenen Händen geschnitzt hatte. Der Van war Teil eines Konvois aus vier Wagen, die aus New Jersey nach Manhattan zurückfuhren.

Mit den Augen seiner *strigoi* hatte der Meister beobachtet, wie die Raumstation in die Erdatmosphäre eingetreten war. Hatte die helle Flamme gesehen. Als hätte Gottes Fingernagel den Himmel aufgerissen. Und er hatte den Blutgeborenen – Quinlan – gesehen, dieses Geschöpf, mit dem ihn so vieles verband ...

Das blendende Licht hatte Ephraim Goodweather im allerletzten Moment vor dem Untergang bewahrt. Und eines wusste der Meister: Es gab keine Zufälle. Es gab nur Omen.

Doch was bedeutete dieses Omen?

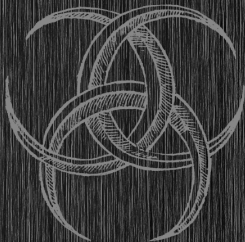
Was immer es bedeutete – es war eine Herausforderung, der der Meister mit Freude entgegensah. Denn ein Sieg war immer nur so groß wie der Gegner.

Das Erscheinen dieses wundersamen Kometen über New York bestärkte den Meister in der Vermutung, dass sich seine Herkunftsstätte tatsächlich irgendwo in dieser Gegend befand. Und das spornte ihn weiter an. Hatte nicht auch vor zweitausend Jahren ein Licht am Himmel die Geburt eines menschlichen Gottes verkündet?

Bald schon würde es Nacht sein. Ewige Nacht. Und die Vampire würden für immer herrschen ... Ihr König sandte seine Befehle aus. Bereitete sie auf den Kampf vor.

Jeden einzelnen.

JAKOB UND
DER ENGEL



St. Pauls Chapel, Columbia University

Unaufhörlich fiel der Ascheregen auf die Stadt, färbte die Gebäude grau, färbte die Welt grau. Quinlan stand auf der Kuppel der St. Pauls Chapel und sah zu, wie das Tageslicht schwand und ferne Blitze in den düsteren Wolken aufzuckten. Er hörte die Sirenen der Polizeiwagen, die nach Norden in Richtung des Lagers fuhren, und hoffte inständig, dass Vasiliy und die anderen rechtzeitig hatten fliehen können.

Nach einer Weile wandte er sich ab, ging die Treppe hinunter und kroch in die kleine Wartungsnische in der Basis der Kuppel. Genau der richtige Ort, um sich vor saurem Regen und UV-Licht zu schützen. Er holte sein Notizbuch und das *Occido Lumen* aus der Tasche.

Und genau der richtige Ort, um uralte Geheimnisse zu entschlüsseln.

LETZTES ZWISCHENSPIEL

Sadum und Amurah

Der Engel des Todes sang mit der Stimme Gottes, als die Städte in einem Regen aus Feuer und Schwefel vernichtet wurden. In diesem Moment wurde Gottes Angesicht offenbart – und Sein Licht verbrannte alles in einem Wimpernschlag.

All die Zerstörung, all die Opfer jedoch bedeuteten Ozryel nichts – nicht mehr. Er sehnte sich nach einer anderen Form der Zerstörung. Er sehnte sich danach, die ewige Ordnung zu stürzen – und selbst zum Herrscher zu werden.

Als Lots Familie aus der Stadt floh, wandte sich seine Frau um und erblickte das Angesicht Gottes, das heller als die Sonne strahlte und sie in eine Kristallsäule aus weißer Asche verwandelte. Und das Tal, in dem die Städte lagen, wurde zu einem Meer aus Glas, über das die drei Erzengel schritten. Ihre Mission war erfüllt, ihre Zeit auf dieser Welt abgelaufen.

Ozryel spürte das warme Glas, das kurz zuvor noch Erde und Stein gewesen war, unter seinen Füßen, spürte das Licht der Sonne auf seinem Gesicht – und spürte, wie sich das Böse in seinem Inneren regte. Mit einer plumpen List lockte er Michael von Gabriel weg, führte ihn auf eine Felsklippe und überredete ihn, seine Flügel auszubreiten, um die Sonnenstrahlen damit einzufangen. Und als Michael das tat, überkam es Ozryel: Er stürzte sich auf seinen Bruder, schlug die Zähne in seinen Hals und trank das silbern leuchtende Blut des Engels.

Es war ein Gefühl, wie er es noch nie empfunden hatte. Eine Ekstase. Eine Perversion.

Als Gabriel sah, was geschehen war, starrte er seinen Bruder voller Abscheu und Entsetzen an. Sie hatten den Befehl, zurückzukehren, doch Ozryel, dessen Körper nun vor dunkler Begierde bebte, widersetzte sich diesem Befehl – und er versuchte, auch Gabriel von Gott wegzuführen.

Lass uns Er sein auf dieser Welt. Lass uns lebendige Götter sein, lass die Menschen uns anbeten. Hast du hier nicht erfahren, was Macht bedeutet? Würdest du ihr nicht alles opfern?

Doch Gabriel hielt dem Drängen stand und rief Raphael, der in menschlicher Gestalt auf einem Pfeil aus Licht vom Himmel schoss. Das Licht traf Ozryel und lähmte ihn – kettete ihn an die Erde, die er so liebte, zwischen jenen zwei Flüssen, die Sadum mit Wasser versorgt hatten. Und Gott befahl den Erzengeln, ihren Bruder in sieben Stücke zu zerreißen und die Glieder in alle Himmelsrichtungen zu verstreuen.

Und so geschah es: Arme, Beine und Flügel Ozryels wurden an weit entfernten Orten in der Erde vergraben, so dass schließlich nur noch sein Kopf übrigblieb. Und dieses siebte Teil – jenes Teil, das Gott am allermeisten gedemütigt hatte – wurde im tiefsten Ozean versenkt. Niemand sollte Ozryels Überreste, begraben unter schwarzem Schlick und dunklem Sand, je entdecken. Niemand sollte sie je wieder berühren. Nicht vor dem letzten aller Tage.

In den darauf folgenden Jahrhunderten jedoch sickerten dünne Fäden von Blut aus den verborgenen Gliedmaßen und gebaren sieben Geschöpfe, wie es sie auf Erden noch nicht gegeben hatte. Die Alten. Silber – jenes Element, das dem Blut, das sie getrunken hatten, am ähnlichsten war – mussten sie meiden. Die Sonne – Gottes Antlitz auf Erden am nächsten – war tödlich für sie. Und fließendes Wasser – wie das der Flüsse, zwischen denen Ozryel einst gestanden hatte – konnten sie nicht ohne menschliche Hilfe überqueren.

Nie sollten sie erfahren, was Liebe ist; sie konnten sich nur vermehren, indem sie töteten. Und würde sich ihre Art eines Tages unbegrenzt ausbreiten – dann würde sie an Hunger zugrunde gehen.

Columbia University

Quinlan notierte die Hieroglyphen, die die genaue Lage von Ozryels Gliedmaßen beschrieben.

Die Herkunftsstätten der Alten.

Sie entsprachen exakt jenen Orten, die der Blutgeborene aufgesucht hatte, um die Asche der Alten zu sammeln. Über den meisten von ihnen hatte man ein Atomkraftwerk errichtet – das dann von der Stoneheart Group sabotiert und zur Explosion gebracht worden war. Der Meister hatte seinen Coup wohl vorbereitet.

Nur die Lage der siebten Herkunftsstätte, der wichtigsten von allen, war unklar: ein dunkler Fleck auf der Seite, ein undeutlicher Schatten irgendwo im nordöstlichen Atlantik. Daneben zwei lateinische Worte: *obscura* und *aeterna*.

Und ein weiteres merkwürdiges Muster.

Ein vom Himmel stürzender Stern.

Der Meister hatte sogar Hubschrauber geschickt. Sie hatten sie vom Auto aus gesehen, als sie nach Manhattan zurückgefahren waren. Sie hatten den Harlem River am Marble Hill überquert, den Wagen in der Nähe von Grant's Tomb abgestellt und waren dann wie ganz normale Passanten durch den Regen zur Columbia University gegangen.

Während sich die anderen in das Kellerversteck zurückzogen, ging Gus über die Low Plaza zur Buell Hall und fuhr dort mit dem Speiseaufzug auf das Dach, wo die Brieftaubenkäfige standen.

Der »New Jersey Express« saß gurrend auf der Vogelstange und pickte nach Körnern.

»Braver Junge, Harry«, sagte Gus, während er die Nachricht auseinanderfaltete, die ihm die Taube gebracht hatte. Er erkannte sofort Creems Handschrift.

HEY MEX

LAGE WIE IMMER MIES. HABEN GANZ SCHÖN HUNGER. KÖNNEN WIR NÄCHSTES MAL DIE TAUBE BRATEN? HABE NACHRICHT ERHALTEN. EINE ZÜNDVORRICHTUNG? ABGEFAHREN! GIB KOORDINATEN DURCH – DANN TREFFEN WIR UNS IN DER STADT.

Gus knüllte den Zettel zusammen, steckte ihn sich in den Mund und aß ihn auf. Dann schrieb er eine Antwort an seinen ehemaligen Rivalen, wobei er die Universität als Treffpunkt angab, aber ihr unterirdisches Quartier nicht erwähnte. Er mochte Creem immer noch nicht, und er traute ihm gerade so weit, wie er spucken konnte, aber der fette Kolumbianer organisierte nun mal den Schwarzmarkt in Jersey – und vielleicht konnte er ihnen ja wirklich helfen.

Obwohl Nora völlig erschöpft war, konnte sie nicht schlafen. Sie weinte so lange und so stark, dass ihr davon nach einer Weile die Muskeln weh taten. Dann, als sie endlich etwas zur Ruhe kam, strich sie sich mit der Hand über die nackte Kopfhaut und dachte an ihr Leben, das damals in jener Nacht in der Küche aus Tränen geboren wurde. Dieses Leben war nun vorbei. War in Tränen gestorben.

Sie fühlte sich nervös, innerlich leer und einsam ... aber auch wie ein neuer Mensch. Der Alptraum hier in der Stadt war nichts im Vergleich zum Alptraum in den Lagern.

Vasilij saß neben ihr auf dem Bett und hörte ihr geduldig zu. Joaquin hatte sich auf einen Stuhl neben der Tür gesetzt, während Eph am anderen Ende des Zimmers mit vor der Brust verschränkten Armen an der Wand lehnte.

Nora war inzwischen klar, dass Eph über sie und Vasilij Bescheid wusste. Zwar hatte es bisher niemand ausgesprochen, aber es hing zwischen ihnen im Raum wie eine dunkle Wolke. Und all das zusammen – das schreckliche Lager, der Tod ihrer Mutter, Ephs skeptischer Blick – führten dazu, dass die Worte nur so aus ihr heraussprudelten.

»Es ist wie eine Art Zuchtprogramm. Sie wollen Babys mit Blutgruppe B positiv. Und dafür belohnen sie die Mütter mit reichlich Nahrung und allem möglichen Komfort. Und diese Frauen ... *sie haben sich damit abgefunden, sich angepasst*. Keine Ahnung, warum mich gerade das so schockiert. Vielleicht bin ich auch zu hart zu ihnen. Vielleicht ist unser Überlebensinstinkt gar nicht so eine tolle Sache, wie wir immer gedacht haben. Vielleicht bedeutet Überleben ja auch, Kompromisse eingehen. Es ist schon schwierig genug, Widerstand zu leisten, wenn man allein ist – aber wenn ein Kind in deinem Bauch heranwächst ...« Nora sah Eph an. »Ich will damit sagen, dass ich es nun besser verstehe. Was es heißt, eine Mutter zu sein. Ein Vater zu sein.«

Eph nickte.

»Und trotzdem ... Warum bist du nicht rechtzeitig in die Gerichtsmedizin gekommen, so wie wir das vereinbart hatten? Dann wäre das alles nicht passiert.«

»Es tut mir leid. Ich hatte noch etwas zu erledigen.«

»In Kellys Haus ...«

»Hör zu, Nora, es ist nicht meine Schuld, dass sie dich dort entdeckt haben. Natürlich, ich hätte da sein sollen. Vielleicht wäre dann einiges anders gelaufen. Aber ich habe die *strigoi* nicht dorthin gelockt.«

»Aha. Und wer hat sie dann dorthin gelockt?«

»Du.«

»*Ich?*«

»Der Laptop. Du hast mit Vasilij Nachrichten ausgetauscht.«

Jetzt hatte er es also doch ausgesprochen ... Nora setzte sich im Bett auf und legte die Arme um die Knie. »Stimmt das wirklich? Der Computer?«

Vasiliy wandte sich Eph zu. »Du riskierst eine ziemlich dicke Lippe, mein Freund.«

»Ach, tatsächlich?«, erwiderte Eph. »Ich bin in dem Gebäude monatelang ohne jegliche Probleme ein- und ausgegangen. Sie kontrollieren das Internet. Und das weißt du auch.«

Nora griff nach Vasiliys Hand. »Du willst also damit sagen, dass ich mir das alles selbst zuzuschreiben habe? Dass das die gerechte Strafe dafür war?«

Eph sah ihr wütendes Gesicht. Sah Vasiliys überraschtes Gesicht. Sah die beiden ineinander gelegten Hände – mit denen Nora das Ende ihrer Beziehung verkündete. »Unsinn! Das wollte ich damit nicht sagen.«

»Das glaube ich aber schon.«

»Was ich sagen wollte ...«

»Weißt du, Eph, das alles passt nur zu gut zu dir.« Nora war jetzt so in Fahrt, dass sich ihre Stimme fast überschlug. »Du kommst immer erst dann, wenn alles vorbei ist. Und damit meine ich: Du verstehst es immer erst, wenn es zu spät ist. Dir ist klargeworden, wie sehr du Kelly liebst – *nachdem* ihr euch getrennt habt. Du hast begriffen, wie wichtig es ist, dass Kinder einen Vater haben – *nachdem* du ausgezogen bist. Und jetzt ... Jetzt wird dir vermutlich gerade bewusst, wie sehr du mich brauchst.« Ihre Augen füllten sich wieder mit Tränen. »Du kommst immer ein paar Minuten zu spät. Läufst ständig der Vergangenheit hinterher. Du denkst, wenn man nur hart genug arbeitet, kann man alles reparieren, was kaputt ist – du denkst nicht mal daran, die Dinge so zu behandeln, dass sie erst gar nicht kaputt gehen. Aber wenn wir eines gelernt haben, seit das alles hier begonnen hat, dann, dass so ziemlich alles kaputt gehen kann. Alles. Vor allem andere Menschen.«

Eph sah sie reglos an – so reglos, dass Nora ins Zweifeln geriet, ob ihn ihre Worte überhaupt erreicht hatten. Dann, nach einigen Minuten, in denen niemand etwas sagte, drückte er sich von der Wand ab und verließ den Raum.

Ohne ein bestimmtes Ziel streifte Eph durch die düsteren Tunnel des unterirdischen Labyrinths. Die Gedanken wirbelten wie wild in seinem Kopf herum. Warum hatte er ihr nicht geantwortet? Warum war er einfach so gegangen?

Er hätte ihr erwidern können, wie oft sie alle wegen ihrer Mutter beinahe gefasst oder verwandelt worden waren. Wie sehr Mrs. Martinez' Demenz die Widerstandsaktivitäten in den vergangenen Monaten behindert hatte. Und dass sie, Nora, selbst immer wieder gesagt hatte, sie könne sich nicht mehr um ihre Mutter kümmern ... Aber nein. All das war ja jetzt *seine* Schuld.

Hatte es ihn überrascht, wie nahe sich Nora und Vasiliy in all der Zeit tatsächlich gekommen waren? Vermutlich hatte Vasiliys heldenhafte Rettungsaktion die beiden endgültig zusammengebracht. Und warum auch nicht? Eph hatte Nora vor allem deshalb aus dem Lager befreit, weil er herausfinden wollte, ob es auf dieselbe Weise gelingen könnte, Zack zu befreien. Aber die Aktion hatte lediglich seine größte Angst freigelegt: dass er seinen Sohn wiederfinden könnte – nur um zu erfahren, dass er verwandelt war und er ihn für immer verloren hatte.

Ein Teil von ihm war überzeugt, dass es längst zu spät war. Jener Teil, den er mit aller Macht zu unterdrücken versuchte – und sei es, indem er Medikamente zu Hilfe nahm. Er tastete nach seiner Tasche und öffnete den Reißverschluss. Die letzte Vicodin. Er legte sich die Tablette auf die Zunge und wartete, bis er genug Speichel zusammenhatte, um sie hinunterzuschlucken.

Immer wieder lief das grünliche Video, das Gus gefilmt hatte, vor seinem geistigen Auge ab: der Meister auf der Brüstung des Belvedere Castle, die Vampirhorden unter sich, Kelly und Zack an seiner Seite. Es war das Bild seiner Niederlage, seines tiefsten Schmerzes ...

Ich wusste, du würdest zurückkommen.

Kellys Stimme durchfuhr ihn wie ein Adrenalinschub. Er blickte auf. Erkannte, wo es ihn instinktiv hingezogen hatte. Öffnete die schwere Holztür, die in das Verließ führte. Ging auf die Zelle zu, in der Gus' Mutter gefangen war.

Der Motorradhelm war leicht zur Seite geneigt, ganz so, als würde ihn die Kreatur begrüßen. Eph legte die Hand auf die Zellentür, die mit nicht

weniger als drei stählernen Fahrradschlössern gesichert war. Außerdem waren die Arme des Vampirs hinter dem Rücken gefesselt.

Er wartete auf Kellys Stimme, aber Gus' Mutter stand einfach nur reglos da; offenbar rechnete sie damit, gefüttert zu werden. Frustriert trat er einige Schritte zurück – als sein Blick auf einen kleinen silbernen Schlüssel fiel, der an einem Nagel an der Wand hing.

Er griff danach und ging wieder zur Zellentür. Die Kreatur bewegte sich nicht. Er steckte den Schlüssel in das zuoberst angebrachte Schloss. *Klick*. Dann in das mittlere Schloss. *Klick*. Und schließlich in das untere Schloss.

Klick.

Eph zog die Stahlseile aus den Gitterstäben und öffnete langsam die Tür. Der Vampir stand ganz still in der Mitte der Zelle.

Eph zog das Schwert aus der Scheide und ging langsam hinein.

You can never go down / can never go down ...

Jetzt sah er seine eigene Reflektion im schwarz glänzenden Visier des Motorradhelms.

Er wartete. Ein leises Summen ertönte in seinem Kopf. Die Kreatur scannte ihn.

Du hast einen weiteren Menschen verloren. Jetzt hast du niemanden mehr. Niemanden außer mir.

Eph hob drohend das Schwert. »Ich weiß, wer du bist.«

Und wer bin ich?

»Du sprichst mit Kellys Stimme. Aber es sind die Worte des Meisters.«

Du bist hierher gekommen. Du bist gekommen, um mir zuzuhören.

»Ich weiß nicht, warum ich hier bin.«

Du bist hier, weil du die Stimme deiner Frau hören wolltest. Sie hat dieselbe Wirkung wie die Pillen, die du nimmst. Du brauchst sie. Habe ich nicht recht?

Eph fragte nicht, woher der Meister das wusste. Es schien, als würde ihn der Herr der Vampire in- und auswendig kennen.

Du willst zurück nach Hause.

»Nach Hause? Meinst du damit, zu dir? Zu der körperlosen Stimme meiner Ex-Frau? Da täuschst du dich aber gewaltig.«

Die Zeit ist gekommen, um zuzuhören, Ephraim Goodweather. Die Zeit ist gekommen, deinen Geist zu öffnen.

Eph starrte die Kreatur reglos an.

Ich kann dir deinen Jungen zurückgeben. Und ich kann dir deine Frau zurückgeben. Du darfst sie erlösen. Und mit Zachary ein neues Leben beginnen.

Für einen Moment hielt Eph den Atem an, in der Hoffnung, er könnte damit sein rasendes Herz beruhigen. Der Meister wusste genau, wie sehr er sich nach seinem Sohn sehnte – aber es war wichtig, dass er sich das nicht anmerken ließ.

Er ist noch nicht verwandelt, und so wird es auch bleiben, wenn du das wünschst.

Und in diesem Moment drangen diejenigen Worte aus Ephs Mund, von denen er nie gedacht hatte, dass er sie je aussprechen würde: »Und was willst du dafür?«

Das Buch. Das Occido Lumen. Und deine Verbündeten. Vor allem den Blutgeborenen.

»Wen?«

Ihr nennt ihn Quinlan.

Eph runzelte die Stirn. »Das kann ich nicht tun.«

Doch, du kannst es tun.

»Ich werde das nicht tun.«

Doch, du wirst es tun.

Eph schloss die Augen, konzentrierte sich, öffnete sie wieder. »Und wenn ich mich weigere?«

Dann werde ich mit der Transformation deines Sohnes beginnen.

»Transformation?« Eph spürte, wie er zu zittern begann. »Was soll das bedeuten?«

Ich rate dir, dich zu unterwerfen, solange du etwas zu verhandeln hast. Unterwirf dich mir, und du erhältst deinen Sohn zurück. Bring mir das Buch. Ich will nur wissen, was darin steht. Danach kannst du es zurückhaben. Niemand wird je davon erfahren.

»Und du würdest mir wirklich Zack zurückgeben?«

Ich werde ihm seine Freiheit geben. Die Freiheit, ein niederes Geschöpf zu bleiben. So wie sein Vater.

Wieder versuchte Eph, seine Gedanken zu sammeln. Er wusste, dass der Meister nur einen Weg suchte, in sein Bewusstsein vorzudringen. »Deine Versprechungen sind nichts wert.«

Du hast recht, Goodweather – ich kenne keine Moral. Nichts kann mich dazu zwingen, meinen Teil der Abmachung einzuhalten. Und doch habe ich mein Wort öfter gehalten, als ich es gebrochen habe.

Wieder starrte Eph sein Spiegelbild an. Ein ganz einfacher Handel – seine Seele für die Seele seines Sohnes – einem solchen Handel hätte er sofort zugestimmt. Der Gedanke, Zack könnte diesem Monster zum Opfer fallen, war so abscheulich, dass er mit Freude sein eigenes Leben hingegeben hätte.

Aber was der Meister von ihm verlangte, war weit mehr als nur seine eigene Seele. Er verlangte auch die Seelen anderer Menschen. Ja, verlangte nach der ganzen Menschheit – denn nichts anderes würde Ephs Kapitulation zur Folge haben: die endgültige und ewige Herrschaft des Meisters über die Erde.

War das die Seele seines Sohnes wert? Konnte er überhaupt eine Entscheidung treffen, die er später nicht bedauern würde?

»Selbst wenn ...« Er schluckte. »Selbst wenn ich es in Erwägung ziehen würde, gibt es immer noch ein Problem. Ich weiß nicht, wo das Buch ist.«

Siehst du? Sie verstecken es vor dir. Sie vertrauen dir nicht.

Eph dachte kurz darüber nach. »Das stimmt. Sie vertrauen mir nicht. Nicht mehr.« Er schluckte erneut. Und dann sagte er leise: »Ich habe einige Notizen gesehen. Ich kann davon eine Kopie anfertigen und dir geben.«

Gut. Dann werde ich eine Kopie deines Jungen anfertigen und dir geben. Würdest du das wollen? Nein, das Original oder nichts. Geh zu dem Ukrainer und hol dir das Buch.

Eph versuchte, sich nichts anmerken zu lassen. Der Meister wusste also auch über Vasiliy Bescheid. Las er, während sie miteinander sprachen, seine Gedanken? Nein, er musste es von Setrakian erfahren haben. Er hatte den alten Professor also kurz vor der Nuklearexplosion verwandelt und sich all sein Wissen einverleibt ...

Ich bin mir sicher, dass du das Occido Lumen finden wirst, Goodweather.

»Ich habe noch nicht zugestimmt.«

Nein? Dann lass mich dir noch etwas sagen: Du wirst die Unterstützung eines Menschen haben. Eines Menschen aus eurem Kreis. Eines Verräters.

»Du lügst.«

Was würde mir diese Lüge schon nützen?

»Du willst Verwirrung stiften.«

Ich sehe schon jetzt nur Verwirrung.

Eph beugte den Kopf, dachte nach. Ja, es gab tatsächlich keinen Grund für den Meister, ihn anzulügen. Aber ... ein Verräter? Er blickte wieder auf sein Spiegelbild. »Wer ist es?«

Diese Person wird sich dir rechtzeitig offenbaren.

Wenn noch ein anderer einen Handel mit dem Meister eingegangen war – hatte Eph dann die letzte Chance verloren, Zack wiederzubekommen? Er spürte, wie er schwankte. Der Druck in seinem Kopf war beinahe unerträglich. »Ich ... ich will zuvor einige Zeit mit meinem Sohn verbringen. Ihm erklären, warum ich das tue.«

Nein.

»Nein? Du verstehst offenbar nicht, was ich damit sagen will. Wenn ich meinen Sohn nicht vorher sehen kann, wenn ich nicht weiß, dass es ihm gut geht, dann gibt es keine Vereinbarung.«

Und du verstehst nicht, dass ich weder Geduld noch Verständnis für diese erbärmlichen menschlichen Gefühle habe.

»Geduld? Verständnis?« Eph deutete mit der Spitze des Silberschwerts auf sein Spiegelbild. »Hast du vergessen, dass ich etwas habe, wonach du offenbar verzweifelt suchst?«

Hast du vergessen, dass ich deinen Sohn habe?

Eph machte einen Schritt nach vorne. »Die Sache ist ganz einfach. Alles, was ich möchte, sind zehn Minuten mit meinem Jungen.«

Es ist sogar noch einfacher. Das Buch für deinen Jungen.

Eph schüttelte den Kopf. »Zehn Minuten.«

Überschätze dich nicht, Menschlein. Ich werde deine Gefühle niemals zu einem Teil der Vereinbarung machen. Nein, du wirst dich mir beugen und du wirst mir für dieses Privileg danken. Und ich werde deine Kapitulation als den entscheidenden Wesenszug der menschlichen Art in Erinnerung behalten.

Eph verzog das Gesicht zu einem grotesken Grinsen – so perplex war er von der eisigen Kälte, die ihm dieses Wesen entgegenschleuderte. Es erinnerte ihn wieder daran, wogegen er all die Zeit gekämpft hatte. Wogegen sie alle gekämpft hatten.

Und dann wurde ihm noch etwas anderes klar: Diese völlige Abwesenheit jeglichen Mitleids, diese völlige Unfähigkeit, menschliche Gefühle zu verstehen, hatten dazu geführt, dass ihn der Meister in all der Zeit immer wieder unterschätzt hatte. Ein verzweifelter Mensch war ein gefährlicher Mensch – doch diese Wahrheit würde der Herr der Vampire nie begreifen.

Er drückte den Rücken durch. »Du willst also eine Antwort?«

Ich habe deine Antwort, Goodweather. Was ich will, ist deine Kapitulation.

»Hier ist meine Antwort!«

Blitzschnell holte Eph mit dem Silberschwert aus. Und schlug zu. Schlug den behelmten Kopf – und damit auch sein verräterisches Spiegelbild – vom Hals des Vampirs, der einmal Gus Elizaldes Mutter gewesen war.

Weißes Blut spritzte aus dem Rumpf, während der Kopf über den Boden rollte und an der Wand zum Liegen kam.

Eph senkte das Schwert. Er wusste, er hatte mit dem Hieb nicht nur den Meister treffen wollen – er hatte sich selbst treffen wollen: seine Angst, seine Schwäche. Er hatte den Mund vernichten wollen, aus dem die süßen Worte der Versuchung gekommen waren.

Aber die Versuchung blieb ...

Plötzlich ertönten Schritte. Eph fuhr herum und trat schnell aus der Zelle heraus. Aus seiner Perspektive war das, was er getan hatte, ganz und gar gerechtfertigt – aber nun hatte er die Konsequenzen zu tragen.

Vasiliy kam als erster herein. Nach ihm Nora. »Eph! Was hast du ...«

Und dann war auch Gus da.

Es schien, als ob der Mexikaner Eph erst überhaupt nicht wahrnahm. Er starrte auf das Innere des Käfigs. Starrte auf den kopflosen Körper am Boden, dessen Hände immer noch auf dem Rücken gefesselt waren. Starrte auf den Helm an der Wand ... »Nein!«, schrie er, zog ein Messer aus dem Gürtel und schoss blitzartig auf Eph zu.

Im letzten Moment riss Eph das Schwert nach oben, um den Angriff abzuwehren – als wie aus dem Nichts ein dunkler wabernder Fleck zwischen

ihm und Gus erschien und eine bleiche Hand Gus am Kragen packte. Eine andere Hand legte sich auf Ephs Brust.

Eine schwarze Kapuze. Ein vor Hitze glühender Vampirkörper. Quinlan.

Brüllend versuchte sich Gus aus dem Griff des Blutgeborenen zu befreien, aber seine Stiefel schwebten einige Millimeter über dem Boden.

»Lass mich los, Quinlan! Ich bring das Schwein um!«

Immer mit der Ruhe, erklang Quinlans tiefer Bariton in Ephs Kopf.

»Lass ... mich ... los!«, schrie Gus.

Deine Mutter existiert nicht mehr. Sie hat schon vor langer Zeit aufgehört zu existieren – du wolltest es nur nicht wahrhaben.

»Aber es war meine Entscheidung, sie bei mir zu behalten. Es ging niemanden etwas an!«

Auf welche Weise ihr euren Streit beilegt, ist eure Sache. Aber nicht jetzt. Erst, wenn der letzte Kampf geschlagen ist.

Quinlans tiefrote Augen starrten den Mexikaner an – ein Rot, wie es Gus noch nie gesehen hatte, ein Rot wie ein Meer von Blut. Und doch war kein Zorn in ihnen. Noch nicht ...

»Okay, Mann!« Gus beruhigte sich, und Quinlan ließ ihn los. »Aber wir sind noch nicht fertig miteinander, das schwör ich dir!«, rief der Mexikaner dann Eph zu.

Unsere Zeit wird knapp. Wir können den Meister besiegen – aber wir müssen es schnell tun. Und wir müssen es gemeinsam tun.

Gus deutete auf Eph. »Dieser Junkie da ist doch zu nichts nütze. Er ist schuld, dass sie die Lady hier erwischt haben und Bruno tot ist. Er ist eine verdamnte Gefahr für uns alle, nein, schlimmer: ein Fluch. Ganz mieses Karma, *hombre*. Der Meister hat seinen Sohn adoptiert und hält ihn sich wie ein beschissenes Haustier.«

Jetzt stürmte Eph wütend auf den Mexikaner zu – aber Quinlans stählerner Griff hielt sie ein weiteres Mal voneinander getrennt.

»Also, erzähl uns, was da gerade gelaufen ist«, rief Gus. »Was hat dir der Motherfucker ins Ohr geflüstert?«

Eph starrte den Gangbanger an. Die Gedanken wirbelten wild in seinem Kopf herum.

»Sag schon! Wir haben ein Recht, es zu erfahren.«

»Es war ... Kelly. Ihre Stimme. Sie verfolgt mich.«

Gus spuckte aus. »Was für ein Schwächling!« Er blickte Quinlan an. »Siehst du, wie nutzlos er ist? Lass mich ihn töten. Ballast abwerfen, Mann.«

Wie ich sagte: Regelt das, wie ihr wollt. Aber später.

Niemand sprach es aus – doch jedem war klar, dass Quinlan aus einem bestimmten Grund seine schützende Hand über Eph hielt. Einem Grund, den nur er kannte.

Ich brauche euch, um ein letztes Puzzlestück zu finden. Euch alle.

»Okay.« Gus steckte das Messer weg und machte einige Schritte zurück, aber ließ Eph dabei nicht aus den Augen. »Dann also später.«

The Cloisters

Mühsam kämpfte sich der Hubschrauber durch den peitschenden Regen. Obwohl es stockdunkel war, trug der Stoneheart-Pilot eine Sonnenbrille – so dass Everett Barnes schon dachte, der Mann würde blind fliegen, und inständig hoffte, dass die Maschine in sicherer Höhe über Manhattan blieb.

Barnes saß in der Passagierkabine, den Gurt fest über die Schultern gezogen, und fühlte sich wie in einem kleinen Boot inmitten eines Hurrikans. Der Regen schlug beinahe waagerecht gegen die Fenster und brachte den Hubschrauber – ein Sikorsky, direkt aus der Fabrik in Bridgeport, Connecticut – immer wieder ins Schwanken. Barnes' Magen machte das nicht allzu lange mit: Der ehemalige CDC-Direktor übergab sich in seinen Helm, den er gerade noch rechtzeitig vom Kopf ziehen konnte.

Nach einer Weile, die Barnes wie eine Ewigkeit vorkam, drückte der Pilot den Steuerhebel nach vorne, und die Maschine ging in den Sinkflug über. Barnes hatte keine Ahnung, wo sie landen würden. Er sah dunkle Gebäude mit zerbrochenen Fenstern, dann kahle Baumwipfel. War das der Central Park? Eine Bö erfasste den Hubschrauber, und während sich der Pilot bemühte, die Kontrolle über die Maschine zurückzuerlangen, erhaschte Barnes einen kurzen Blick auf den aufgewühlten Hudson River. Sie waren nicht weit vom Fluss entfernt – also konnte es nicht der Central Park sein.

Schließlich setzten sie mit einem Ruck am Boden auf. So schnell er konnte, löste Barnes den Gurt, öffnete die Tür und stieg aus. Heftiger Wind und Regen schlugen ihm entgegen. Er kniff die Augen zusammen und versuchte, in der Dunkelheit etwas zu erkennen. Dort auf dem Hügel – ein weiteres New Yorker Schloss.

Geduckt – die Rotorblätter drehten sich noch – lief er über die Wiese auf eine Steintreppe zu. Er war völlig außer Atem, als er endlich die Eingangstür erreichte – vor der zwei Vampire Wache hielten. Obwohl ihre Haut geradezu dampfte, schien ihnen der Regen nichts auszumachen; sie würdigten Barnes keines Blickes und machten auch keine Anstalten, ihm die Tür zu öffnen.

THE CLOISTERS stand auf einem Schild neben der Tür, und Barnes erinnerte sich daran, dass er früher schon einmal in dieser Zweigstelle des Metropolitan Museum of Art gewesen war: The Cloisters war eine aus Fragmenten fünf französischer Abteien und einer romanischen Kirche konstruierte Anlage – ein Stück Mittelalter, das man ins New York des zwanzigsten Jahrhunderts verfrachtet hatte.

Barnes zog die Tür auf und trat ein. Lauschte. Außer dem Regen war nichts zu hören. »Hallo?«, rief er. Keine Antwort.

Immer noch schwer atmend ging er die Eingangshalle hinunter, wobei er durch die Fenster einen Blick auf die Klostergärten warf: Ursprünglich dazu gedacht, die Gartenbaukunst des Mittelalters auszustellen, waren sie durch den vom Meister herbeigeführten Klimawandel und dem ständigen Ascheregen zu einem düsteren Sumpf verkommen. Barnes' nasse Schuhe quietschten, während er an Wandteppichen, Glasmalereien und Fresken vorbeiging und dann die zwölf Stationen des Kreuzwegs ablief, die in den uralten Stein gemeißelt waren. Vor der Kreuzigungsszene hielt er kurz inne: Jesus hing am großen Kreuz in der Mitte, flankiert von zwei Dieben mit gebrochenen Armen und Beinen an kleineren Kreuzen. Die Inschrift lautete: PER SIGNUM SANCTECRUCIS DEINIMICIS NOSTRIS LIBERA NOS DEUS NOSTER. »Durch das Zeichen des Heiligen Kreuzes erlöse uns von unseren Feinden, unser Gott!«, übersetzte er mit seinem ziemlich eingerosteten Schullatein.

Everett Barnes hatte der Kirche, hatte jeder Art von Glauben schon vor vielen Jahren den Rücken gekehrt, aber irgendetwas an diesen mittelalterlichen Wandtafeln berührte ihn – es waren die Überreste einer fernen Zeit, als es zwischen Religion und Leben noch keinen Unterschied gegeben hatte.

Dann kam er zu einer zerbrochenen Vitrine, in der zwei alte illustrierte Bücher lagen. Die Pergamentseiten waren angerissen, das Gold auf dem Einband abgeplatzt, die Abbildungen von schmutzigen Fingern verwischt. Er bemerkte einen großen ovalen Abdruck, der nur vom krallenartigen Mittelfinger eines *strigoi* stammen konnte. Ja, warum sollten sich die Vampire um Menschenwerk scheren, und sei es noch so wertvoll?

Schließlich ging er unter einem Torbogen hindurch und betrat die große romanische Apsis mit ihren massiven Steinmauern und dem tonnenschweren Dachgewölbe. Über dem Altar am Ende des Mittelgangs hing ein

prächtiges Bild: die Jungfrau mit dem Kind; neben ihnen geflügelte Figuren, über deren Köpfen MICHAEL und GABRIEL stand; und unter ihnen, viel kleiner, die Menschenkönige.

Einige Minuten stand Barnes vor dem Bild – als er spürte, wie sich etwas in dem höhlenartigen Raum veränderte. Ein Knistern lag in der Luft. Dann ein warmer Hauch, der über seinen Nacken strich wie der Seufzer eines riesigen Ofens. Er wandte sich langsam um.

Als Barnes den Mann mit Kapuze sah, dachte er erst, ein Mönch wäre mit einer Zeitmaschine aus dem zwölften Jahrhundert hierher gereist, um die Kapelle wieder in Besitz zu nehmen. Aber dieser Mann war kein Mönch – er hielt einen Gehstock in der Hand, an dessen Ende ein silberner Wolfskopf prangte.

Hinter dem Meister kauerte ein weiblicher *strigoi*. Barnes kniff die Augen zusammen, musterte die rotäugige Vampirfratze – und dann erkannte er sie. »Kelly Goodweather«, rief er laut aus, so erstaunt war er, Ephraims Ex-Frau hier zu sehen, sie *in dieser Form* zu sehen. »Was ...«

Erstatte mir Bericht!

Die Stimme des Meisters traf Barnes wie ein Schlag gegen den Kopf. Sofort wandte er sich dem Herrn der Vampire zu, dessen neues Gesicht hinter der Kapuze kaum zu erkennen war, nickte beflissen und erzählte, was im Lager geschehen war. »Sie haben sich die wenigen Stunden des Tageslichts zunutze gemacht. Und sie hatten Hilfe von jemanden, der kein Mensch war.«

Der Blutgeborene.

Barnes zog überrascht die Augenbrauen hoch. Er hatte Gerüchte gehört und war angewiesen worden, in Camp Liberty die Bereiche für Schwangere strikt abzutrennen, aber bis zu diesem Moment hatte er nicht einmal sicher gewusst, dass diese sagemumwobenen Geschöpfe überhaupt existierten. Und sofort erkannte er darin einen Vorteil für sich – so konnte er seine Schuld an dem Vorfall etwas abmildern und musste nicht allein für die mangelhaften Sicherheitsvorkehrungen geradestehen. »Nur so gelang es ihnen überhaupt, ins Lager zu kommen«, fuhr er fort. »Und einen Überraschungsangriff zu starten. Wie ich bereits gemeldet habe, wurde der Ernährungsabschnitt stark beschädigt. Wir arbeiten mit ganzer Kraft daran, die Produktion so schnell wie möglich wiederaufzunehmen. Ich denke, in etwa zehn Tagen

erreichen wir wieder zwanzig Prozent Kapazitätsauslastung. Wie Sie ebenfalls wissen, haben wir einen von ihnen erwischt. Leider hat er sich kurz vor der endgültigen Verwandlung selbst vernichtet. Oh, und ich glaube, ich kenne jetzt den wahren Grund für die Aktion.«

Dr. Nora Martinez.

Barnes schluckte. Gab es überhaupt etwas, was der Meister nicht wusste?

»Ja ... Ich habe erst kürzlich erfahren, dass man sie ins Lager gebracht hat.«

Kürzlich?

»Kurz vor dem Angriff, Sir. Ich habe versucht, von ihr in Erfahrung zu bringen, wo sich Ephraim Goodweather und seine Gefährten verstecken, und dachte, eine etwas informellere, weniger konfrontative Vorgehensweise wäre in diesem Fall zielführender. Leider kam der Alarm dazwischen, und ich musste das Lager verlassen.« Immer wieder fiel Barnes' Blick auf Kelly, die hinter dem Meister wie ein Panther hin und her schlich. Wie seltsam es war, über den Mann zu sprechen, mit dem sie einmal verheiratet gewesen war – ohne dass sie in irgendeiner Weise darauf reagierte.

Du hattest ein Mitglied des Widerstands in deiner Gewalt – und hast mich nicht darüber informiert?

»Wie gesagt, war leider keine Zeit mehr ... Wir waren alle ziemlich überrascht ... Und ich wollte langsam vorgehen. Dr. Martinez hat früher für mich gearbeitet, wissen Sie, und ich wollte dieses persönliche Verhältnis nutzen, um ihr Informationen zu entlocken, bevor ich sie Ihnen überlassen wollte.« Barnes setzte ein Lächeln auf, das Selbstvertrauen vortäuschen sollte, aber er spürte, wie der Meister seinen Geist durchwühlte wie eine alte Truhe.

Plötzlich hob sich das Gesicht hinter der Kapuze etwas; offenbar betrachtete der Meister eines der Fresken.

Du bist ein untalentierter Lügner. Warum sagst du mir also nicht die Wahrheit – und wir werden sehen, ob du darin besser bist ...

Ein Zittern durchlief Barnes, und ohne noch groß darüber nachzudenken, erzählte er dem Meister alles über seine plumpen Annäherungsversuche an Nora Martinez und seine frühere Verbindung zu ihr und Ephraim Goodweather.

Der Meister schwieg für einen Augenblick, dann drehte er sich zu Barnes um.

Du hast ihre Mutter getötet. Deshalb werden sie Rache an dir üben wollen. Und das ist gut: Auf diese Weise werden sie zu mir gelockt. Und ich werde sie alle vernichten.

»Ja, das ist wirklich ... gut. Kann ich jetzt in das Lager zurück? Wie gesagt, gibt es viel zu reparieren ...«

Ich verschone dich für den Augenblick. Aber lüg mich nie wieder an. Und versteck dich nicht vor mir. Erfülle einzig und allein deine Aufgabe.

»Ja, Sir ... Das werde ich, Sir.«

Central Park

Zachary Goodweather wartete, bis es im Belvedere Castle ganz still wurde. Dann stahl er sich aus seinem Zimmer, trat auf der Steinterrasse in das trübe Mittagslicht und ging zur Brüstung. Blickte auf den Central Park, der wie leergefegt vor ihm lag; auch die Vampirwachen hatten sich in ihre eigens ins Fundament des Schlosses geschlagenen Höhlen zurückgezogen. Er dachte einen Moment lang nach, dann ging er wieder hinein, holte seinen schwarzen Parka und lief die Treppe hinunter nach draußen.

Es war eine vorsätzliche Verletzung der Ausgangssperre, die während des Sonnenlichts für Menschen galt – aber dem Meister war es eine Freude, zu sehen, wie Zachary Regeln brach, Grenzen austestete. Aus Sicherheitsgründen ruhte der Meister in diesen wenigen Stunden des Tages nicht im Schloss, sondern in der tief in der Erde verborgenen Krypta von The Cloisters – und beobachtete die Welt durch die Augen des Jungen, mit dem er durch die Bluttherapie, die er zur Behandlung seines Asthmas einsetzte, telepathisch verbunden war.

Jetzt holte Zack seinen Segway und fuhr den holprigen Weg hinunter in Richtung Zoo. Dort angekommen hielt er vor dem verschlossenen Kasten, in dem das Gewehr lag, und zog den Schlüssel hervor, den er schon vor Monaten gestohlen hatte. Er berührte das Metall des Schlüssels sieben Mal mit seinen Lippen – tatsächlich legte der Junge in letzter Zeit immer öfter derart merkwürdiges zwanghaftes Verhalten an den Tag –, öffnete das Schloss und holte die Waffe heraus. Nachdem er die Kammer sorgfältig überprüft hatte, schulterte er das Gewehr und ging los.

Am Zoo selbst hatte Zack jegliches Interesse verloren – aber er hatte ein kleines Loch in die Wand hinter dem Südamerika-Gehege geschlagen, durch das er nun schlüpfte und in westlicher Richtung durch den Park marschierte. Er versuchte, die Hauptwege zu meiden, und verwendete die Bäume so gut es ging als Schutz, während er am Eisstadion und an den Baseballfeldern vorbeiging – seine Schritte immer in Siebenundsiebzigernabschnitten einteilend – und schließlich den Südausgang erreichte.

Dort trat er aus den Bäumen und lief zum Merchant's Gate, aber viel weiter wagte er sich nicht: Er blieb hinter dem USS Maine Monument stehen und blickte auf den Columbus Circle. Jenseits davon lagen die Hochhäuser wie die Schornsteine einer geschlossenen Fabrik. Und direkt vor ihm die Kolumbus-Statue auf dem großen Springbrunnen, dessen Ventile durch den unaufhörlichen Ascheregen längst verstopft waren. Zack betrachtete die Steinfigur, zwinkerte sieben Mal mit den Augen und leckte sich sieben Mal über die Lippen – erst dann war er zufrieden.

Kurz darauf sah er, wie sich etwas auf dem Platz bewegte. Menschen mit langen Mänteln und Rucksäcken, die so wie er die Ausgangssperre misachteten. Er duckte sich, schlich ans gegenüberliegende Ende des Monuments und spähte um die Ecke.

Die Gruppe – es waren vier Personen – hatte ihn nicht bemerkt. Zack legte mit dem Gewehr auf sie an und beobachtete sie durch das Zielfernrohr, schätzte Entfernung und Flugbahn ab. Sie gingen eng nebeneinander, was die Chance eines Treffers deutlich erhöhte.

Wieder sieben Mal zwinkern, wieder sieben Mal mit der Zunge über die Lippen fahren ... Und dann drückte er ab – *Bang!* –, aber er hielt das Gewehr mit Absicht einige Millimeter zu hoch, so dass die Kugel über die Köpfe der Menschen zischte. Sofort hielten sie inne, starrten in seine Richtung. Hatten sie seine Position ausmachen können?

Er schoss erneut. *Bang! Bang! Bang!* Einer von ihnen strauchelte. Ja, er hatte ihn erwischt! Er lud nach, legte wieder an ... aber da waren die vier bereits verschwunden, waren die Straße hinunter und damit aus Zacks Reichweite gelaufen. Er zielte noch kurz auf die Ampel, an der sie vorbei gerannt waren, gab aber keinen weiteren Schuss ab, sondern wandte sich um und lief so schnell er konnte in den Park zurück.

Einen habe ich erwischt!, dachte er. *Seid auf der Hut – wenn es Tag wird, gehört die Stadt Zachary Goodweather!*

Manhattan

Etwa eine Stunde zuvor waren Eph, Vasiliy, Nora und Gus aufgebrochen, um sich mit Quinlan in der Innenstadt zu treffen. Sie wollten so wenig Zeit wie möglich auf irgendwelchen Bahnsteigen herumstehen, also warteten sie auf der 116th Street neben dem Gitter am Boden, durch das man die Ankunft der Züge hören konnte.

Eph stand einige Meter entfernt an einer Hauswand, die Augen geschlossen, im Stehen von silbernem Licht träumend. Vasiliy und Nora hatten die Köpfe zusammengesteckt, während Gus mürrisch auf und ab tigerte. Der Mexikaner war wütend, weil sich Joaquin geweigert hatte, mitzukommen – er wollte lieber losziehen und »Bruno rächen«, was nichts anderes hieß, als Vampire abzuschlachten.

Das unterirdische Quietschen des Zuges riss Eph aus seinem Tagtraum, und sie gingen die Treppe zur Station hinunter, als wären sie ganz normale Pendler, die sich beeilten, vor dem Mittagslicht schnell nach Hause zu kommen. Sie stiegen in einen Zug der Linie 1 und schüttelten sich den Regen von den Mänteln. Als sich die Türen geschlossen hatten, inspizierte Eph unauffällig den Waggon. Keine *strigoi*. Beruhigt schloss er wieder die Augen und träumte weiter, während sie durch Manhattan fuhren.

Auf Höhe der 59th Street stiegen sie am Columbus Circle aus, liefen die Treppe hinauf und warteten in der Lobby eines ausgebrannten Apartmentgebäudes, bis sich endlich – wie das dumpfe Licht einer Taschenlampe hinter einem dunkelgrauen Leintuch – die Sonne am Himmel zeigte. Dann traten sie hinaus auf die leergefegten Straßen. Gingen an Cafés und Läden vorbei, deren Schaufenster während der Unruhen vor zwei Jahren eingeworfen worden waren. Erreichten den Columbus Circle, auf dem schon lange keine Autos mehr fuhren. Während der Ausgangssperre wirkte die Stadt wie früher an einem Sonntagmorgen – als würden die New Yorker einfach mal wieder ausschlafen. Obwohl Eph wusste, dass das pure Fantasie war, versuchte er, diesen Gedanken festzuhalten ...

... als plötzlich etwas über ihre Köpfe zischte.

»Was zur Hölle ...«

Der Knall ertönte erst einen Moment später – der Schütze musste also ein ganzes Stück von ihnen entfernt sein, irgendwo in Richtung Central Park.

»In Deckung!«

Sie rannten die Straße hinunter, allerdings ohne in Panik auszubrechen. Schüsse bei Tageslicht bedeuteten: Menschen. Und in den Monaten nach dem Umsturz hatte es weitaus mehr menschlichen Wahnsinn auf den Straßen New Yorks gegeben als Gewehrschüsse auf Passanten: Massensuizide, Massenmorde. Jetzt allerdings sah man während des Mittagslichts praktisch niemand mehr auf den Straßen; die Verrückten waren beseitigt, und der Rest befolgte die Regeln der neuen Herren.

Drei weitere Schüsse. Zwei trafen einen Briefkasten, an dem sie gerade vorbeiliefen, der dritte Vasiliys Schulter. Die Kugel durchschlug glatt seinen Körper, der Kammerjäger fiel zu Boden, Blut lief über seine Brust. Aber offenbar waren weder Herz noch Lunge getroffen worden. »Verdammt! Los, weiter, wir müssen weg hier!«, presste er hervor. Nora und Eph halfen ihm auf, er legte die Arme um die beiden, und so liefen sie weiter, bis sie schließlich in die 56th Street einbogen.

Keine Schüsse mehr. Niemand, der ihnen folgte.

Keuchend erreichten sie die Station der Linie F, gingen die Treppen hinunter und betraten den leeren Bahnsteig.

Nein, er war nicht ganz leer: Am hinteren Ende wartete Quinlan auf sie.

Als sie bei ihm waren, sah sich der Blutgeborene die verletzte Schulter des Kammerjägers an. *Es ist nicht mehr weit. Hältst du durch?*

Vasiliy nickte. »Hab schon Schlimmeres erlebt.« Tatsächlich hatte er sich in den letzten zwei Jahren dreimal eine Kugel eingefangen: zweimal, als er in Europa unterwegs gewesen war, und einmal auf der Upper East Side nach der Ausgangssperre.

Sie stiegen auf die Gleise hinunter, legten die Nachtsichtgeräte an und betraten den Tunnel. Obwohl während des Mittagslichts in der Regel keine Züge fuhren, blieben sie wachsam – die Vampire konnten sich hier unten zu jeder Zeit des Tages frei bewegen.

Doch offenbar waren sie allein. Ephs Blick fiel auf die unzähligen Graffiti an der rechten Tunnelwand. Botschaften einer vergangenen Ära, die mehr

und mehr verblassten ... Es dauerte nicht lange, bis Quinlan stehenblieb, ein kleines Sichtfenster in einer massiven Eisentür aufschob, die Hand hindurchsteckte und einen Hebel betätigte, der die Tür öffnete.

Dahinter lag ein Betonkorridor, der sie zu einer zweiten Tür führte. Doch anstatt diese ebenfalls zu öffnen, bückte sich Quinlan und zog eine perfekt getarnte Falltür im Boden auf, hinter der eine schmale Steintreppe zum Vorschein kam.

Gus ging als erster, dann halfen Eph und Nora Vasilij hinunter, und schließlich schloss Quinlan die Luke wieder hinter sich. Die Treppe führte zu einem engen Gang, dessen Wände wie mit dem Meißel aus dem Fels geschlagen schienen – das hier war völlig anders als das U-Bahn-System, das ihnen im vergangenen Jahr als Unterschlupf gedient hatte. *Keine Sorge, ihr seid hier sicher. Doch ich rate euch, nie ohne mich hierher zu kommen. Seit Jahrhunderten sorgen Sicherheitsvorkehrungen dafür, dass kein Unbefugter – ob Mensch oder Vampir – diesen Ort betritt. Ich habe sie jetzt außer Kraft gesetzt, aber seid gewarnt!*

Eph hielt nach den erwähnten Fallen Ausschau, konnte jedoch nichts Besonderes erkennen. Aber die Luke am Boden hatte er ja auch nicht gesehen ...

Sie gingen den Gang hinunter – der schon nach wenigen Metern an einer Mauer endete.

»Und jetzt?«, fragte Gus.

Quinlan berührte die Mauer mit seiner bleichen Hand, und sie glitt rumpelnd zur Seite.

»Nicht schlecht, *hombre!*«

Der riesige, runde Raum, den sie betraten, wirkte auf den ersten Blick wie eine Reparaturwerkstätte für U-Bahn-Züge, aber nach und nach wurde ihnen klar, dass sie sich in einer Art Versammlungssaal befanden. Wenn Sokrates ein Vampir gewesen wäre, ging es Eph durch den Kopf, hätte er sich hier ziemlich wohl gefühlt ... Obwohl das Nachtsichtgerät alles in ein fahles Grün tauchte, konnte man das strahlende Alabasterweiß der Wände erahnen, die sich weit nach oben erstreckten. Sie waren makellos glatt und seltsamerweise völlig leer – als wären hier einst wertvolle Kunstwerke ausgestellt gewesen, aber vor langer Zeit entfernt worden. So sehr er sich auch

anstrengte, Eph konnte das gegenüberliegende Ende des Raums nicht erkennen, so gewaltig waren die Ausmaße dieser unterirdischen Kammer.

Nora holte den Notfallkasten aus ihrem Rucksack und kümmerte sich um Vasilij. Er blutete kaum noch, also hatte die Kugel keine größere Ader getroffen. Nora säuberte die Wunde mit Betadine, gab eine desinfizierende Salbe darauf und verband sie schließlich. Der Kammerjäger biss während der Prozedur die Zähne zusammen, ließ sich jedoch weiter nichts anmerken. »Was ist das hier?«, fragte er Quinlan.

Die Alten haben diesen Ort errichtet, nachdem sie in der Neuen Welt angekommen waren. Es gab viele solcher sicheren und heiligen Orte, an denen sie sich beraten und ihre Entscheidungen treffen konnten, was mit euch Menschen zu geschehen hatte – aber dies hier war der Bedeutendste.

Eph wandte sich dem Blutgeborenen zu. »Dann war also alles nur die Illusion von Freiheit. Die ganze Geschichte der Menschheit. Die Alten haben uns benutzt, um den Planeten in ihrem Sinne umzugestalten. Fossile Brennstoffe, Nuklearenergie, der Treibhauseffekt ... Von langer Hand geplant, damit sie eines Tages an die Oberfläche zurückkehren konnten.«

Aber nicht auf diese Weise. Es gibt gute Hirten, die sich um ihre Herde sorgen, und es gibt schlechte Hirten. Es ist nicht unmöglich, den Tieren ihre Würde zu bewahren.

»Selbst wenn alles eine einzige Lüge ist?«

Jeder Glaube ist eine Lüge, wenn man genau darüber nachdenkt.

»Himmel!«, flüsterte Eph, aber das Echo hier war so stark, das ihn alle hören konnten. »Es gibt keine sanfte Diktatur. Ein Diktator ist ein Diktator.«

Habt ihr wirklich ernsthaft geglaubt, ihr wärt frei gewesen?

»Ich schon ... Aber selbst wenn alles nur Illusion ist, bevorzuge ich eine Ökonomie, die auf Metallmünzen basiert. Und nicht auf Blut.«

Auch hier muss ich dich enttäuschen. Jede Währung basiert auf Blut.

»Dann lebe ich lieber in einer hellen Traumwelt als in einer dunklen Realität.«

Ihr redet, als ob ihr irgendetwas verloren hättet. Aber die Alten sind schon immer Teil dieser Welt. Es ist ihre Welt.

»War ihre Welt«, knurrte Vasilij. »Wie es aussieht, haben sie es ebenso vermässelt wie wir.«

Quinlan sah den Kammerjäger mit sanfter Miene an. *Der Feind kam aus ihren eigenen Reihen. Sie haben die Gefahr durchaus erkannt, aber sie glaubten, sie unter Kontrolle halten zu können. Dann wandte er sich Eph zu. Was den Meister angeht, so kann man die menschliche Geschichte als eine Reihe von Testläufen betrachten. Experimente, die den eigentlichen Schlag vorbereiten sollten. Der Meister studierte Aufstieg und Fall des römischen Imperiums, lernte aus der französischen Revolution, den Napoleonischen Kriegen und dem europäischen Faschismus. Er lebte unter euch wie ein Forscher, der die Zerstörung seines Forschungsobjekts zum Ziel hat. Er hat sich mit den Einflussreichen und Mächtigen – wie Eldritch Palmer – verbündet und sie korrumpiert. Und er hat in all der Zeit eine Formel für seine neue Welt entwickelt: die perfekte Balance aus Vampiren, Vieh und Aufsehern. Die Mathematik der Macht.*

Für eine Weile war es ganz still im Raum. Schließlich sagte Vasiliy: »Und jetzt? Deine Leute, die Alten, haben verloren. Unsere Leute, die Menschen, haben verloren. Was können wir da noch tun?«

Quinlan ging zu einer Art Altar in der Mitte des Raumes, auf dessen Steinplatte sechs runde Holzgefäße standen. Sie waren kaum größer als Getränkedosen und gaben im Grün des Nachtsichtgeräts ein schwaches Leuchten ab.

Ich habe zwei Jahre damit zugebracht, überall auf der Welt die Orte zu finden, an denen die Alten zugrunde gingen, und ihre Asche zu sammeln. Hier ist sie. In Gefäßen aus Weißeiche – so wie es geschrieben steht. So wie sie es selbst verlangt hatten.

»Du warst wirklich überall?«, fragte Nora. »In Europa? Asien?«

Quinlan nickte.

»Und ist es überall ... so wie hier?«

Im Wesentlichen ja. Je entwickelter eine Region, je besser die vorhandene Infrastruktur – und desto rigider die neue Ordnung.

Eph stellte sich ebenfalls neben den Altar. »Wozu hebst du die Asche auf?«

Bisher hat das Buch nur gesagt, was wir tun sollen. Nicht weshalb.

»Du bist also um die ganze Welt gereist und hast unter Lebensgefahr diese Asche zusammengefügt – ohne eine Ahnung, wozu das überhaupt gut sein sollte?«

Die roten Augen des Blutgeborenen schimmerten im Dunkel. *Ja.*

Eph wandte sich ab. Nur allzu gern hätte er mehr über die Asche der Alten erfahren, aber ... da war noch das Angebot des Meisters. Die Versuchung. Je mehr Eph wusste, desto mehr konnte er auch ihrem Feind verraten, wenn er sich doch entschied, seine Seele gegen die seines Sohnes zu tauschen. Er sah die anderen an. Seine Weggefährten. War einer von ihnen der Spion des Meisters? Oder hatte sein Widersacher einmal mehr ein Netz aus Lügen gesponnen?

»Also schön«, sagte Vasilij nach einer Weile. »Warum hast du uns hierher gebracht, Quinlan?«

Jetzt, da ich die Asche gesammelt und das Occido Lumen studiert habe, bin ich bereit. Wir haben nur wenig Zeit, um den Meister zu vernichten.

»Aber das Ende des Meisters wäre doch auch dein Ende?«

Ja. Es gibt keinen anderen Weg.

»Du willst also sterben?«

Ich ... ich bin müde. In all den Jahren hat die Unsterblichkeit jeglichen Reiz für mich verloren. Die Zeit ist wie ein riesiger Ozean – und ich möchte endlich Land erreichen. Das Einzige, was ich noch tun will, ist mich an demjenigen rächen, der mich erschaffen hat.

Und so erzählte ihnen Quinlan in so einfachen Worten, wie es ihm möglich war, alles, was er aus dem *Occido Lumen* erfahren hatte. Die drei Erzengel, Sodom und Gomorra, der Ursprung der Alten, die Herkunftsstätten, der »Dunkle Ort«, an dem der Meister geboren wurde ...

Gus schlug die Hände zusammen und blickte in die Runde. »Was faselt der da, Mann? Engel als Gottes Schlägertrupp? Ist das euer Ernst?«

Vasilij zuckte mit den Achseln. »Ich glaube an das, woran Setrakian geglaubt hat. Und er glaubte an das Buch.«

»Okay, Mann. Aber wenn es wirklich einen Gott gibt, der seine Engel wie ein Killerkommando auf die Erde schicken kann – *worauf wartet Er dann noch?* Nein, das sind doch alles nur irgendwelche Märchen, *hermano.*«

»Aber sie decken sich mit dem, was wir erlebt haben. Der Meister hat die Orte entdeckt, an denen die sechs Körperteile Ozryels verborgen waren – die

Herkunftsstätten der Alten –, und hat sie mit der gewaltigsten Kraft vernichtet, die es auf der Erde gibt: mit einem Nuklearschlag.«

Ja. Einer gottgleichen Kraft. Und damit hat er nicht nur seine Konkurrenten vernichtet, sondern seine eigenen Kräfte auch um das Sechsfache gesteigert. Aber wir wissen, dass er immer noch nach seiner eigenen Herkunftsstätte sucht – nicht um sie zu zerstören, sondern um sie zu schützen.

»Also müssen wir nur diesen Ort vor ihm finden«, sagte Nora, »einen klitzekleinen Kernreaktor darauf errichten und zum Schmelzen bringen?«

»Oder einen Nuklearsprengkopf zur Explosion bringen«, erwiderte Vasilij.

Nora konnte sich ein Lachen nicht verkneifen. »Ja, klar. Die liegen ja überall in der Gegend rum.«

Die anderen sahen sie an. Niemand lachte.

»Scheiße, Leute«, sagte Nora. »Sagst bloß, ihr *habt* einen Sprengkopf?«

»Ja. Aber keine Zündvorrichtung.« Vasilij blickte zu Gus. »Aber wir arbeiten an diesem Problem, nicht wahr?«

Der Mexikaner kratzte sich am Kopf. »Klar doch. Erinnerst du dich an Alfonso Creem? Hat früher Jersey klargemacht, großer fatter Kerl mit jeder Menge Silber im Maul? Ist immer noch im Geschäft. Ich hab ihn drauf angesetzt, und es sieht nicht übel aus. Das einzige Problem ist, dass der Kerl tief in seinem Herzen nach wie vor ein mieser kleiner Drogendealer ist. Der hat keine Ehre, Mann, dem kann man nicht trauen.«

»Naja«, sagte Vasilij zu Quinlan. »Das alles ist ohnehin verlorene Liebesmüh, wenn wir kein Ziel haben, auf das wir schießen können. Und genau deshalb wolltest du einen Blick in das Buch werfen, richtig?«

Ihr alle habt das Zeichen am Himmel gesehen. Quinlan hielt kurz inne und fixierte Eph – ganz so, als wollte er in dessen Seele blicken. *Was es war, das dort zur Erde stürzte, spielt keine Rolle. Es war ein seit Jahrhunderten prophezeites Omen, das die Herkunftsstätte des Meisters markiert. Denkt darüber nach – der Meister ist nicht ohne Grund hierher gekommen. Dies ist der richtige Ort. Und es ist die richtige Zeit.*

»Vergessen wir doch den ganzen Blödsinn, Mann«, sagte Gus. »Wenn ihr alle in einem Buch blättern und nachlesen wollt, wie man einen Vampir killt, dann bitte. Ich sage, wir gehen zu diesem Motherfucker und sprengen ihn in

die Luft. Der alte Professor hat uns schon die richtige Richtung gewiesen, aber dieses ganze mystische Blabla ist dran schuld, das wir sind, wo wir sind: unter der Erde, gejagt wie die Ratten. Ich hab den Meister auf Video. Er hat es sich im Belvedere Castle gemütlich gemacht. Ich sage, wir machen die Bombe startklar und gehen die Sache etwas direkter an.«

»Im Belvedere Castle ist auch mein Sohn«, sagte Eph.

Gus fuhr herum. »Meinst du, das interessiert mich auch nur einen müden Furz?«

»Bleibt ruhig, Leute«, ging Vasilij dazwischen. »Wir haben genau einen Schuss frei. Wenn wir das vermässeln, ist die Sache endgültig gelaufen.«

Eph runzelte die Stirn. »Wir sprengen also an einer bestimmten Stelle ein Loch in den Boden – und der Meister verschwindet. Wenn es so einfach funktioniert, dann bin ich dabei. Aber was, wenn nicht? Geben wir dann auf?«

»Du vielleicht, Weißbrot«, sagte Gus. »Ich nicht. Nie!«

Eph wollte dem Mexikaner gerade etwas Entsprechendes erwidern, als sich in seinem Kopf ein ganz anderer Gedanke formte. »Vielleicht ist es ja doch möglich«, murmelte er.

»Was möglich?«, fragte Vasilij.

»In die Nähe des Meisters zu gelangen, ohne das Schloss zu belagern und damit Zack in Gefahr zu bringen. Was, wenn wir nicht zu ihm kommen, sondern er zu uns?«

Gus grinste schief. »Plötzlich hast du einen Plan, *hombre*? Na, hoffentlich taugt er was.«

Eph beachtete ihn nicht weiter, sondern fuhr fort: »Der Meister hat meinen Sohn. Was also, wenn wir ihm etwas zum Tausch anbieten?«

»Das Buch«, sagte Vasilij leise.

»Das ist doch Bullshit, Mann«, rief Gus.

Eph hob die Hände, als wollte er sie alle um Geduld bitten. »Wir erstellen eine Kopie des *Occido Lumen*. Eine Attrappe. Dann sage ich dem Meister, dass ich es euch gestohlen habe und jetzt gegen Zack eintauschen will.«

Nora sah ihn besorgt an. »Bringst du damit nicht Zack in Gefahr?«

»Natürlich ist es ein Risiko. Andererseits könnte ich meinen Sohn wiederbekommen.« Eph blickte in die Runde. Niemand erwiderte etwas.

Nach einer Weile nickte Nora. »Wir sollten es versuchen.«

Vasiliy sah sie überrascht an. »Was sagst du da?«

»Ja, ich glaube, wenn einer von uns den Meister täuschen kann, dann Eph. Ich muss immer wieder an das Licht am Himmel denken.« Nora sah kurz zu Eph. »Irgendetwas ist da geschehen – und es hat mit dir zu tun.«

Eph spürte ein merkwürdiges Brennen in seinem Nacken. Was, wenn sie recht hatte?

»Es könnte funktionieren«, fuhr Nora fort. »Wir fälschen das Buch, Eph lockt den Meister aus seinem Versteck – und dann machen wir ihm den Garaus.« Wieder der Blick zu Eph. »Denkst du, du bist der Sache gewachsen?«

»Wenn es keine andere Möglichkeit gibt – ja.«

»Es ist verdammt gefährlich. Wenn es nicht funktioniert, dann ist es vorbei. Dann hat der Meister dich in seiner Gewalt und weiß alles, was du weißt – wo wir sind, wie er uns finden kann.«

Seht euch vor, erklang Quinlans Bariton in ihren Köpfen. *Schon viele Jahrhunderte lang haben die Menschen den Fehler gemacht, den Meister zu unterschätzen.*

Nora wandte sich dem Blutgeborenen zu. »Ich zweifle nicht daran, dass er uns an Schläue und Ruchlosigkeit weit überlegen ist. Aber wäre das nicht ein Angebot, das er einfach nicht ablehnen kann?«

Quinlan sah sie schweigend an. Offenbar stimmte er dem Plan damit zu.

Und dann wandten sich alle Eph zu – in dessen Kopf die Gedanken nur so herumwirbelten. Es war doch ein guter Plan, oder? Auf diese Weise hatte er die Möglichkeit, sie alle zu täuschen – den Meister oder seine Freunde –, je nachdem, wie sich die Dinge entwickelten. Aber ... Er betrachtete Noras Gesicht im grünen Licht des Nachtsichtgeräts. War sie womöglich der Verräter? Hatten sie sie im Lager zu einem ihrer Agenten gemacht? Nein, unmöglich! Sie hatten schließlich ihre Mutter getötet ... »Okay.« Seine Stimme war kaum mehr als ein Krächzen. »Dann ist es also beschlossene Sache. Ab jetzt operieren wir an zwei Fronten.«

Ihnen allen war bewusst, dass sie gerade die vermutlich gefährlichste Entscheidung ihres Lebens getroffen hatten. Aber selbst Gus war einverstanden; immerhin suchten sie die direkte Konfrontation mit dem Meister – und es war ja in erster Linie Eph, der seinen Kopf hinhielt.

Vorsichtig verpackte Quinlan die Urnen der Alten in Plastikhüllen und verstaute sie dann in einer Ledertasche.

»Wartet mal«, sagte Vasiliy plötzlich. »Das Wichtigste haben wir vergessen.«

»Und das wäre?«, fragte Gus.

»Wie zur Hölle überbringen wir dem Meister unser Angebot?«

Nora legte dem Kammerjäger die Hand auf die unbandagierte Schulter.
»Ich weiß, wie.«

Spanish Harlem

Die Versorgungslaster, die von Manhattan nach Queens fuhren, nahmen gewöhnlich die Queensboro Bridge über den East River und bogen dann entweder südlich in die Second Avenue oder nördlich in die Third Avenue. Quinlan stand auf dem Bürgersteig vor den George Washington Houses zwischen 97th und 98th Street, den Kopf vor dem prasselnden Regen tief in der Kapuze verborgen, und beobachtete die vorbeikommenden Wagen. Größere Konvois ließ er passieren.

Nicht weit entfernt hatten sich Eph und Vasilij im Schatten eines Hau-seingangs verborgen. In der letzten Stunde war etwa alle zehn Minuten ein Wagen vorbeigekommen, und langsam fragten sie sich, worauf Quinlan eigentlich noch wartete. Vasilij ging inzwischen ihren Plan im Kopf immer wieder durch und redete sich ein, dass er wirklich funktionieren könnte. Natürlich hatte das Ganze etwas Irrsinniges, aber andererseits hatten sie auch nicht gerade viele Alternativen.

Den Meister töten ... Das hatten sie schon einmal versucht – hatten den Herrn der Vampire den eigentlich tödlichen Strahlen der Sonne ausgesetzt –, und waren gescheitert. Als Abraham Setrakian sein eigenes Blut mit Vasilij's Rattengift angereichert und sich geopfert hatte, um den Meister damit zu vernichten – da hatte die Kreatur einfach ihren alten Körper aufgegeben und sich einen neuen gesucht.

Der Meister schien unbesiegbar.

Und doch hatten sie ihn beide Male zumindest verletzt. Was immer die wirkliche Form dieses Wesens auch sein mochte – sie benötigte einen Menschen, um existieren zu können. Und Menschen konnte man töten ...

»Dieses Mal muss es einfach klappen«, sagte Vasilij mehr zu sich selbst als zu Eph. »Eine bessere Chance bekommen wir nicht mehr.«

Eph nickte und beobachtete weiter die Straße, wartete auf Quinlans Zeichen. Er wirkte ziemlich angespannt. Hatte er auch Bedenken wegen des Plans – oder war da noch etwas anderes? Ephs Unzuverlässigkeit in den vergangenen Monaten hatte sie beide schon voneinander entfremdet, aber die

Sache mit Nora hatte endgültig einen Keil zwischen sie getrieben, und Vasiliy machte sich Sorgen, dass diese persönliche Angelegenheit ihrem Vorhaben schaden könnte.

Er räusperte sich. »Weißt du, es ist nichts passiert. Zwischen Nora und mir, meine ich.«

Eph sah den Kammerjäger mit zusammengekniffenen Augen an. »Aber zwischen mir und Nora ist *alles* passiert. Es ist aus. Und irgendwann einmal werden wir uns darüber unterhalten – und vielleicht prügeln wir uns auch eine Runde. Aber nicht jetzt. Jetzt müssen wir uns auf etwas anderes konzentrieren ... Und davon abgesehen: Was haben wir nicht alles miteinander durchgemacht, Vasiliy?«

»Gut. Ich bin froh, dass wir wieder auf derselben Seite stehen.«

Eph wollte gerade etwas erwidern, als erneut Scheinwerfer aufblitzten – und sich Quinlan diesmal in Bewegung setzte. Der Blutgeborene stellte sich mitten auf die Straße.

Eine der Regeln in dieser neuen Welt war es, dass ein Vampir jederzeit einen von einem Menschen gefahrenen Wagen anhalten und konfiszieren konnte; so wie es früher die Cops oder das Militär mit den Wagen von Zivilisten getan hatten. Quinlan hob die Hand und hielt seinen klauenartigen Mittelfinger ins Licht der sich nähernden Scheinwerfer.

Quietschend kam der Laster zum Stehen. Der Fahrer, ein Stoneheart-Angestellter in Anzug und Mantel, öffnete bei laufendem Motor die Tür, und dann war Quinlan schon bei ihm. Sprang in die Fahrerkabine. Stürzte sich auf den Fahrer.

»Los!«, rief Vasiliy, und er und Eph liefen im strömenden Regen auf den Laster zu. Als sie bei der Fahrerkabine ankamen, war der Kampf bereits vorüber: Der Stoneheart-Angestellte lag zuckend auf dem Boden unter dem Lenkrad, sein Gesicht vor Angst und Schock erstarrt. In seinem Hals steckte Quinlans Stachel.

Angewidert hielt Vasiliy einige Meter Abstand, während sich der Blutgeborene mit ausgerenktem Kiefer und glühenden Augen an dem Menschen gütlich tat. Quinlan war ein Vampir und konnte sich jederzeit auch gegen sie wenden – das durften sie nie vergessen!

Als er ausreichend gestärkt war, fuhr Quinlan den Stachel wieder ein, zog den Toten aus der Fahrerkabine und schleuderte ihn wie ein Bündel alter Kleidung an den Straßenrand. Dann wandte er sich Eph und Vasilij zu.

Schnell.

Sie gingen ans hintere Ende des Wagens, öffneten die Verriegelung und schoben die Rolltür auf.

Ein Kühllaster.

»So ein Scheißpech!«, knurrte Vasilij. Sie hatten ungefähr eine Stunde Fahrt vor sich, was für ihn und Eph nun eine ziemlich frostige Angelegenheit werden würde. »Und noch nicht mal was Anständiges zu essen.« Er zog sich hinauf und schob einige der Kühlboxen zur Seite.

Als sich Vasilij und Eph im Laderaum einigermaßen eingerichtet hatten, schloss Quinlan die Rolltür wieder, und kurz darauf hörten sie in der Dunkelheit, wie der Blutgeborene die Fahrertür zuschlug, den Gang einlegte und das Gaspedal drückte. Der Wagen setzte sich in Bewegung.

Vasilij holte einen Fleecepulli aus seinem Rucksack und zog ihn über. Dann knöpfte er die Jacke zu und kauerte sich auf dem Boden zusammen. Der Motor war hier hinten so laut und die Vibrationen so stark, dass es keinen Sinn hatte, sich miteinander zu unterhalten – und das war für den Kammerjäger völlig in Ordnung.

Er verschränkte die Arme vor der Brust und schloss die Augen. Dachte an Nora. Ihm war völlig klar, dass sich eine Frau wie sie unter normalen Umständen nie mit ihm abgegeben hätte, aber die Umstände waren eben nicht normal: In Kriegszeiten fanden Männer und Frauen aus Notwendigkeit zusammen; und manchmal – und er hoffte inständig, dass es bei ihm und Nora so war – war es auch Schicksal. In Kriegszeiten fanden die Menschen auch zu sich selbst, und Vasilij war überzeugt, dass er in dem ganzen Schlamassel das Beste in sich entdeckt hatte. Eph dagegen ... Eph schien sich verloren zu haben.

Nora hatte eigentlich mitkommen wollen, aber Vasilij hatte sie dazu überreden können, bei Gus zu bleiben. Nicht nur, um ihre Kräfte zu schonen, sondern auch, um zu vermeiden, dass sie Everett Barnes sofort an die Gurgel ging, wenn sie ihm gegenüberstand – und damit den Plan gefährdete. Außerdem brauchte Gus Hilfe bei seinem Part.

»Woran denkst du?«, hatte sie Vasilij gefragt, als sie einige Minuten für sich gehabt hatten.

Er hatte ihren Nacken gestreichelt – diese wundervolle Linie, wo der Hals in die Schultern übergeht – und erwidert: »Ich denke, dass du wie neugeboren aussiehst. So ganz ohne Haare.«

»Ich sehe aus wie ein Freak.«

»Nein. Wenn überhaupt, dann siehst du etwas zarter aus. Verwundbarer.«

»Willst du, dass ich verwundbarer wirke?«

»Nur wenn wir zusammen sind.«

Das hatte ein Lächeln auf ihr Gesicht gezaubert.

»Ich glaube, dass es ein guter Plan ist, Nora. Aber ich mache mir trotzdem Sorgen.«

»Ja, ich weiß. Wegen Eph. Alles hängt jetzt von ihm ab. Und entweder zerbricht er unter dieser Last ... oder er wächst über sich hinaus.«

»Er wird es schaffen. Er *muss* es schaffen.«

Dann war sie sich mit der Hand über die nackte Kopfhaut gefahren.

»Wenn es nachwächst, werde ich für eine Weile wie eine Lesbe aussehen.«

»Damit komme ich schon klar.«

»Oder ich rasiere es wieder ab. Ich trage ohnehin meistens eine Mütze. Würde dir das etwas ausmachen?«

Nein, dachte Vasilij in der Kälte und Dunkelheit des Kühllasters, es würde mir nichts ausmachen. Solange ich Teil deines Lebens bin.

Er drückte die Arme fest zusammen – und für einen kurzen Augenblick hatte er das Gefühl, Nora zu umarmen.

Staatsburg, New York

Die Rolltür des Lasters öffnete sich, und Quinlan winkte ihnen zu. Mit steifen Knien kletterte Vasiliy als erster aus dem Laderaum und rieb sich die eiskalten Beine, um seinen Kreislauf wieder in Schwung zu bekommen. Dann sprang Eph herunter und stand mit seinem Rucksack neben dem Lastwagen wie ein Trampler, der noch eine lange Reise vor sich hat.

Der Truck parkte am Rand eines unbefestigten Weges, vielleicht Teil einer langen Auffahrt zu einem privaten Anwesen, jedenfalls weit genug von der Hauptstraße entfernt, damit man ihn durch die Bäume hindurch nicht sehen konnte. Der Regen hatte etwas nachgelassen, und der Boden war feucht, aber nicht sumpfig.

Plötzlich und ohne jede Erklärung verschwand Quinlan in der Dunkelheit. Vasiliy fragte sich, ob sie ihm vielleicht folgen sollten, entschied sich aber dagegen; er musste sich erst noch ein bisschen aufwärmen.

Er wandte sich Eph zu, der hellwach wirkte, ja vor Energie beinahe zu platzen schien. Hatte er auf der Fahrt womöglich ein paar Pillen eingeworfen? Nein, seine Augen waren ganz klar.

»Du siehst aus, als könntest du es gar nicht erwarten«, murmelte der Kammerjäger.

»Wir haben schon viel zu lange gewartet«, erwiderte Eph.

Und dann, ebenso blitzartig wie er verschwunden war, stand Quinlan wieder neben ihnen. In der feuchten Luft dampfte sein Vampirkörper geradezu, was einen ziemlich unheimlichen Anblick bot.

Ein paar Wachen am Tor, weitere am Eingang. Es wird kaum zu verhindern sein, dass der Meister uns bemerkt. Aber angesichts unseres Plans ist das ja vielleicht ganz gut so.

»Was hältst du davon, Quinlan?«, fragte Vasiliy. »Von dem Plan, meine ich. Glaubst du, wir können es schaffen?«

Der Blutgeborene sah durch die kahlen Zweige der Bäume zum Himmel. *Es ist ein gewagter Schachzug, den Meister herauszulocken, aber es könnte gelingen.*

»Ja. Aber ihn herauszulocken ist nur die halbe Miete. Könntest du ihn in einem Kampf besiegen?«

Das ist mir in vielen Jahrhunderten nicht gelungen. Und ihm ist es nicht gelungen, mich zu besiegen. Aber der Meister will meinen Tod, so wie er Dr. Goodweathers Tod will. Und ich will seinen Tod.

»Du kannst nur von ihm getötet werden, nicht von einem Menschen. Also funktioniert es vielleicht auch andersherum.«

Ja, vielleicht. Jedenfalls habe ich in all der Zeit nie versucht, ihn mit Hilfe eines nuklearen Sprengsatzes zu vernichten.

Eph hatte unterdessen das Nachtsichtgerät angelegt. »Ich bin soweit. Legen wir los, bevor ich es mir noch anders überlege.«

Vasiliy nickte und zog die Gurte seines Rucksacks fest. Dann folgten sie Quinlan in den Wald hinein. Der Kammerjäger konnte nichts erkennen, was nur im Entferntesten an einen Pfad erinnerte; es blieb ihnen also nichts anderes übrig, als den Vampirsinnen des Blutgeborenen zu vertrauen.

Von irgendwo weiter vorne hörten sie ein leises Brummen. Die Bäume dünnten immer mehr aus, und kurz darauf traten sie aus dem Wald heraus und standen vor der Rückseite eines stattlichen Anwesens.

Das Brummen kam von einem Stromgenerator (vielleicht auch von zweien) und übertönte jedes Geräusch, das sie machten, doch die hitzeempfindliche Nachtsicht der Vampirwachen konnten sie nicht täuschen. Quinlan bedeutete Vasiliy und Eph zu warten, verschwand zwischen den Bäumen – und nur wenige Sekunden später trat er am anderen Ende des Hauses aus dem Wald und ging zielstrebig, aber nicht allzu schnell, auf das Anwesen zu. Im selben Moment bemerkten ihn die beiden Wachen am Seiteneingang und liefen ihm aufgeregt entgegen.

»Er lenkt sie ab«, flüsterte Vasiliy. »Jetzt oder nie.«

Geduckt rannten die beiden Menschen über die Wiese, erreichten die Pferdekoppel hinter dem Haus, rannten den Zaun entlang weiter und auf die Vampirwachen zu, die schon fast bei Quinlan waren. Dann, im allerletzten Moment, zogen sie ihre Schwerter. Die Wachen, die das Silber in ihrem Rücken spürten, drehten sich überrascht um – und blitzschnell packte Quinlan die beiden *strigoi* und brach ihnen das Genick. Mit der Silberklinge erledigte Vasiliy den Rest.

Sie haben den Alarm nicht ausgelöst, ertönte die Stimme des Blutgeborenen. *Das verschafft uns einige entscheidende Sekunden.*

Und während sich Quinlan und Vasilij auf die Suche nach den übrigen Wachen machten, betrat Eph durch den Seiteneingang das Haus.

Everett Barnes gefiel der Salon im zweiten Stock am Besten. Die Bücherregale an den Wänden, das prasselnde Feuer, der gemütliche Ledersessel, die Stehlampe mit ihrem bernsteinfarbenem Licht, der gläserne Beistelltisch, auf dem das Cognacglas stand ... Seufzend löste er die oberen Knöpfe seiner Uniform und nahm einen weiteren Schluck von dem mit frischer Sahne verfeinerten Brandy Alexander. Dann erhob er sich, hielt sich kurz an der Lehne fest, um nicht gleich wieder umzufallen – es war sein drittes Glas an diesem Abend –, und ging langsam zum Bücherregal.

Das Haus, in dem der ehemalige CDC-Direktor nun residierte, hatte früher Gabriel Bolivar gehört. Ein opulentes Landrefugium, für das der Sänger eine achtstellige Summe hingelegt hatte. Barnes erinnerte sich an die Zeitungsmeldungen, die damals zu einigem Klatsch und Tratsch geführt hatten: *Gothic-Star übernimmt Landsitz von alteingesessener Adelsfamilie* oder etwas in der Art. Aber so war es eben damals, kurz bevor alles zum Teufel ging: Rocksänger spielten Golf, Rapper lernten Polo, und Fernsehkomiker kauften die Kunstgalerien leer.

Schmunzelnd betrachtete Barnes Bolivars stattliche Sammlung von Erotika. Er zog eine große, prachtvolle Sammelausgabe von *The Pearl* aus dem Regal und öffnete sie auf einem der Lesepulte. Ah, diese herrlich versauten Viktorianer! Dann griff er nach einem handgebundenen Buch – eher ein persönliches Sammelalbum als eine richtige Verlagsveröffentlichung –, das frühe erotische Fotos enthielt. Ein Augenschmaus für einen Traditionalisten wie ihn: Er schätzte die von Männern dominierten Arrangements und Posen und ganz besonders die unterwürfigen Frauen.

Nach einer Weile legte er das Buch zur Seite, hob den Hörer des Haustelefons ab und wählte die Nummer der Küche. Zeit für seinen vierten und letzten Alexander! Welche seiner hübschen Angestellten sollte ihm das Glas diesmal bringen? Immerhin hatte er als Herr des Hauses das Recht –

und wenn er ausreichend betrunken war, auch den Mut –, seine Fantasien Wirklichkeit werden zu lassen.

Das Telefon läutete, aber niemand nahm ab. Was für eine Unverschämtheit! Barnes runzelte die Stirn und wählte erneut. Wieder keine Antwort – aber plötzlich hörte er einen lauten Rumms irgendwo im Haus. Hatte man seinen Wunsch vielleicht schon geahnt und war die süße Erfüllung dieses Wunsches gerade auf dem Weg zu ihm? Er legte den Hörer auf die Gabel, ging mit einem genießerischen Grinsen auf den Lippen zur Tür und öffnete sie.

Auf dem weitläufigen Flur war niemand zu sehen. Barnes ging einige Schritte hinaus. Seine weißen, glänzend polierten Schuhe knarzten leise auf dem Boden. Täuschte er sich oder kamen da Stimmen von unten?

Auf jeden Fall musste dieses unerhörte Verhalten seiner Bediensteten geahndet werden, also ging er mit entschlossenen Schritten – er war selbst überrascht, dass er nicht ins Torkeln geriet – den Gang hinunter und drückte den Rufknopf des Aufzugs. Die altertümliche Maschinerie setzte sich rumpelnd in Bewegung. Als die Kabine oben angekommen war, öffnete Barnes das glänzende Gitter, trat hinein und fuhr wie ein griechischer Gott aus den Wolken herab ins Erdgeschoss.

Er verließ den Aufzug und hielt kurz inne, um sich in dem vergoldeten Spiegel an der Wand zu betrachten. Da die Knöpfe geöffnet waren, zogen die Medaillen die obere Hälfte seiner Uniform nach unten. *Sieht so eine Respektsperson aus?* Er fuhr sich mit der Zunge über die Lippen, richtete sich so gut es ging die Haare und strich sich den Bart glatt. Dann öffnete er die Tür zur Küche.

Der große, wie ein L geformte Raum war leer. Ein Blech mit Cookies lag zum Abkühlen auf der Kücheninsel, daneben ein Paar rote Topflappen. Vor dem Spirituosschrank standen eine Brandyflasche, eine geöffnete Sahnepackung, ein Messbecher und eine Schüssel mit Muskatnüssen. Und der Hörer des an der Wand angebrachten Telefons lag, wie es sich gehörte, auf der Gabel.

»Hallo?«, rief Barnes.

Ein schepperndes Geräusch – als ob jemand gegen einen Schrank gestoßen wäre.

Dann zwei Frauenstimmen, die wie aus einem Mund sagten: »Wir sind hier.«

Langsam ging Barnes an das Ende der Kücheninsel. Spähte um die Ecke. Und sah vier seiner weiblichen Hausangestellten – mit Kabeln an ein Küchenregal gebunden.

Das erste, was ihm sein alkoholumnebeltes Gehirn beim Anblick der gefesselten Handgelenke und der flehenden Augen dieser schönen, wohlgenährten Frauen übermittelte, war: Lust. Das Ganze erschien ihm wie ein wunderbares erotisches Spiel. Und so dauerte es einige Sekunden, bis ihm klar wurde, was eigentlich geschehen war.

Irgendjemand hatte seine Angestellten überrumpelt.

Und dieser Jemand war hier. In seinem Haus.

Ruckartig wandte er sich um, schlug mit der Hüfte gegen die Ablage und humpelte mit schmerzverzerrtem Gesicht aus der Küche. Den Gang zur Haustür hinunter. *Nur weg hier!* Dann sah er durch das violette Buntglas der Türfenster, wie eine große dunkle Gestalt zwei seiner Wachen zu Boden warf und ein weiterer Eindringling sie mit einem Schwert tötete. Panisch, beinahe über die eigenen Füße stolpernd, wich Barnes zurück und rannte zur Treppe. Er wollte unter keinen Umständen mit dem Aufzug steckenbleiben, also lief er so schnell wie möglich die Stufen in den zweiten Stock hinauf. Er spürte, wie das Adrenalin durch seine Blutgefäße schoss und sie vom Alkohol befreite.

Das Arbeitszimmer! Dort bewahrte er die Waffen auf ... Er rannte auf das Zimmer zu – als ihn plötzlich von der Seite zwei Hände packten und durch die offenstehende Tür in den Salon zerrten.

Instinktiv riss Barnes die Arme hoch, um seinen Kopf zu schützen, aber die Hände schlugen ihn nicht, sondern zerrten ihn auf einen der Stühle und ließen ihn dort sitzen, starr vor Angst und Verwirrung. Er senkte die Augen, wollte dem Angreifer nicht ins Gesicht sehen. Ein Teil seiner Panik entsprang einer Stimme in seinem Kopf, die beständig das wiederholte, was ihm seine verstorbene Mutter einmal gesagt hatte: »*Du bekommst, was du verdienst, Everett.*«

»Sieh mich an!«

Eine ganz andere Stimme. Eine zornige Stimme. Barnes kannte diese Stimme, da war er ganz sicher, aber er konnte sie im Moment nicht zuordnen. Irgendetwas an dieser Stimme hatte sich verändert ...

Schließlich gewann die Neugier die Oberhand. Langsam nahm Barnes die Hände vom Kopf und blickte auf.

Ephraim Goodweather. Oder genauer: Ephraim Goodweathers diabolischer Zwilling. Das war nicht der Mann, den er einmal gekannt hatte, der angesehene und brillante Epidemiologe, der für ihn im Center for Disease Control and Prevention gearbeitet hatte. Dunkle Ringe unter den wild rollenden Augen. Ein fahler Bart auf der grauen Haut. Ein Gesicht wie eine Felsenlandschaft ... Goodweather trug fingerlose Handschuhe, eine verschmutzte Jacke und abgewetzte Lederschuhe, die mit Draht statt mit Schnürsenkeln zugebunden waren. Auf seinem Kopf thronte eine schwarze Strickmütze, was den verwahrlosten Eindruck nur noch unterstrich. Ein Schwertgriff ragte seitlich aus seinem Rucksack. Dieser Ephraim Goodweather sah aus wie ein rachsüchtiger Penner.

»Everett.« Die Stimme war rau und heiser – die Stimme eines Besessenen.

»Nein, nicht«, flüsterte Barnes.

Eph griff nach dem Cognacglas, dessen Boden noch schokoladenfarben war, und hielt es sich unter die Nase. »Ein Schlummertrunk, ja? Brandy Alexander? Du hast es wirklich weit gebracht!« Und dann tat er genau das, was Everett Barnes befürchtet hatte: Eph schob das Glas in die Hand seines ehemaligen Bosses, legte seine eigene Hand darüber – und drückte zu. Das Glas zersprang, und Hunderte kleiner scharfer Scherben schnitten in Barnes' Fleisch.

Barnes schrie auf, rutschte vom Stuhl und fiel auf die Knie. »Bitte nicht«, jammerte er, während er sich die blutende Hand hielt.

»Eigentlich sollte ich dir die Augen ausstechen.«

»Bitte ...«

»Dir die Eingeweide rausreißen. Und dich dann hier in diesem munteren Feuerchen verbrennen.«

»Ich ... ich wollte sie retten. Ich wollte Dr. Martinez vor dem Lager bewahren.«

»So wie du diese hübschen Ladies dort unten vor dem Lager bewahren wolltest? Was glaubst du, würde Nora wohl mit dir machen, wenn sie hier wäre?«

Sie war also nicht hier ... Barnes hob den Kopf. »Sie würde sich vernünftig verhalten. Sie würde sich anhören, was ich Ihnen anzubieten habe, Ephraim. Wie ich Ihnen zu Diensten sein kann.«

Blitzartig trat Eph Barnes in die Seite. »Halt dein verdammtes Maul!«

»Nein ... Nicht schlagen ... Bitte!«

Zack! Noch ein Tritt, diesmal ins Gesicht. »Wie hieß es früher? Absolute Macht korrumpiert absolut? Das hier also ist die absolute Korruption. *Admiral* Barnes! Tiefer als du kann man nicht sinken. Du warst mal Arzt – und du hast dich gegen deine eigene Art gewandt.«

»Bitte ...« Barnes versuchte mühsam, sich aufzurappeln. Blut tropfte aus seinem Mund. »Es ... ist eine neue Welt, Ephraim. Wir alle haben uns verändert. Auch Sie ... sind nicht mehr der, der Sie einmal waren.«

Eph packte Barnes an den Haaren und riss seinen Kopf hoch. Dann zog er mit der anderen das Silberschwert aus der Scheide. »Gib mir einen guten Grund, dich nicht umzubringen!«

»Sie ... Sie sind doch kein Mörder, Ephraim.«

»Oh, da täuschst du dich aber. Mord ist mein tägliches Geschäft. Und im Gegensatz zu dir betreibe ich dieses Geschäft nicht, indem ich irgendein Formular unterschreibe. Bei mir ist es etwas ... persönlicher.« Die Klinge berührte Barnes Kehle. »Aber du könntest Glück haben. Ich habe nämlich einen Auftrag für dich. Sperr die Ohren auf!«

Barnes nickte vorsichtig; das Silber kratzte über seine Haut.

»Geh zum Meister und sag ihm, dass ich einverstanden bin. Dass ich das *Occido Lumen* gegen meinen Sohn tausche. Hast du das verstanden?«

Wieder ein Nicken. Wie interessant: Ephraim Goodweather stand also im Begriff, die Seiten zu wechseln ...

»Und stell dein eigenes Licht dabei bloß nicht unter den Scheffel, Everett. Sag ihm, dass ich mit der Absicht hierher gekommen bin, dich zu töten – dass du mich aber davon überzeugt hast, auf das Angebot einzugehen.«

»Wissen die anderen davon?«, krächzte Barnes.

Für einen Moment hatte es den Anschein, als stiegen Tränen in Ephs Augen. »Sie glauben, ich bin auf ihrer Seite. Aber ... hier geht es nur um

meinen Jungen.« Er schluckte. »Sag dem Meister, dass ich seine Forderungen akzeptiere. Und dass ich nicht bluffe.«

»Sie geben ihm das Buch ...«

»Für meinen Sohn.«

»Aber das wird jeder verstehen, Ephraim. Sie ...«

Eph drückte das Schwert fest gegen Barnes' Kehle. »Spar dir deine verdammte Schleimerei! Überbring ihm einfach nur meine Nachricht. Und ich werde es dich wissen lassen, sobald ich das Buch habe.«

Jetzt lockerte Eph seinen Griff und zog die Klinge zurück – und in diesem Moment wurde Barnes klar, dass er tatsächlich mit dem Leben davonkommen würde. Jedenfalls für heute. »Ich ... ich hatte gehört, dass der Meister einen Jungen an seiner Seite hat. Einen menschlichen Jungen. Aber ich wusste nicht, dass ...«

Ephs Augen blitzten. »Er heißt Zachary. Er wurde vor zwei Jahren entführt.«

»Von Ihrer Frau? Ich habe sie gesehen. Sie ist ... sie ist auch nicht mehr die, die sie einmal war.«

»Tja, und manche von uns wurden zu Vampiren, *ohne* dass sie gebissen wurden. Du bist nicht nur ein Überläufer, sondern auch ein Feigling, und die Tatsache, dass ich mich dem Meister beuge, macht mich ganz krank. Aber ich muss es tun, um meinen Sohn zu retten.« Eph packte Barnes am Kragen. »Ich bin ein Vater, verstehst du das, du mieses Schwein? Mein Junge wurde entführt, und meine Seele und das Schicksal der ganzen Welt sind das Lösegeld. Und ich bezahle es. Ja, ich bezahle es ...«

War es wirklich ratsam, sich mit einem Geschöpf wie dem Meister auf einen Handel einzulassen?, überlegte Barnes. Einem Geschöpf jenseits jeglicher Moral? Aber er behielt seine Gedanken für sich. Es war offensichtlich, dass der Mann, zu dem Ephraim Goodweather geworden war, nichts mehr besaß außer seiner Verzweiflung. Der ehemalige CDC-Direktor nickte. »Sie können sich auf mich verlassen.«

Eph starrte Barnes einige Sekunden lang wortlos an. Dann ließ er ihn los und ging zur Tür.

Ächzend zog sich Barnes an der Stuhllehne hoch. »Glauben Sie mir, Ephraim, ich verstehe Sie wirklich. Jeder hat seinen Preis. Natürlich erscheint Ihnen Ihr Anliegen nobler als meines – aber für den Meister ist

Zachary nicht mehr als ein weiterer Bauer in seinem Spiel. Ich bedaure, dass Sie so viel durchleiden mussten, nur um das zu begreifen.«

Eph drehte den Kopf. »Und ich bedaure, dass du zu wenig durchleiden musstest.« Dann verließ er den Raum.

Columbia University

Immer wenn sich die Aschewolken etwas aufhellten – wenn der »Tag« anbrach –, wurde es gespenstisch still in der Stadt. Vampire wie Menschen stellten ihre Tätigkeiten ein, die Straßen leerten sich, und in den Häuserfenstern leuchtete das Licht der Fernsehgeräte auf. Und vom Himmel fiel wie immer schwarzer Regen – ein Regen, der sich nicht wie früher von selbst reinigte, sondern das Ökosystem des Planeten auf Jahrzehnte, wenn nicht gar für immer, verseuchen würde. Der Sonnenaufgang in dieser neuen Welt war ein Versprechen, das nie eingelöst wurde.

Gus wartete vor der offenstehenden Garagentür der universitätseigenen Reparaturwerkstatt. Alfonso Creem war zwar sein zeitweiliger Verbündeter, aber er war auch ein durchgeknallter Motherfucker, und so hatte ihm Gus kein Wort geglaubt, als er gesagt hatte, er würde allein kommen. Und der Mexikaner hatte einige Vorsichtsmaßnahmen getroffen: Einmal die Glock, die hinten in seinem Gürtel steckte, eine kleine glänzende Waffe, die er im Chaos des Umsturzes aus irgendeinem Drogenloch hatte mitgehen lassen. Und zum anderen dieser Treffpunkt hier draußen vor einem Seitengebäude der Universität: Nichts ließ darauf schließen, dass sie es sich in den Katakomben darunter gemütlich gemacht hatten.

Als Gus sah, dass Creem in einem knallgelben Hummer ankam, verzog er den Mund zu einem verschmitzten Grinsen. In Zeiten, in denen Treibstoff so knapp wie nie zuvor war, fuhr der Kerl eine wahre Benzinschleuder. Aber so protzig Creem auftrat, so vorhersehbar war er auch – und das konnte für Gus nur von Vorteil sein.

Offenbar brauchte Creem das große Auto, damit er seinen massigen Körper hinter dem Lenkrad unterbringen konnte. Trotz der Essensknappheit hatte er es geschafft, sein Gewicht zu halten – mit dem einzigen Unterschied, dass er jetzt kein Gramm überflüssiges Fett mehr auf den Knochen hatte. Für Gus der Beweis, dass sich die Raubzüge der Jersey Sapphires wirklich auszahlen.

Allerdings war Creem diesmal tatsächlich ohne seine Sapphires gekommen; Gus konnte jedenfalls außer ihm niemanden erkennen.

Creem fuhr den Hummer in die Garage, stellte den Motor ab und wuchtete sich vom Fahrersitz. Er hatte einen Schokoriegel oder so was im Mund und kaute darauf herum wie auf einer Zigarre. Seine Silberzähne blitzten auf, als er Gus zulächelte. »Hey, Mex!«

»Du hast's also geschafft, Mann.«

Creem breitete die muskelbepackten Arme aus. »Eure Insel geht den Bach runter.«

»Ja«, nickte Gus, »der Vermieter ist ein ziemliches Arschloch.«

»Echter Blutsauger, was?«

Ein simpler Handschlag, kein Straßengruß. »Solo-Trip, Mann?«, fragte Gus.

»Irgendjemand muss ja weiter auf Jersey aufpassen ... Aber so wie ich dich kenne, bist du nicht allein.«

»Gut geraten.«

Creem blickte sich um. Nickte. »Gut getarnt, ja? Keine Sorge, ich bin cool, Mann.«

»Und ich bin vorsichtig.«

Creem grinste, biss ein Stück von dem Riegel ab und hielt ihn Gus hin. »Willst du was?«

»Hab schon gegessen.«

»Hundekuchen. In 'nem Kaufhaus haben wir eine ganze Schiffsladung davon gefunden. Keine Ahnung, was in den Dingen drin ist, aber sie sind essbar. Außerdem halten sie das Fell glänzend und die Zähne sauber.« Creem imitierte ein Hundebellen, dann ließ er wieder das Silber im Mund aufblitzen. »Katzenfutter ist übrigens auch nicht schlecht. Schmeckt fast wie Pastete.«

»Essen ist Essen.«

»Und atmen ist atmen. Schau uns an! Zwei gottverdammte Homies aus dem Getto. Aber immer noch da. Immer noch im Geschäft. Und die ganzen Bonzen, die keinen Stolz und keine Eier hatten, aber trotzdem dachten, die Stadt gehört ihnen – wo sind die jetzt? Das sind die lebenden Toten, Mann.«

»Die Untoten.«

»Yeah. Aber wir haben's geschafft, Mann.« Creem deutete auf den Hummer. »Gefällt dir die Karre?«

»Wie kriegst du sie voll?«

»In Jersey laufen noch ein paar Pumpen. Sieh dir den Kühler an. Echtes Silber, wie meine Zähne.«

Gus legte die Hand auf den Kühlergrill. Er hatte tatsächlich einen Silberüberzug. »Nicht übel!«

»Das nächste auf der Liste sind silberne Felgen.« Creem kniff die Augen zusammen. »Also, willst du deine Leute nicht endlich holen? Ich komm mir ja sonst wie ein Gangster vor. Keine Angst, ich hab nur gute Absichten.«

Gus gab ein kurzes Pfeifen von sich – und Nora kam hinter einem großen Haufen Werkzeug zum Vorschein, eine Steyr-Halbautomatik in der Hand. Sekunden später tauchte auch Joaquin auf, der sich mit seiner Pistole hinter einer Tür versteckt hatte. Der Gangbanger humpelte leicht; ihr Ausflug in die Blutfabrik hatte seine Spuren hinterlassen.

Creem grinste die beiden an und wandte sich wieder Gus zu. »Legen wir los? Ich muss über der verdammten Brücke sein, bevor sie wieder aus ihren Löchern kriechen.«

»Deine Show, Mann.«

Ein Silberblitzen. Dann ging Creem zum Hummer und öffnete den Kofferraum, in dem sich vier große Pappkartons befanden, wie man sie früher zum Umziehen verwendet hatte.

Gus stellte sich neben Creem und klappte den Deckel eines Kartons auf. Kerzenleuchter, Teller, Urnen, Münzen und sogar einige massive Barren – alles aus Silber.

»Ganz reines Zeug, Mann«, sagte Creem. »Keine Sterlingscheiße. Keine Kupferbasis. Irgendwo hab ich da auch so 'nen Testkasten. Der geht aufs Haus.«

»Wie kommst du nur zu dem ganzen Zeug?«

»Wir sammeln den Schrott schon seit Monaten. Ich weiß, du stehst auf diesen Vampirkiller-Scheiß. Ich persönlich bevorzuge richtige Waffen.« Creem sah zu Nora hinüber. »Große Waffen.«

Gus durchwühlte den Karton. Sie mussten den ganzen Kram einschmelzen, bevor sie damit irgendwas anstellen konnten. Keiner von ihnen war

Silberschmied – aber ihre Schwerter würden nicht ewig halten. »Ich kann das alles gebrauchen. Du willst also Waffen?«

»Mehr hast du nicht im Angebot?«

Jetzt bemerkte Gus, dass Creem nicht nur Noras Steyr anstarrte – sondern auch Nora selbst. Er klappte den Karton zu. »Ich hab noch ein paar Batterien, wenn du so was brauchst. Aber das ist es dann.«

Creem nickte zu Nora hinüber. »Ihre Frisur ist in den Lagern ja der letzte Schrei.«

»Wenn du mir was zu sagen hast«, rief ihm Nora zu, »dann bitte. Ich bin ganz Ohr.«

Creem grinste. »Kann ich die Wumme mal sehen?«

Nora ging zu den beiden Männern und gab Creem die Steyr, der sie mit Kennerblick von allen Seiten inspizierte. Dann legte er auf die Lampe an der Garagendecke an und tat so, als würde er abdrücken. »Habt ihr noch mehr davon?«

»Nicht dieselben, aber so in der Art«, sagte Gus. »Ich brauche allerdings mindestens einen Tag, um sie zusammenzukriegen.«

»Das ist cool, Mann. Und Munition. Soviel wie möglich.« Creem nahm das Magazin heraus, sah sich die Patronen an und steckte es wieder in die Waffe. »Die hier nehm ich als Anzahlung.«

»Aber Silber ist wesentlich effizienter«, sagte Nora.

Creem grinste wieder, wobei er sich keine Mühe mehr gab, seine Arroganz zu verbergen. »Ich hab's nicht so weit gebracht, weil ich auf Effizienz stehe, Lady. Der Trick ist, möglichst viel Lärm zu machen, wenn man die Vampire killt.«

Er streckte die Hand nach ihrer Schulter aus, aber Nora wich zur Seite. »Könntest du diesen Hundefutterfresser bitte rausschmeißen?«, sagte sie zu Gus.

»Nicht so schnell.« Der Mexikaner sah Creem mit finsterner Miene an. »Was ist mit dem Zünder?«

Creem öffnete die Beifahrertür des Hummer und legte die Steyr auf den Sitz. »Was soll damit sein?«

»Lass den Scheiß, Mann. Kannst du uns einen besorgen?«

Creem legte die Stirn in Falten, tat so, als würde er nachdenken. »Viel- leicht. Aber erst muss ich etwas mehr darüber wissen, was ihr da in die Luft jagen wollt. Immerhin wohne ich auf der anderen Seite des Flusses.«

»Du weißt alles, was du wissen musst. Sag uns einfach den Preis.«

»Militärkreppe, hm? Tja, da gibt es so ein Army-Depot in Nordjersey ... Aber erst erzählt ihr mir die ganze Geschichte.«

Gus sah kurz zu Nora hinüber und seufzte leise. »Ein Nuklearsprengkopf.«

Jetzt funkelte Creems Gesicht vor Silber. »Wo habt ihr ihn her?«

»Aus einem Tante-Emma-Laden hier an der Ecke.«

»Du bist echt lustig, Mann. Wie groß?«

»Groß genug, um alles im Umkreis von einem Kilometer plattzumachen.«

»Und Tante Emma hat euch nur die Innereien verkauft, was?«

»Ja. Wir brauchen 'nen Zünder.«

»Na schön. Ich weiß ja nicht, für wie dämlich ihr mich haltet, aber ich werd den Teufel tun und meine Nachbarn mit einer verdammten Atombombe bewaffnen. Nicht ohne ein paar Regeln.«

»Und die wären?«

»Zum Beispiel, dass dieses Ding nicht in Jersey oder Manhattan hochgeht.«

»Wir sagen dir rechtzeitig Bescheid.«

»Das reicht aber nicht. Weil ich nämlich so eine Ahnung habe, was ihr mit dem Baby wirklich vorhabt. Die Sache läuft so: Wenn der Meister den Abgang macht, werden hier in der Gegend jede Menge Immobilien frei. Und die kostet es euch, wenn ich euch helfen soll.«

Gus konnte sich ein Lachen nicht verkneifen. »Immobilien?«

»Ja, die ganze beschissene Stadt. Wenn das hier vorbei ist, gehört New York mir. Das ist mein Preis, Mex, alles oder nichts.«

Gus sah die anderen an. Dann gab er Creem die Hand. »Wir haben einen Deal, Mann.«

New York Public Library

Eine Erdumdrehung später waren sie alle wieder vereint: Vasiliy, Nora, Gus, Joaquin, Eph und Quinlan, der schon vorausgefahren war, um das Mittagslicht zu vermeiden. Sie verließen die U-Bahn an der Grand Central Station und gingen die 42nd Street hinunter zur Fifth Avenue. Ausnahmsweise regnete es einmal nicht, aber ein ungewöhnlich starker Wind wehte den Müll den Gehsteig entlang. Fast-Food-Verpackungen, Plastiktüten und Papierzettel tanzten umher wie Geister auf einem Friedhof.

Kurz darauf stiegen sie die Treppen zur New York Public Library hinauf, die zu beiden Seiten von »Geduld« und »Tapferkeit«, den beiden berühmten Steinlöwen, flankiert wurden, durchquerten Astor Hall und betraten den Hauptlesesaal, der kaum Schäden davongetragen hatte – in den chaotischen Tagen des Umsturzes hatte sich niemand für Bücher interessiert. Zwar war einer der riesigen Kronleuchter auf einen Lesetisch gestürzt, aber dafür konnte auch der allmähliche Verfall des Gebäudes verantwortlich sein; immerhin war es seit zwei Jahren nicht mehr gewartet worden. Etliche Stühle waren umgekippt, und hier und da lagen noch aufgeschlagene Bücher auf den Tischen. Es war beängstigend still.

Ein fahles Licht fiel durch die hohen Fenster, und der Ammoniakgestank, den die *strigoi* hinterlassen hatten, war so intensiv, dass es schien, als hätte es den Vampiren eine unbändige Freude gemacht, ihren Kommentar zu zweitausend Jahren menschlicher Kultur abzugeben.

»Müssen wir wirklich nach unten?«, fragte Gus und deutete auf die schier endlosen Reihen von Buchrücken an den Wänden. »Was ist mit den Schinken hier?«

»Wir brauchen ein wirklich altes und gleichzeitig gut erhaltenes Buch, um eine Attrappe für das *Occido Lumen* zu basteln. Ich war schon einige Male hier – Ratten und Mäuse sind ganz scharf auf schimmeliges Papier. Aber die wichtigen, die alten Sachen sind gut verwahrt im Keller.«

Sie blieben an der Treppe stehen und legten die Nachtsichtgeräte an. Der Haupttrakt der Bibliothek war auf dem ehemaligen Croton-Reservoir

errichtet worden, das Manhattan bis zum Ende des neunzehnten Jahrhunderts mit Wasser versorgt hatte. Ausreichend Platz also für das unterirdische Magazin, das sich über sieben Geschosse und seit der letzten Renovierung bis unter den nahegelegenen Bryant Park erstreckte.

Vorsichtig führte sie Vasilij die Treppe hinunter bis ins dritte Untergeschoss – wo sie von Quinlan bereits erwartet wurden. Das Licht von Gus' Taschenlampe fiel auf das kalkweiße Gesicht des Blutgeborenen. Quinlan nickte, worauf der Mexikaner sein Schwert aus der Scheide zog und flüsterte: »Passt auf, hier sind Blutsauger.«

»Wenn sie herausfinden, dass Eph bei uns ist«, sagte Nora, »melden sie das sofort dem Meister. Und dann sind wir hier gefangen.«

Dr. Goodweather und ich warten hier, erklang Quinlans Stimme. *Ich errichte eine telepathische Schutzmauer.*

»Gut«, erwiderte Nora und schaltete ihre Lumalampe ein.

»Na dann, lassen wir's krachen«, sagte Gus, der mit Joaquin bereits auf dem Weg nach unten war.

Vasilij und Nora folgten den beiden, während Quinlan mit Eph das Lager im dritten Untergeschoss betrat. Schränke mit alten Periodika und Tonbändern standen an den Wänden. Quinlan ging zielstrebig auf eine der Audioboxen zu, öffnete die schalldichte Tür und zog Eph mit hinein.

Zu zweit hatten sie dort drin gerade ausreichend Platz, um sich nicht auf die Füße zu steigen. Eph nahm das Nachtsichtgerät ab und lehnte sich gegen die Wand. Er fürchtete, dass der Blutgeborene versuchen würde, seine Gedanken zu lesen – also konzentrierte er sich auf irgendwelche belanglosen Dinge. Es war ein äußerst schmaler Grat, auf dem er sich bewegte: beide Seiten im Glauben zu belassen, dass nur einer seine Loyalität gehörte, während er in Wirklichkeit einzig und allein an seinen Sohn dachte. Was war schlimmer: seine Freunde zu verraten oder die Ewigkeit in einer Welt des Grauens zu verbringen?

Ich hatte einmal eine Familie.

Quinlans Stimme traf Eph wie ein Schlag.

Der Meister hat sie verwandelt, und ich musste sie töten. Wir beide haben viel gemeinsam.

Eph nickte. »Aber er hatte einen Grund, hinter dir her zu sein. Es gibt eine Verbindung zwischen euch. Mich verbindet nichts mit dem Meister – ich war einfach nur zur falschen Zeit am falschen Ort.«

Doch, es gibt eine Verbindung. Wir wissen nur noch nicht, welcher Art sie ist.

»Denkst du, es hat etwas mit meinem Sohn zu tun?«

Für einige Zeit war es still, dann: *Da ist eine Parallele zwischen mir und deinem Sohn. Ich wurde verwandelt, als ich noch im Bauch meiner Mutter war. Dadurch wurde der Meister zu einem Ersatzvater für mich. Und durch seinen Versuch, deinen Sohn psychisch zu formen, will er dich ebenso als Vater ersetzen.*

»Du meinst, der Meister verhält sich also nach einer Art Muster? Aber dann gibt es ja noch Hoffnung! Immerhin hast du dich gegen ihn gewandt – und sein Einfluss auf dich ist weitaus größer. Vielleicht ... vielleicht wird Zack ja auch gegen ihn kämpfen, wenn ich rechtzeitig zu ihm gelange. Vielleicht ist es noch nicht zu spät.«

Solange er noch nicht verwandelt ist, gibt es Hoffnung.

»Ich muss ihn nur vom Meister weglocken. Oder besser gesagt: den Meister von ihm weglocken. Aber können wir ihn wirklich vernichten? Wenn es stimmt, was du sagst, dann ist das ja noch nicht einmal Gott gelungen.«

Gott hat Ozryel vernichtet. Aber sein Blut ist wiederauferstanden.

»Das heißt also, wir müssen Gottes Fehler wiedergutmachen.«

Er macht keine Fehler. Am Ende fließen alle Flüsse ins Meer.

»Dann denkst du wirklich, dass das Licht am Himmel aus einem bestimmten Grund erschienen ist? Dass es ein Zeichen für mich war?«

Ebenso für mich. Das Licht hat mir aufgetragen, dich zu beschützen. Zu verhindern, dass du korrumpiert wirst. Bald werden die einzelnen Teile ein großes Ganzes ergeben. Vasilij ist im Besitz der Waffe. Feuer fällt vom Himmel. Zeichen und Wunder – die Sprache Gottes. Alles hängt nun von der Stärke unseres Bündnisses ab.

Wieder eine Pause, in der sich Eph fragte, ob der Blutgeborene inzwischen nicht längst in seinem Kopf war. War dieses ganze Gerede womöglich nur ein Ablenkungsmanöver?

Vasiliy und Mrs. Martinez haben das sechste Geschoss von Vampiren gereinigt. Die anderen beiden sind noch mit dem fünften Geschoss beschäftigt.

»Dann los!«, sagte Eph und öffnete die Tür. »Gehen wir hinunter.«

Sie liefen die Treppe hinunter. Vorbei an Pfützen aus weißem Blut. Vorbei an der Tür zum fünften Geschoss, hinter der sie Gus und Joaquin fröhlich fluchen hörten.

Am Anfang des sechsten Untergeschosses befand sich ein Kartenraum, dessen Luftfeuchtigkeit offenbar früher penibel kontrolliert worden war; überall waren Thermostate und Barometer angebracht. Eph ging schnell den Gang entlang, während Quinlan etwas zurückfiel. Sie mussten sich jetzt irgendwo unterhalb des Bryant Park befinden. Die Gänge waren ziemlich weitläufig und verwirrend angeordnet, aber Eph lief einfach in die Richtung, aus der Vasiliys und Noras Stimmen kamen.

Die beiden standen an einem Glastisch und hatten die Taschenlampe auf etwas gerichtet. Sie hatten Eph nicht bemerkt – also ging er hinter einem Bücherregal in Deckung, nahm das Nachtsichtgerät ab und beobachtete sie.

Über dem Glastisch war eine Vitrine angebracht, in der sich offenbar die wertvollsten Stücke der Bibliothek befanden. Vasiliy brach das Schloss auf und nahm die Bücher heraus. Eines davon hatte es ihm besonders angetan: eine Gutenberg-Bibel. Sie würde sich ziemlich gut als Attrappe für das *Occido Lumen* eignen. Sie mussten nur den Schnitt versilbern und einige mit Illustrationen versehene Seiten aus den anderen Büchern einkleben.

»Davon gibt es auf der Welt nicht mehr als fünfzig Exemplare«, flüsterte er Nora zu. »Wer weiß, vielleicht ist es sogar das letzte überhaupt.« Er schlug das Buch auf. »Aber es ist eine unvollständige Kopie. Es ist aus Papier und nicht aus Pergament. Und die Bindung entspricht auch nicht dem Original.«

Nora blickte ihn beeindruckt an. »Wie viel du über diese Dinge weißt!«

Obwohl er es zu vermeiden versuchte, lief Vasiliy leicht rot an. Er deutete auf die neben der Vitrine angebrachte Informationstafel – und Nora verpasste ihm einen zarten Schlag auf den Oberarm.

»Wir nehmen es mit nach oben. Und einige der anderen Bücher.« Vasiliy verstaute die Bände in seinem Rucksack.

»Warte mal!«, sagte Nora plötzlich. »Du blutest.«

Tatsächlich: Auf dem Hemd des Kammerjägers hatte sich ein dunkelroter Fleck gebildet. Nora knöpfte es auf, dann zog sie eine Flasche Peroxid aus ihrer Tasche und gab es auf die Wunde. Das Blut zischte leise. »So, jetzt können dich die Vampire nicht mehr wittern. Aber du musst dich ausruhen. Das ist eine ärztliche Anordnung.«

Er lächelte. »Du bist also meine Ärztin?«

Nora lächelte ebenfalls. »Bin ich. Du brauchst Antibiotika. Eph und ich können uns darum kümmern, während du mit Quinlan ...«

Blitzartig streckte Vasiliy die Hand aus und nahm ihr die Mütze ab.

»Hey, gib sie mir zurück!« Sie drückte sich an ihn, versuchte an die Mütze gelangen, und nach einer Weile gab er sie ihr und legte beide Arme um sie. Streichelte mit der Hand ihre nackte Kopfhaut.

»Ich bin so froh, dich wiederzuhaben«, flüsterte er.

»Du blutest immer noch.«

»Ich wüsste nicht, was ich ohne dich machen würde, Nora.«

Unter anderen Umständen wäre Vasiliys Liebeserklärung vermutlich unzureichend gewesen – aber hier und jetzt genügte sie Nora völlig. Sie küsste ihn und schmiegte sich an ihn. Und für einen kurzen Moment fühlte es sich an, als ob die Zeit stehengeblieben wäre. *Hier. Jetzt.* Ohne Erinnerung. Ohne Erwartung ...

Bis die Taschenlampe aus Noras Hand rutschte – und das Licht auf Eph fiel, der im Schatten des Bücherregals stand.

Central Park

Dieses Mal gelang es Everett Barnes, sich erst zu übergeben, nachdem der Hubschrauber gelandet war. Als er fertig war, wischte er sich mit einem Taschentuch den Mund ab und blickte auf. Die *strigoi*, die um ihn herum standen, zeigten keinerlei Reaktion. Vermutlich hätte er hier auf dem sumpfigen Weg in der Nähe von Shakespeare Garden ein Ei legen oder sich einen dritten Arm aus der Brust wachsen lassen können – und diese hirnlosen Drohnen hätten ihn weiter angestarrt, als wäre nichts Besonderes geschehen. Dabei bot er mit Sicherheit einen ziemlich üblen Anblick: das Gesicht voller lila Flecken, die Lippen aufgeplatzt, die Hand in einer improvisierten Bandage.

Geduckt lief Barnes den Weg hinunter, während der Hubschrauber hinter ihm wieder abhob. Dann richtete er sich auf und öffnete seinen schwarzen Regenschirm. Die Wächter, die ihn wie bleiche Roboter begleiteten, nahmen vom strömenden Regen ebenso wenig Notiz wie zuvor von seiner Übelkeit.

Es dauerte nicht lange, bis der Vista Rock und Belvedere Castle in Sicht kamen. Und eine ganze Legion von Vampiren, die wie Statuen reglos und schweigend um das Schloss herum standen, als wären sie Teil einer bizarren Kunstinstallation. Erst als Barnes näherkam, wichen sie zur Seite, ließen ihn passieren, folgten ihm mit ihren leeren Blicken – und aus irgendeiner Eingebung heraus blieb er etwa in der Mitte abrupt stehen und blickte leicht zitternd auf die Untoten, die ihn umringt hatten. Diese Geschöpfe hätten ihn nur allzu gern in Stücke gerissen, hätte sie der Wille des Meisters nicht zurückgehalten. Ja, es war, als würde er in einem Zoo durch das Löwengehege schlendern und die wilden Tiere würden keinerlei Interesse an ihm zeigen. Ein Verhalten, das ganz und gar gegen ihre Natur war ... Ah, wie weit der Einfluss des Meisters doch reichte!

Nach einer Weile ging er weiter und traf am Eingang des Schlosses auf Kelly Goodweather. Im Gegensatz zu den anderen *strigoi* sah sie Barnes mit offensichtlichem Interesse an. Er verlangsamte seine Schritte, überlegte

kurz, ob er sie begrüßen sollte, verwarf diese lächerliche Idee aber gleich wieder und betrat das Schloss.

Der Herr der Vampire wartete bereits in der Eingangshalle auf ihn. Er trug einen schwarzen Mantel, und die Blutwürmer zappelten geradezu unter seiner Gesichtshaut.

Goodweather hat das Angebot also angenommen.

»Ja«, sagte Barnes und dachte: *Wenn du das schon weißt, warum musste ich dann in einen verdammten Hubschrauber steigen und hierher fliegen?* »Er spielt ein doppeltes Spiel mit seinen Kameraden. Es klang, als ob es ihm bitter ernst wäre, aber ich würde ihm trotzdem nicht vertrauen.«

Ich vertraue seinem jämmerlichen Verlangen nach seinem Sohn.

»Ja. Und er vertraut Ihrem Verlangen nach dem Buch.«

Wenn ich ihn habe, habe ich auch seine Verbündeten. Und wenn ich das Buch habe, habe ich alle Antworten.

»Ich verstehe nur nicht, wie es ihm so einfach gelingen konnte, in mein Haus einzudringen. Wurden die anderen Vampire denn nicht benachrichtigt?«

Der Blutgeborene. Ich habe ihn erschaffen, und doch ist er keiner von uns.

»Er funkt sozusagen nicht auf derselben Wellenlänge?«

Ich habe keine Kontrolle über ihn. Nicht so wie über die anderen.

»Und er hilft nun Goodweather? Ein Überläufer? Das könnte eine große Gefahr für uns bedeuten.«

Für dich? Ja. Für mich? In keinsten Weise. Er ist nur ein Ärgernis. Er hat sich mit dem Sonnenjäger verbündet, den die Alten rekrutiert haben.

»Wenn sich Goodweather ergibt, dann bekommen Sie ja alle notwendigen Informationen, nicht wahr? Dann erfahren Sie, wo sich dieser Blutgeborene aufhält.«

Das ist richtig. Zwei Väter – zwei Söhne – endlich miteinander vereint. Was für eine wunderbare Symmetrie doch in Gottes Plänen steckt. Wenn sich Goodweather ergibt ...

Plötzlich ertönte ein polterndes Geräusch hinter Barnes, und der ehemalige CDC-Direktor wirbelte herum. Ein Junge, ein Teenager, rannte lautstark die Wendeltreppe herunter. Ein Menschenjunge.

Unten angekommen schüttelte er sich das lange, struppige Haar aus dem Gesicht – und Barnes erkannte in dem Gesicht des Jungen Ephraim Goodweathers Züge wieder. Dieselben Augen, derselbe ernsthafte Ausdruck. Zachary Goodweather.

Ganz offensichtlich ging es dem Jungen nicht gut. Er hielt sich die Hand an die Kehle und keuchte schwer. Instinktiv – vor Jahrmillionen hatte er einmal den hippokratischen Eid geschworen – ging Barnes auf Zack zu und legte ihm die Hand auf die Schulter. »Ganz ruhig. Ich bin Arzt.«

Der Junge schlug Barnes' Arm zur Seite und lief ohne zu zögern auf den Meister zu. Dann fiel er auf die Knie, blickte flehentlich zu ihm auf und öffnete den Mund. Der Meister wartete einige Sekunden – er schien die Situation zu genießen –, bis er seinen Arm hob und sich mit seinem Mittelfinger in den Daumen ritzte. Dann streckte er die Hand aus und ließ einen Tropfen weißes Blut – ein einziger Tropfen, mehr nicht – in den Mund des Jungen fallen.

Barnes spürte, wie ihm wieder schlecht wurde – aber er hatte sich ja gerade erst übergeben.

Zack schloss den Mund, verzog das Gesicht – entweder aufgrund des Geschmacks oder weil das Schlucken schmerzte – und nahm die Hand von der Kehle. Es dauerte nicht lange, bis er aufhörte zu keuchen und wieder frei atmen konnte. Gleichzeitig kehrte die gesunde Blässe in sein Gesicht zurück.

Der Junge zwinkerte und blickte umher, als würde er diesen Raum zum ersten Mal sehen. Seine Mutter – oder das, was aus seiner Mutter geworden war – stand neben der Tür. Hatte der Schmerz ihres geliebten Sohnes sie hierhergelockt? Auf ihrem Gesicht war keinerlei Emotion zu erkennen. Wie oft fand dieses Blutritual statt? Jede Woche? Jeden Tag?

Dann fiel Zacks Blick auf Barnes. »Warum ist ein Mensch hier?«, krächzte er.

Barnes war überrascht von der überheblichen Art des Jungen, hatte er Goodweathers Sohn doch als nachdenklichen, wohlerzogenen Burschen in Erinnerung. Er strich sich die Haare glatt und versuchte, eine gewisse Würde auszustrahlen. »Erinnerst du dich an mich, Zachary?«

Der Junge schürzte die Lippen. »Sollte ich?«

»Ich war der Vorgesetzte deines Vaters. Früher. In der alten Welt.«

Wieder blitzte Ephraim Goodweather im Gesicht seines Sohnes auf – aber genau so, wie der Ephraim, der Barnes einen Besuch abgestattet hatte, nicht mehr derselbe war, so war auch Zachary nicht mehr derselbe. Sein Blick war distanziert und misstrauisch. Er verhielt sich wie ein junger Prinz.

»Mein Vater ist tot.«

Barnes wollte gerade etwas erwidern, doch im letzten Moment entschied er sich dagegen. Er blickte ängstlich zum Meister – und zum ersten Mal meinte er das gesamte Bild zu erkennen, das dieses Geschöpf komponiert hatte; ein Bild, in dem jeder die ihm zugewiesene Rolle spielte; ein Bild, in dem sich ein Kind gegen seinen eigenen Vater wandte ... Und plötzlich empfand er so etwas wie Mitleid für Ephraim Goodweather. Aber Everett Barnes wäre nicht er selbst gewesen, hätte dieses Gefühl allzu lange angehalten.

Columbia University

Du musst Folgendes über das Occido Lumen wissen. Quinlans Augen funkelten ungewöhnlich lebendig. Die Herkunftsstätte des Meisters ist mit zwei Worten gekennzeichnet: ›obscura‹ und ›aeterna‹ – ›dunkel‹ und ›ewig‹. Nicht gerade exakte Koordinaten.

»Die Koordinaten der anderen Herkunftsstätten waren alle genau dort verzeichnet, nicht wahr?«, sagte Vasiliy. Der Kammerjäger bastelte eifrig an der Gutenberg-Bibel herum, um ihr das Aussehen des *Occido Lumen* zu verleihen. Neben ihm stapelten sich die anderen antiken Bücher aus der Bibliothek, die er zu diesem Zweck ausschachtete.

Aber warum? Warum lediglich diese zwei Worte?

»Glaubst du, das könnte der Schlüssel sein?«

Ja. Ich dachte eigentlich, dass der Schlüssel zur Herkunftsstätte des Meisters in dem verborgen ist, was im Occido Lumen steht. Aber offenbar verbirgt er sich in dem, was nicht darin steht. Der Meister kam als letzter auf diese Welt, er ist der jüngste. Es dauerte Jahrhunderte, um so viel Macht zu erringen, dass er die anderen Alten vernichten konnte. Und jetzt ist er in die Neue Welt zurückgekehrt, nach Manhattan. Warum?

»Weil er seine eigene Herkunftsstätte beschützen will.«

Das würde das Zeichen am Himmel erklären. Aber wo ist sie?

Vasiliy schien plötzlich an etwas ganz anderes zu denken; seine Augen starrten irgendwo in die Ferne.

Was ist mit dir?

»Nichts. Ich ... Ich habe gerade an Eph gedacht. Er ist dort draußen unterwegs. Mit Nora.«

Wohin unterwegs?

»Sie suchen nach Medikamenten. Für mich.«

Dr. Goodweather muss unter allen Umständen geschützt werden. Er ist äußerst verwundbar.

Vasiliy legte die Stirn in Falten und sah den Blutgeborenen an. »Denen geht's bestimmt gut.«

Manhattan

Eph und Nora verließen die U-Bahn an der Pennsylvania Station. Hier hatte Eph vor zwei Jahren Nora, ihre Mutter und Zack zum Zug gebracht, damit sie die Stadt in letzter Minute verlassen konnten. Aber eine Vampirhorde hatte ihren Zug im North River Tunnel zum Entgleisen gebracht – und Kelly hatte Zack entführt.

Sie entdeckten eine kleine geschlossene Apotheke an der Ecke des Macy's-Gebäudes. Passanten liefen mit gesenkten Köpfen daran vorbei, auf dem Weg zur Arbeit oder zur Essensausgabe am Empire State Building, wo sie ihre Lebensmittelgutscheine einlösen konnten.

»Und jetzt?«, fragte Eph.

Nora blickte sich um. »Wir gehen durch das Kaufhaus. Komm mit!«

Die Drehtür am Eingang zu Macy's war seit langem versperrt, die Glasfronten mit Brettern zugenagelt. So unauffällig wie möglich stemmte Eph eine Sperrholzplatte am Eingang an der 34th Street auf, und sie schlüpfen schnell hinein.

Das Innere des »Größten Kaufhauses der Welt« war ein einziges Chaos. Die Regale waren umgestürzt, überall lagen Kleider und anderes Inventar herum. Es sah weniger nach einem Akt der Plünderung aus als nach einem Kampf oder einer richtigen Schlacht – als hätten sich die Vampire hier mit ganz besonderem Eifer auf die Menschen gestürzt.

Schnell liefen Nora und Eph den Gang hinunter und betraten die Apotheke durch den Inneneingang. Nora suchte einige Medikamente und eine Handvoll Spritzen zusammen, während sich Eph – als sie gerade einmal nicht zu ihm sah – eine Flasche Vicodin in die Tasche steckte.

»Ich brauche noch ein paar warme Sachen«, sagte Nora dann. »Und feste Schuhe. Diese Lagerschlappen taugen nichts.«

Eph lag ein Witz über Frauen und ihren Einkaufsfimmel auf der Zunge, aber er verkniff sich jede Bemerkung und nickte einfach nur.

Sie stiegen die berühmten hölzernen Rolltreppen – die ersten, die jemals in einem Gebäude installiert worden waren – in den ersten Stock hinauf,

und Eph zuckte erschrocken zusammen, als das Licht ihrer Taschenlampen auf eine der Kleiderpuppen fiel: Mit ihrem dumpfen Starren erinnerte sie ihn an die *strigoi*.

»Sieh mal, ihre Haare«, sagte Nora schmunzelnd. »Das ist jetzt der letzte Schrei.«

Nachdem sich Eph vergewissert hatte, dass hier keine Vampire auf sie warteten, wandte er sich Nora zu, die eine Schuhschachtel nach der anderen öffnete. »Ich habe Angst, Nora. Unser Plan ... Was, wenn es nicht funktioniert?«

»Ja. Es wird nicht einfach sein, den Meister zu täuschen. Vielleicht solltest du ihm sagen, dass wir das Buch Quinlan geben wollen, damit er es lesen kann – der Meister weiß ja über ihn Bescheid. Und dann lockst du ihn an einen bestimmten Treffpunkt, wo wir die Bombe gelegt haben. Egal wie viele seiner Vampire er mitbringt – Bombe ist Bombe.«

Eph nickte. Beobachtete ihr Gesicht. War dort irgendein Hinweis zu erkennen, dass sie log, dass sie die Verräterin war? Sie waren allein hier; wenn sie sich ihm offenbaren wollte, dann war dies der richtige Moment. »Die Attrappe muss einfach echt aussehen. Wenn wir einmal die erste Hürde überwunden haben, dann wird alles sehr schnell gehen.«

Nora durchwühlte die Regale weiter nach Schuhen in ihrer Größe. »Vasiliy kriegt das schon hin. Vertrau ihm.« Dann hob sie den Kopf, als wäre ihr gerade etwas bewusst geworden. »Hör zu, Eph. Vasiliy und ich, wir ...«

»Schon gut, Nora, du musst mir nichts erklären. Ich verstehe euch. Die Welt geht den Bach runter, und das Einzige, was wir tun können, ist, uns an den Menschen festzuhalten, die uns wirklich lieben. Weißt du, in gewisser Weise bin ich froh, dass es Vasiliy ist. Er würde sein Leben für dich geben, solltest du in Gefahr geraten. Und er wird immer für dich da sein – im Gegensatz zu mir.«

Nora wusste nicht, was sie darauf erwidern sollte. Ephs Worte erinnerten sie an den Mann, den sie einmal geliebt hatte: großzügig, intelligent, fürsorglich. Sie spürte, wie ihr Herz schneller schlug.

Eph kniff die Augen zusammen. »Was, wenn der Meister will, dass ich ihm das Buch bringe?«

»Sag ihm, dass wir hinter dir her sind. Dass ihr euch an einem geheimen Ort treffen müsst. Oder du verlangst, dass er Zack vorher zu dir bringt.«

Ephs Gesicht verdüsterte sich. Er musste an die Worte denken, die ihm das Geschöpf entgegengeschleudert hatte, als er diesen Wunsch geäußert hatte: *Das wird nie Teil unserer Vereinbarung sein ...* »Da ist noch ein anderer wichtiger Punkt, über den wir bisher nicht gesprochen haben. Wie komme ich rechtzeitig weg, wenn ich die Zündvorrichtung ausgelöst habe?«

»Ich weiß es nicht, Eph. Im Moment gibt es zu viele Variablen. Ich glaube, wir brauchen jede Menge Glück. Und Mut. Ich könnte es verstehen, wenn du es dir noch einmal überlegst.«

»Noch einmal überlegen? Du meinst, den ganzen Plan?«

Nora schüttelte seufzend den Kopf. »Ich weiß auch nicht ...«

Eph sah sie an, studierte ihr Gesicht. Da war keine Spur von Verrat. Kein Hinweis auf ein doppeltes Spiel. Er atmete erleichtert auf. So vieles hatte sich zwischen ihnen verändert – aber tief in ihrem Inneren war Nora noch immer die Freiheitskämpferin, die sie von Beginn an gewesen war.

»Was ist los?«, fragte sie.

»Was meinst du?«

»Es sah aus, als würdest du dich über etwas freuen.«

Er schüttelte den Kopf. »Mir ist nur klargeworden, dass es einzig und allein um Zack geht. Was immer nötig ist, um ihn zu befreien – ich werde es tun.«

»Ich bewundere dich dafür. Wirklich.«

»Aber meinst du nicht, dass der Meister unseren Plan durchschauen wird? Wird er wirklich glauben, dass ich in der Lage bin, euch zu verraten?«

»Ja. Es sieht ihm ähnlich, das zu glauben.«

Eph nickte, froh darüber, dass sie ihn in diesem Moment nicht ansah. Aber wenn nicht Nora, dachte er, wer war dann der Verräter? Sicher nicht Vasiliy. Vielleicht Gus? War dieser ganze gegen ihn gerichtete Zorn des Mexikaners nur Fassade? Oder womöglich Joaquin?

... can never go down / can never go down the drain.

Plötzlich hörten sie ein Rascheln aus einem der hinteren Verkaufsräume. Früher hätte es auch von einem Nagetier stammen können, aber jetzt ...

Sie schalteten die Taschenlampen aus.

»Ich sehe mal nach«, flüsterte Eph. »Warte hier. Und sei vorsichtig.«

»Bin ich immer«, erwiderte sie und zog leise ihr Schwert aus der Scheide.

Eph setzte das Nachtsichtgerät auf und ging langsam in die Richtung, aus der das Geräusch gekommen war. Alles sah unverändert aus; auch den Schaufensterpuppen waren in der Zwischenzeit keine krallenartigen Mittelfinger gewachsen. Nur ... dieser Kleiderbügel dort bewegte sich leicht hin und her. Als wäre gerade jemand daran vorbeigelaufen. An den Rolltreppen angekommen zog Eph sein Schwert. Irgendetwas riet ihm, nach unten zu gehen.

Und er hatte sich nicht getäuscht: Im Erdgeschoss schlug ihm der Ammoniakgestank eines *strigoi* entgegen. Wie seltsam: ein Vampir, allein unterwegs? Aber vielleicht war es ja die Aufgabe der Kreatur, regelmäßig das Kaufhaus zu kontrollieren.

Eph sah sich nach allen Seiten um. Nichts bewegte sich. Er wollte gerade zu einem der überdimensionalen Verkaufsdisplays gehen, als er aus der entgegengesetzten Richtung ein leises Klicken hörte.

Er fuhr herum. Wieder nichts zu sehen. Er bückte sich und lief an den Wühltischen entlang in Richtung des Geräuschs. Ein Schild wies den Weg zu den Toiletten und zu den Büroräumen der Kaufhausverwaltung. Er öffnete die Türen der Büros und sah mit dem Nachtsichtgerät hinein. Nichts. Dann, am Ende des Ganges, betrat er die Männertoilette. Er ging an den Urinalen vorbei und stieß mit der Schwertspitze gegen die Kabinentüren. Sie waren alle leer.

Aber von irgendwo kam wieder dieses Rascheln.

Von irgendwo hier im Raum.

Eph wandte sich um. Sah sich selbst im Spiegel. Sah auf das Waschbecken und den großen Mülleimer darunter ...

... in dem es leise raschelte ...

... und dann – in einer wahren Explosion aus Papier und Abfall – sprang ein kleiner *strigoi* aus dem Mülleimer, machte einen riesigen Satz und landete auf der gegenüberliegenden Seite des Raums an der Wand. Völlig perplex fuhr Eph mit dem Schwert einige Male durch die Luft, um eine Stachelattacke abzuwehren, bis ihm klar wurde, dass sich der Vampir nicht bewegte, sondern ihn – auf dem gefliesten Boden kauern, die Knie an den Kopf gezogen – mit leeren, schwarz glänzenden Augen anstarrte.

Es war ein zwölf-, vielleicht auch vierzehnjähriger afroamerikanischer Junge. Und er war blind.

Ein Späher.

Die Oberlippe des Jungen war leicht gekräuselt, so dass es im Licht des Nachtsichtgeräts aussah, als würde er lächeln.

Eph senkte das Schwert, aber blieb auf der Hut. »Bist du wegen mir hier?«, fragte er.

Ja.

Erschrocken wich Eph einige Schritte zurück. Nicht wegen der Antwort an sich, sondern wegen der Stimme. Es war Kelly. Und durch sie sprach der Meister.

»Wie hast du mich gefunden?«

Du wolltest gefunden werden. Blitzartig schnellte der Späher hoch, drückte sich von der Wand ab und landete wenige Meter seitlich von Eph. *Wirst du mich töten, Ephraim?*

Eph hatte das Schwert wieder hochgerissen und blickte den Vampir verwirrt an. Kellys verdammte Stimme! War es womöglich ihre Idee gewesen, einen Jungen zu schicken, der etwa in Zacks Alter war? »Warum quälst du mich so?«

Ich könnte Hunderte durstiger Vampire auf dich hetzen. In wenigen Minuten. Sag mir einen Grund, warum ich das nicht tun sollte.

»Weil ... das Buch nicht hier ist. Und weil ich mir die Kehle aufschlitzen würde, bevor du in meine Gedanken eindringen kannst.«

Du bluffst.

Eph stürzte ruckartig nach vorne und schlug mit dem Schwert nach dem *strigoi* – der gerade noch rechtzeitig wegspringen konnte. »Na, wie gefällt dir das? Deine Drohungen wirken nicht gerade vertrauensbildend. Ich frage mich, ob du deinen Teil der Abmachung auch wirklich einhältst.«

Bete darum, dass ich es tue.

»Beten? Eine interessante Wortwahl. Du bist Ozryel, nicht wahr? Ja, ich habe das Buch gelesen, das du so gerne besitzen würdest. Und ich habe mit Quinlan gesprochen.«

Dann solltest du wissen, dass ich nicht Ozryel bin.

»Stimmt. Du bist der Wurm, der aus den Adern des mörderischen Engels gekrochen kam, nachdem ihn Gott wie ein Suppenhuhn tranchiert hat.«

Du amüsierst mich. Wir haben dieselbe rebellische Natur, Ephraim Goodweather. So wie auch dein Sohn.

Eph schüttelte wütend den Kopf. »Mein Sohn hat nichts mit dir gemeinsam.«

Sei dir da nur nicht so sicher ... Also, wo ist das Buch?

»Versteckt im unterirdischen Magazin der Public Library.«

Und der Blutgeborene studiert es eifrig, nehme ich an.

»So ist es. Und das macht dir nichts aus?«

Ein Unwürdiger braucht viele Jahre, um es zu entziffern.

»Gut, dann hast du es ja nicht eilig. Vielleicht sollte ich mit der ganzen Sache warten. Einen besseren Deal aushandeln.«

Und vielleicht sollte ich deinen Sohn in Stücke reißen.

In diesem Augenblick wünschte sich Eph nichts sehnlicher, als dem Vampirjungen das Schwert in die Kehle zu rammen. Aber was würde er damit schon erreichen? Der Meister gebot über Unzählige dieser Kreaturen. »Jetzt bist du es, der blufft. Ich weiß, dass du das Buch willst. Und zwar so schnell wie möglich.«

Der Vampir blieb stumm.

»Und es gibt auch keinen Verräter. Du hast gelogen.«

Die leeren Augen starrten Eph an.

»Früher sagte man: Schweigen ist auch eine Antwort.«

Mein Vater ist tot.

Ephs Herz machte einen Sprung. Er taumelte zurück. Das war nicht mehr Kellys Stimme. Es war die Stimme seines Sohnes. »Du verdammter ...« Er spürte, wie er zu zittern begann.

Und dann war da wieder Kelly. *Du wirst mir das Buch bringen.*

Zuerst hatte Eph gedacht, dass sein Sohn verwandelt worden war, aber jetzt wurde ihm klar, dass der Meister nur ein perverses Spiel mit ihm spielte. »Fahr zur Hölle!«

Dorthin wollte mich auch Gott schicken. Und wo ist Er jetzt?

»Nicht hier«, flüsterte Eph. »Nicht hier.«

Ganz genau. Er ist nicht hier ... Warum erlöst du diesen armen kleinen Jungen nicht, Ephraim? Sieh in diese blinden Augen. Würde es dir nicht eine große Genugtuung verschaffen, ihn zu töten?

Eph sah in die Augen des Geschöpfes. Sah den Vampir. Und sah den Menschen, der er einmal gewesen war.

Ich habe Tausende von Söhnen. Und sie sind mir alle untertan.

»Nein. Du hast nur einen Sohn. Quinlan. Und er will dich vernichten.«

Der Späher legte den Kopf zurück, entblößte seinen Hals. *Tu es, Ephraim. Stoß zu.*

Eph runzelte verwirrt die Stirn. Warum wollte der Meister, dass er diesen Vampir tötete? Er hob das Schwert und zielte mit der Klingenspitze auf die Kehle des Jungen. »Hier. Töte ihn selbst, wenn dir so viel daran liegt.«

Du willst es wirklich nicht tun?

»Doch, will ich. Aber ich habe keinen Grund dazu.«

Geschwätz! Ich glaube, du kannst es nicht. Und du versteckst deine Schwäche hinter klugen Worten.

»Schwäche heißt, der Versuchung nachzugeben. Stärke dagegen bedeutet ihr zu widerstehen.« Eph blickte in die Augen des Vampirs – und im selben Augenblick vollzog sich eine Veränderung. Es schien, als hätte sich der Meister aus der Kreatur zurückgezogen und als würde der Späher nun auf etwas anderes lauschen. Etwas, das ganz in der Nähe geschah.

Ehe es sich Eph versah, machte der Vampir einen Satz zur Seite und rannte wie der Blitz zur Tür hinaus.

Kelly Goodweather schlich an der Wand entlang und versuchte, mit ihren nackten Füßen keine Geräusche zu machen. Sie roch die Menschenfrau hinter dem Schuhregal, hörte den Rhythmus ihres Blutes. Langsam kam sie näher, senkte den Kopf, umrundete das Regal ...

»Hallo, Miststück!« Nora Martinez starrte Ephs Exfrau mit finsterer Miene und erhobenem Schwert an. »Du siehst ein bisschen verwahrlost aus. Falls du die Kosmetikabteilung suchst, die ist im Erdgeschoss.«

Kelly zuckte zurück und rief telepathisch nach den Spähern, die sie begleiteten. Die Silberklinge glühte geradezu vor ihren Augen.

»Oh, Mutter und Tochter gehen zusammen einkaufen«, sagte Nora, als sie den weiblichen Späher sah, der auf Kelly zulief. »Wie nett. Hey, ich habe da etwas Silberschmuck, der euch gefallen wird.« Sie täuschte einen Scherthieb an. »Ich habe keine Angst mehr vor dir. Damals im Tunnel hatte ich Angst. Aber jetzt ...« Blitzschnell zog sie ihre Lumalampe aus dem Gürtel und schaltete sie ein.

Das Spähermädchen wich sofort zurück, als das grelle UV-C-Licht auf sie fiel, doch Kelly blieb wie angewurzelt stehen und starrte Nora an. Nein, starrte auf irgendetwas *hinter* Nora ...

Nora wirbelte herum und stieß die Silberklinge in den Mund des Vampirjungen, der auf sie zusprang. Weißes Blut schoss hervor, die Kreatur fiel zu Boden, Nora zog das Schwert aus dem zuckenden Körper, drehte sich wieder um.

Aber Kelly und der weibliche Späher waren verschwunden – als ob sie nie hier gewesen wären.

»Nora!«

Ephs Stimme aus dem Erdgeschoss.

»Ich komme!«, rief sie und rannte die hölzernen Stufen hinunter.

»Alles okay?«, fragte er besorgt, als sie bei ihm war. Das weiße Blut an ihrem Schwert leuchtete im Licht des Nachtsichtgeräts.

Sie nickte. »Ich habe oben Kelly getroffen. Sie lässt schön grüßen.«

Eph starrte ihre Klinge an. »Hast du sie ...«

»Nein, leider nicht. Nur eines ihrer kleinen Monster.«

»Dann nichts wie weg hier!«

Eigentlich dachte Nora, dass sie vor dem Kaufhaus eine ganze Horde von Vampiren erwarten würde, aber wie zuvor waren lediglich Menschen auf der Straße zu sehen. Sie hakte sich bei Eph unter, und gemeinsam gingen sie den Gehsteig entlang, als wären sie ganz normale New Yorker.

»Wie ist es bei dir gelaufen?«, fragte Nora nach einer Weile flüsternd.

»Ich habe mit ihm gesprochen. Was für ein falscher Bastard!«

»Meinst du, er hat es dir abgekauft?«

»Ja.« Eph vermied es, Nora in die Augen zu sehen. »Er hat es mir abgekauft.«

»Gut. Wohin gehen wir jetzt?«

»Einfach weiter. Nur nicht stehenbleiben.« Eph blickte hoch – und bemerkte den Späher, der von einem Hausdach aufs andere sprang. »Sie folgen uns. Wir gehen solange spazieren, bis die Sonne rauskommt.«

Columbia University

Nach Anbruch des Mittagslichts kehrten Eph und Nora in die Universität zurück. Eph vermutete, dass Quinlan in den Kellerräumen das *Occido Lu-men* studierte und wollte gerade runtergehen, als ihnen Gus entgegenkam.

»Hast du die Medizin?«, fragte er Nora.

Sie öffnete ihre Tasche und zeigte dem Mexikaner, was sie in der Apotheke gefunden hatte.

»Es geht um Joaquin.«

»Was ist mit ihm?«

»Schaut ihn euch bitte einmal an. Sieht irgendwie übel aus.«

Sie folgten Gus in einen der Seminarräume, wo Joaquin auf einem langen, schmalen Holztisch lag. Ein Hosenbein war hochgekrempelt, und man konnte deutlich die Schwellung am Knie sehen.

»Wie lange hast du das schon?«, fragte Nora.

Joaquin verzog das Gesicht zu einer schmerzhaften Grimasse. »Keine Ahnung. Eine ganze Weile, glaube ich.«

Nora legte die Hand auf die Schwellung – Joaquin biss dabei die Zähne zusammen – und untersuchte sie. Unterhalb der Kniescheibe entdeckte sie eine Wunde, nicht größer als ein Zentimeter, an den Rändern gelb und verkrustet. »Wo kommt dieser Schnitt her?«

»Weiß nicht, Lady. Glaube, ich bin im Lager gegen irgendetwas gestoßen. Aber ich hab's erst später bemerkt.«

»Du bist öfter allein unterwegs«, sagte Eph. »Warst du in Krankenhäusern oder irgendwelchen anderen Pflegeeinrichtungen?«

»Äh ... kann sein. Ja, Saint Luke's zum Beispiel.«

Eph sah Nora an. Sein Blick sagte: Das hier könnte ernst sein.

Nora runzelte die Stirn. »Penicillin?«

»Vielleicht.« Er wandte sich wieder Joaquin zu. »Bleib schön hier liegen. Wir sind gleich wieder da.«

»Das klingt aber nicht gut, Doc.«

»Ganz offensichtlich ist das eine Infektion. Eine reine Routinesache – wären wir in einem Krankenhaus. Das Problem ist nur, dass es keine Krankenhäuser mehr gibt. Also müssen wir uns etwas anderes überlegen.«

Joaquin nickte, aber sein Gesichtsausdruck sagte, dass er Eph kein Wort glaubte. Er legte stöhnend den Kopf zurück und schloss die Augen.

Eph, Nora und Gus gingen in den Gang hinaus.

»Okay«, sagte Gus. »Kein Bullshit.«

Nora schüttelte nachdenklich den Kopf. »Ein Bakterium. Multiresistent. Er könnte sich im Lager geschnitten haben, aber die Infektion hat er sich in irgendeiner medizinischen Einrichtung geholt. Die Biester können auf OP-Instrumenten oder anderen Oberflächen ziemlich lange überleben.«

»Und wie kriegen wir ihn wieder hin?«

»Wir bräuchten etwas, das es nicht mehr gibt. Vancomycin. Ich habe in der Apotheke danach gesucht, aber nichts gefunden.«

Vor zwei Jahren, im Chaos des Umsturzes, hatte Vancomycin zu den begehrtesten Medikamenten gehört. Unzählige Medizinexperten, die es eigentlich hätten besser wissen müssen, waren im Fernsehen aufgetreten und hatten es als letzte Hoffnung im Kampf gegen das sich mit rasender Geschwindigkeit ausbreitende Vampirvirus angepriesen.

»Und selbst wenn wir noch etwas davon finden«, fuhr Nora fort, »wäre immer noch eine Behandlung mit anderen Antibiotika nötig, um ihn von der Infektion zu befreien. Es ist kein Vampirbiss, aber es ist genau so tödlich.«

Eph nickte. »Auch wenn wir literweise Flüssigkeit in ihn hineinpumpen, würde das das Unvermeidliche nur hinauszögern.«

Gus sah aus, als würde er am liebsten irgendjemand ins Gesicht schlagen. »Ihr seid doch die verdammten Ärzte – tut irgendwas!«

»Medizinisch betrachtet«, sagte Nora, »sind wir wieder im Mittelalter. Ohne Nachschub an Medikamenten werden bald alle Krankheiten zurückkehren, von denen wir dachten, sie seien längst ausgerottet. Aber wir können seine Qualen vielleicht etwas lindern ...«

Sie sah zu Eph – der kurz nachdachte, dann mit den Schultern zuckte und seinen Rucksack öffnete. In einem kleinen Nebenfach waren die Medikamente versteckt, die er in den zurückliegenden Monaten zusammengesammelt hatte: dutzende von Tabletten und Pillen in allen Größen, Farben und Formen. Er wählte einige niedrig dosierte Lorcets, ein Dutzend

Percodans und vier Dilaudid-Tabletten aus und gab sie Gus. »Zuerst die hier«, sagte er und deutete auf die Lorcets. »Das Dilaudid erst ganz am Schluss.« Dann reichte er Nora die übrigen Medikamentenpackungen. »Hier. Nimm. Ich brauche sie nicht mehr.«

Gus sah skeptisch auf die Pillen in seiner Hand. »Aber die werden ihn doch nicht heilen, Mann?«

»Nein«, sagte Nora. »Sie lindern nur den Schmerz.«

»Und was, wenn wir ... Amputation, mein ich ... also, das Bein einfach abschneiden? Ich würde es machen.«

Nora legte die Hand auf den Arm des Mexikaners. »Es ist nicht nur sein Knie, Gus. Tut mir leid. So wie es aussieht, können wir nichts mehr für ihn tun.«

In diesem Moment kam Vasiliy den Gang hinunter, seine Jacke nass und schwer vom Regen. »Hey, Leute«, rief er. »Er ist wieder da. Creem. In der Werkstatt.«

Gus schloss die Finger um die Tabletten. »Geh du zu ihm«, murmelte er. »Ich komme gleich nach.« Dann ging er in den Seminarraum zurück und half Joaquin, die Medikamente zu schlucken. Verabschiedete sich vom letzten Menschen auf diesem verdammten Planeten, der ihm noch etwas bedeutete. Sein Bruder, seine Mutter, seine *compas* – alle tot. Er war allein.

Draußen auf dem Gang sah Vasiliy Nora an. »Alles in Ordnung? Ihr habt ziemlich lang gebraucht.«

»Sie sind uns gefolgt«, sagte sie und umarmte den Kammerjäger.

Eph tat so, als würde er diesen Austausch von Zärtlichkeiten gar nicht bemerken. »Kommt Quinlan mit dem Buch voran?«

»Nein«, erwiderte Vasiliy und ließ Nora los. »Offenbar ist es auch für ihn nicht so leicht zu lesen, wie er dachte ... Also, gehen wir zu unserem Gangsterboss.«

Sie liefen über die Low Plaza und dann an der Bibliothek vorbei zu den Wartungsgebäuden. Wie beim letzten Mal hatte Creem den Hummer in der Werkstatt geparkt. Der Anführer der Jersey Sapphires stand neben einem

Einkaufswagen voller Waffen – die Waffen, die ihm Gus versprochen hatte – und machte einen auf Grinsekatzte.

»Wow, mit diesen Babys kann man's ordentlich krachen lassen«, sagte er, als sie die Werkstatt betraten. »Wo ist der Mex?«

»Kommt gleich«, knurrte Vasiliy.

Creem zog eine Augenbraue hoch. »Und du bist autorisiert, für ihn zu sprechen? Ich hab dem Bohnenfresser ein faires Angebot gemacht.«

»Das wissen wir.«

»Und?«

»Wir wollen erst den Zünder sehen.«

»Oh, klar. Kein Problem. Das lässt sich einrichten.«

»Was meinst du damit?« Nora sah auf den knallgelben Wagen. »Ich dachte, du bringst ihn hierher.«

»Hierher? Was glaubst du, wer ich bin – MacGyver? Ich weiß ja noch nicht mal, wie so ein beschissenes Ding aussieht. Nein, ich sag euch, wo ihr das Ding findet. In einem Militärdepot. Wenn es dort keinen Zünder gibt, dann weiß ich auch nicht, wo.«

Nora sah kurz zu Vasiliy hinüber. Es war klar, dass sie Creem nicht traute. »Du bringst uns also zu diesem Stützpunkt, das ist alles? Mehr hast du nicht anzubieten?«

Creem grinste. »Information. Das ist mein Angebot.«

»Aber wenn du das Ding gar nicht hast, was machst du dann hier?«

Creem fischte eines der ungeladenen Gewehre aus dem Einkaufswagen. »Ich wollte mir die hier abholen.« Dann ging er zum Hummer, öffnete die Fahrertür und holte einen Straßenplan von Jersey heraus, an den eine handgezeichnete Karte geheftet war.

Nora beäugte die beiden Karten skeptisch. »Das kriegen wir also im Tausch gegen Manhattan? Da haben die Indianer aber ein besseres Geschäft gemacht.«

»Das hier«, sagte Creem amüsiert und deutete auf die kleine Karte, »ist ein Plan des Picatinny-Militärdepots. Es liegt im Norden New Jerseys, etwa sechzig Kilometer von hier. War früher mal ein Schießpulverdepot, dann irgend so ein militärisches Forschungszentrum. Jetzt sind da die Blutsauger am Ruder, aber ich weiß, wie man reinkommt. Wir klauen denen schon seit

Monaten Munition.« Er strich mit der Hand über das Gewehr und legte es dann in den Kofferraum.

»Und die haben Zünder, ganz sicher?«, fragte Vasiliy.

»Wenn nicht die, dann keiner. Die haben alles, was man für einen Krieg so braucht, Mann. Aber ich hab keine Ahnung, was ihr genau sucht. Wie groß ist euer Sprengkopf?«

»Etwa einen mal einen halben Meter. Tragbar, aber keine Kofferbombe. Und ziemlich schwer.«

»Dann findet ihr dort sicher das Richtige. Aber ich kann für nichts garantieren – ich kann euch nur da reinbringen. Dann nehmt euer Spielzeug und probiert es aus – und wenn es nicht funktioniert, dann ist das euer Problem, nicht meins.«

»Du hast uns also praktisch nichts zu bieten«, sagte Nora.

»Du willst noch ein paar Jahre um die Häuser ziehen, Lady? Meinen Segen hast du!«

»Wie schön, dass du das alles so komisch findest.«

»Ja, ich finde es komisch. Ich finde diese ganze verdammte Welt komisch. Ich lach mich geradezu tot. Was erwartest du denn? Dass ich in Tränen ausbreche? Diese Vampirsache ist ein einziger gigantischer Witz, der größte Witz des Universums, und entweder kapiert man ihn oder nicht.«

»Und du hast ihn kapiert?«

»Sagen wir mal so, meine haarlose Schönheit: Ich will als Letzter lachen. Also passt gefälligst auf, dass ihr eure Bombe nicht in meiner Nachbarschaft zündet. Geht nach Connecticut oder wohin ihr wollt, aber bleibt mir von der Wäsche.«

Jetzt grinste auch Vasiliy. »Was willst du eigentlich mit der Stadt anstellen, wenn sie dir gehört?«

»Keine Ahnung, Mann. Hab ich noch nicht drüber nachgedacht. Ich war bisher noch nie Hausbesitzer. Vielleicht mach ich ein Casino draus. Oder eine Rollschuhbahn. Was interessiert's dich?«

In diesem Moment kam Gus in die Werkstatt, die Hände in den Jackentaschen vergraben, die Miene wie versteinert. Er hatte eine Sonnenbrille aufgesetzt, aber wenn man genau hinsah, erkannte man, dass er geweint hatte.

»Ah, da bist du ja, Mex«, sagte Creem. »Sieht aus, als ob wir im Geschäft sind.«

Gus nickte.

»Aber alles, was er uns anbietet«, sagte Nora, »sind diese Karten hier.«

Gus nickte erneut. »Wann kann's losgehen?«

»Morgen?«, erwiderte Creem.

»Okay, morgen. Aber unter einer Bedingung: Du bleibst heute Nacht hier. Bei uns. Wir brechen zeitig auf.«

»Du traust mir nicht, wie?«

»Keine Sorge, du kriegst auch was zu essen.«

»Na schön. Aber ich will mein Steak gut durchgebraten.« Creem lud die übrigen Waffen in den Hummer. »Also, wie sieht dein großartiger Plan aus, Mex? Was genau habt ihr mit der Bombe vor?«

»Das musst du nicht wissen.«

Creem blickte auf. Sah sie alle an. »Man kann diese Motherfucker nicht in einen Hinterhalt locken – das ist euch ja wohl klar, oder?«

»Man kann, wenn man etwas hat, was sie wollen«, erwiderte Gus. »Und genau deshalb behalt ich dich im Auge, Mann.«

Aus dem Tagebuch von Ephraim Goodweather

Lieber Zack,

dies ist das zweite Mal, dass ich dir einen Brief schreibe, den kein Vater jemals schreiben sollte: einen Brief, in dem ich für immer Abschied nehme. Den ersten habe ich geschrieben, kurz bevor ihr in den Zug eingestiegen seid, der euch aus der Stadt heraus und in Sicherheit bringen sollte. Ich habe darin zu erklären versucht, warum ich nicht mit dir komme. Warum ich in einen Kampf ziehe, den ich nicht gewinnen kann.

Und zwei Jahre später bin ich immer noch hier.

Und kämpfe immer noch.

Sie haben dich mir auf die furchtbarste Art weggenommen, die ich mir vorstellen kann. Zwei Jahre lang habe ich versucht, dich aus den Klauen des Meisters zu befreien. Zwei Jahre lang habe ich um dich geweint. Du denkst, ich bin tot. Aber noch lebe ich. Und ich lebe nur für dich.

Ich schreibe das für den Fall, dass du mich überlebst. Und dass der Meister mich überlebt. Wenn das geschieht – es wäre das schlimmstmögliche Ende, das ich mir vorstellen kann –, dann habe ich mich eines Verbrechens gegen die Menschheit schuldig gemacht. Dann habe ich die letzte Hoffnung unserer Spezies auf ein Leben in Freiheit verspielt. Aber ich habe es für dich getan. Dafür, dass du ein Mensch bleiben kannst.

Mir bleibt nur zu hoffen, dass du inzwischen erkannt hast, wie böse das Geschöpf ist, das dich gefangen hält. Die Geschichte wird von den Gewinnern geschrieben, heißt es, also schreibe ich heute nicht um der Geschichte, sondern um der Hoffnung willen. Wir hatten einmal ein gemeinsames Leben, Zack, ein wunderschönes Leben – und deine Mutter war ebenfalls Teil dieses Lebens. Bitte vergiss dieses Leben nicht: das Licht der Sonne, die Freude, die wir miteinander teilten. Das war deine Jugend. Du musstest viel zu schnell erwachsen werden, und ich verstehe nur zu gut, wenn du dich fragst, wer dich wirklich liebt oder wer das Beste für dich will. Ich verzeihe dir alles. Und ich bitte dich, mir den Verrat zu verzeihen, den ich für dich begehe. Mein Leben ist nur ein geringes Opfer, wenn ich deines dafür retten

kann, doch das Leben meiner Freunde, das Leben aller Menschen – dieses Opfer ist gewaltig.

Vieles habe ich in diesen zwei Jahren aufgegeben, aber dich habe ich nie aufgegeben. Ich bedaure nur, dass ich den Mann, der du einmal werden wirst, nie kennenlernen darf. Ich hoffe so sehr, dass du immer auf dem Pfad des Guten bleibst.

Eines ist noch zu sagen. Wenn mein Plan wirklich gescheitert ist, dann wurde ich verwandelt. Dann bin ich jetzt ein Vampir. Und dieser Vampir wird zu dir, wird zu seinem geliebten Sohn kommen. Und er wird nicht damit aufhören – nicht, bevor du ihn erlöst. Solltest du das inzwischen getan haben, dann danke ich dir. Bitte fühl dich nicht schuldig – du hast das Richtige getan. Jetzt habe ich Frieden.

Solltest du mich jedoch noch nicht getötet haben, dann tu das bitte so schnell wie möglich. Und töte auch deine Mutter.

Wir lieben dich, Zack.

Wenn du mein Tagebuch dort gefunden hast, wo ich es für dich hinterlegt habe – auf deinem Bett im Haus deiner Mutter in der Kelton Street –, dann hast du hoffentlich auch die Tasche unter dem Bett gefunden. Die Silberwaffen darin sollen dir helfen, zu überleben. Sie sind alles, was ich dir hinterlassen kann.

Dies ist eine grausame Welt, Zachary Goodweather. Vielleicht kannst du sie eines Tages zu einer besseren machen.

Dein Vater

Dr. Ephraim Goodweather

Columbia University

Eph hatte auf Gus' Essen verzichtet, um in einem der leeren Seminarräume – nicht weit entfernt von jenem, in dem Joaquin lag – den Brief an Zack zu schreiben. Jetzt las er ihn noch einmal durch. Versuchte, ihn zu lesen, wie Zack ihn lesen würde. Was würde ihm dabei durch den Kopf gehen?

Mein Vater hat mich geliebt.

Mein Vater hat seine Freunde und die ganze Menschheit verraten.

Ihm wurde klar, was er seinem Sohn damit auf den Weg gab. Er legte ihm das Gewicht einer verlorenen Welt auf die Schultern.

Mein Vater hat die Versklavung aller gegen die Freiheit eines einzelnen eingetauscht.

Tat er das wirklich aus Liebe? Oder vielleicht doch aus einem anderen Grund?

Das Ganze war ein einziger Betrug. Selbst wenn der Meister seinen Teil der Abmachung einhielt, würde Zack als Sklave in einer Welt der Vampire leben – als *menschlicher* Sklave.

Eph kam es vor, als würde er aus einem fiebrigen Traum erwachen. Wie hatte er sich nur so täuschen können? Hatte ihn die Stimme des Meisters in seinem Kopf schon so korrumpiert? Hatte sich der Herr der Vampire wie ein Krebsgeschwür in seinem Gehirn ausgebreitet? Die Vorstellung, dass Zack sein ganzes Leben im Schatten dieser Kreatur verbringen würde, machte ihm mehr Angst denn je ...

In diesem Moment hörte er Schritte den Gang hinunter kommen. Er klappte das Tagebuch zu und steckte es in den Rucksack – dann öffnete sich die Tür.

Eph hatte eigentlich Quinlan erwartet, aber es war Creem, der den Raum betrat. Und obwohl er den Anführer der Jersey Sapphires nicht ausstehen konnte, war er doch etwas erleichtert: Quinlan hätte die Anspannung, unter der er stand, sofort bemerkt.

»Hey, Doc. Ich hab dich gesucht. Tut gut, mal allein zu sein, was?«

»Es hilft, die Gedanken zu sortieren.«

»Weißt du, wo diese Dr. Martinez steckt?«

»Nein, keine Ahnung.«

»Treibt sich wahrscheinlich irgendwo mit dem großen Typen rum, dem Kammerjäger.« Creem schloss die Tür hinter sich. Dann streckte er den Arm aus und rollte den Ärmel hoch. Ein dickes quadratisches Pflaster klebte auf seinem Unterarm. »Kannst du dir das mal ansehen? Ich hab da einen Schnitt. Mann, ich hab diesen anderen Mex gesehen, Joaquin, der sieht gar nicht gut aus. Besser, da schaut mal der Doc drauf.«

Leise seufzend holte Eph eine kleine Taschenlampe aus dem Rucksack und ging zu Creem. »Dann mach das mal weg.«

Creem zog das Pflaster mit einem *Ratsch* ab; seine Miene blieb dabei völlig unbewegt.

Eph beleuchtete die Haut darunter. Es waren weder ein Schnitt noch irgendeine andere Verletzung zu erkennen. »Tut mir leid, ich sehe nichts.«

»Tja, das liegt vermutlich daran, dass es auch nichts zu sehen gibt«, sagte Creem und zog den Arm zurück. »Der Meister hat mir aufgetragen, mit dir allein zu sprechen.«

Fast wäre Eph vor Schreck zurückgesprungen. Die Taschenlampe fiel ihm aus der Hand und rollte über den Boden.

Ein silbernes Grinsen erschien auf dem Gesicht des Kolumbianers.

»Du bist es also«, flüsterte Eph.

»Und du? Kapiert ich nicht, aber egal.« Creem vergewisserte sich, dass die Tür auch wirklich geschlossen war. »Hör zu, Homeboy. Du musst mehr Präsenz zeigen. Dich mehr einbringen, öfter den Mund aufmachen. Streng dich mal ein bisschen an.«

Eph hörte gar nicht richtig zu. »Wie lange schon?«

»Ist noch nicht so lange her. Der Meister hat meine Crew niedergemäht. Aber das geht schon in Ordnung – immerhin ist es *sein* Viertel, Mann.« Creem schnippte mit den Fingern. »Mit mir hat er allerdings was anderes vor. Er hat mir ein Angebot gemacht – das Gleiche, das ich euch gemacht hab.«

»Manhattan?«

»Zumindest einen Teil davon. Den Schwarzmarkt, bisschen Sex und Glücksspiel. Er meint, das hält die Leute von irgendwelchen Dummheiten ab.«

»Dann ist das alles eine Lüge? Die Sache mit dem Zünder?«

»Nein, das stimmt schon. Ich sollte hier antanzen, um euch auszuspielen. Aber den Deal hat sich Gus ausgedacht.«

»Und was ist mit dem Buch?«

»Dieses komische Silberding, über das ihr immer redet? Hat der Meister nicht erwähnt. Ist es das, was du ihm bringen sollst?«

Eph nickte. Er musste dieses Spiel mitspielen.

»Du bist wirklich der Letzte, von dem ich das gedacht hätte. Aber hey – die anderen werden sich bald wünschen, sie hätten so einen guten Deal wie wir gemacht.« Wieder das Grinsen.

»Und du glaubst wirklich, dass er sich an eure Abmachung halten wird?«

»Hab nichts Gegenteiliges gehört. Was glaubst du?«

»Ich glaube an gar nichts mehr.«

»Meinst du, er wird uns in den Arsch treten? Warum sollte er?« Creem kniff die Augen zusammen. »Was kriegst du eigentlich dafür? Sag jetzt bloß nicht: die Stadt.«

»Meinen Sohn.«

»Und?«

»Das ist alles.«

»Das ist *alles*? Deinen Sohn für dieses verflucht wichtige Buch und alle deine Freunde?«

»Mehr will ich nicht.«

Creem machte ein Gesicht, das keinen Zweifel daran ließ, dass er Eph für einen Schwachkopf hielt. »Weißt du, ich hab nachgedacht, als ich das mit dir erfahren habe. Was hat der Meister vor? Will er wirklich mit uns beiden einen Deal machen?«

»Vermutlich mit keinem von uns.«

»Und was soll das wieder heißen? Egal, ich denke, einer von uns ist nur Reserve. Weil, wenn du zuerst über die Ziellinie kommst, was braucht er mich dann noch? Ich krieg den Arschtritt – und du Ruhm und Ehre.«

»Die Ehre, meine Freunde verraten zu haben.«

Creem nickte. »Ich glaube, der Meister spielt selbst ein doppeltes Spiel. Deshalb hab ich den anderen von dem Militärdepot erzählt. Die werden das sowieso vermasseln. Jetzt ist Creem wieder am Drücker, Mann.«

Eph runzelte verwirrt die Stirn. Wovon redete der Kerl? Dann sah er, wie der dicke Gangster seine Hände zu Fäusten ballte und auf ihn zukam. »Hey, ganz ruhig! Hör zu, ich ... ich werde es nicht tun. Allein der Gedanke ist völliger Wahnsinn. Ich verrate meine Freunde nicht – und du solltest es auch nicht tun. Wir holen uns den Zünder, schließen ihn an Vasiliys Bombe an und suchen die Herkunftsstätte des Meisters. So kriegt jeder, was er will. Ich meinen Jungen und du deine Häuser. Und dieses Arschloch ist ein für allemal erledigt.«

Creem nickte wieder und für einen Moment sah er so aus, als würde er ernsthaft über Ephs Vorschlag nachdenken. Dann hob er die Hände. »Ist schon komisch – genau dasselbe hätte ich zu dir gesagt. *Adios, Doc!*«

Creems Rechte schoss vor, und obwohl Eph mit einem Angriff gerechnet hatte, konnte er nicht rechtzeitig ausweichen. Die schweren Silberringe trafen ihn an der Schläfe, aber das erste, was er spürte, war nicht der Schmerz, sondern eine merkwürdige Verschiebung des Raums. Dann hörte er, wie ein Stuhl unter seinem Gewicht zerbrach und sein Kopf gegen den Boden prallte. Und dann ... Schmerz.

Und Dunkelheit.

Die Vision

Wie in den früheren Träumen tauchten auch diesmal die hell leuchtenden Gestalten aus dem Feuer auf, und Eph stand reglos da, als ihn die Energie, die sie abstrahlten, mit voller Wucht traf. Er widerstand, kämpfte gegen sie an, gab nicht auf. Bis er im grellen Licht Zacks Gesicht ausmachte.

»Dad ...«, rief Zack – und wie zuvor verschwand alles in einem silbernen Licht.

Aber diesmal wachte Eph nicht auf.

Das gleißende Licht wich einer wunderschönen Landschaft. Grüne Wiesen unter einer warmen, gelben Sonne. Ein blauer Himmel, über den weiße Wattewolken zogen. Blätter, die in der sanften Brise tanzten.

Da war ein Feld. Und ein Farmhaus.

Eph schirmte die Augen gegen die Sonne ab. Es war ein recht kleines Haus aus hellroten Ziegeln und mit einem Dach aus schwarzen Schindeln. Es war bestimmt fünfzig Meter von ihm entfernt – aber er erreichte es mit drei Schritten.

Rauch kräuselte sich aus dem Kamin auf dem Dach, und als Eph hochsah, kam Wind auf und der Rauch formte sich zu Buchstaben, als würde eine unsichtbare Hand etwas in den Himmel schreiben:

... L E Y R Z O L E Y R Z O L E Y R Z O L E Y R Z O ...

Sekunden später zerstoben die Buchstaben und wurden zu Asche, die sanft auf das Gras hinunterschwebte. Eph bückte sich und berührte die Grashalme; sie waren so scharf wie kleine Messer.

Er wandte sich wieder dem Haus zu. Da war ein Fenster, aber man konnte nicht hindurchsehen. Er drückte die Stirn gegen das Glas und hauchte es an. Einmal, zweimal – bis es endlich den Blick in die Küche freigab, in der eine Frau mit rotblondem Haar an einem alten Holztisch saß und mit einer

riesigen Silberfeder in ein dickes Buch schrieb. Das kleine Tintenfass, in das sie die Feder tauchte, war mit Blut gefüllt.

Kelly hob den Kopf. Sie sah nicht zum Fenster, aber Eph wusste, dass sie ihn bemerkt hatte. Das Glas beschlug wieder, und als er es erneut durchsichtig geatmet hatte, war Kelly verschwunden.

Er suchte ein weiteres Fenster oder eine Tür, aber das Haus bestand sonst nur aus Ziegeln, und nachdem er es einmal ganz umrundet hatte, war auch das Fenster von gerade eben verschwunden. Die Ziegel färbten sich schwarz, Eph wich einige Schritte zurück, und das Haus verwandelte sich in ein Schloss.

Im selben Moment zog ein geflügelter Schatten über ihn hinweg. Ein großer Raubvogel? Eph sah zum Himmel, doch der Schatten war schon wieder mit dem Horizont verschmolzen.

Oben auf dem Schloss stieß jetzt ein Fabrikschornstein dunkle Rauchschwaden in die Luft und machte den Tag zur Nacht. Kelly stand an einer der Brüstungen, und Eph rief ihr zu.

»Sie kann dich nicht hören«, sagte Vasilij. Der Kammerjäger trug seinen Arbeitsoverall und paffte eine Corona, aber er hatte das Gesicht einer Ratte mit schmalen roten Augen.

Eph blickte wieder zum Schloss hinauf, und Kellys rotblondes Haar verwehte im Wind wie Rauch, und sie wurde zu Nora und ging ins Innere des Schlosses.

»Wir müssen uns aufteilen.« Vasilij nahm die Zigarre aus dem Mund und stieß eine silbergraue Wolke aus, die sich um seinen schwarzen Bart schmiegte. »Wir haben nicht mehr viel Zeit.« Dann rannte der rattenköpfige Kammerjäger auf das Schloss zu und quetschte sich in einen winzigen Spalt zwischen den Steinen, bis er darin verschwunden war.

Auf dem Schloss stand nun ein Mann, der ein Hemd mit Sears-Logo trug. Es war Matt, Kellys Freund. Der Mann, der Eph als Zacks Vater hatte ersetzen sollen. Der Vampir, den Eph erlöst hatte. Als Eph ihn ansah, verkrampfte sich Matt, legte die Hände an die Kehle, begann zu zucken, verbarg sein Gesicht ... Und dann richtete er sich wieder auf. Sein Körper war deutlich gewachsen, und seine Mittelfinger waren ganz lang und krumm.

Der Meister.

Schwarzer Regen fiel vom Himmel, und immer wenn ein Tropfen auf den Boden traf, ertönte ein Geräusch, das wie »Dad!« klang. Eph lief stolpernd los, versuchte dem Regen zu entkommen, aber die Tropfen folgten ihm und riefen ihm ins Ohr: »Dad! Dad! Dad!« Und dann, ganz plötzlich, hellte sich der Himmel auf und wurde zu einem purpurnen Schleier. Das Gras war verschwunden, und der nackte Lehm Boden reflektierte den leuchtenden Himmel wie ein Ozean.

Da erschien eine Gestalt in der Ferne. Sie hatte die Form eines Menschen, war aber mindestens drei Mal so groß wie Eph. Die Gestalt blieb in einiger Entfernung stehen und wirkte doch zum Greifen nahe. Es war wahrlich ein Riese. Und er war in Licht gekleidet.

Eph wollte etwas sagen, aber kein Wort drang aus seinem Mund. Er hatte keine Angst vor dem Geschöpf; er fühlte sich einfach nur überwältigt.

Ein Rascheln ertönte hinter dem Rücken des Riesen, und zwei riesige silberne Flügel öffneten sich. Der Windstoß, den sie auslösten, war so stark, dass Eph zurücktaumelte. Dann legte der Engel – es war das einzige Wort, das Eph passend erschien – die Arme an die Seite, schwang sich in die Luft und flog auf Eph zu.

Als er ihn erreicht hatte, schwebte er anmutig wieder zu Boden, wobei sich einige Silberfedern aus seinen Flügeln lösten und mit dem Kiel voran nach unten fielen. Eph gelang es, eine davon aufzufangen – und plötzlich wurde der Federkiel in seiner Hand zu einem Elfenbeingriff, und die Feder wurde zu einem silbernen Schwert.

Das Gesicht des Engels war von dem Licht verhüllt, das ihn umgab, und dieses Licht fühlte sich merkwürdig kalt und neblig an. Das Geschöpf schien auf irgendetwas hinter Eph zu blicken. Zögerlich drehte sich Eph um.

Eldritch Palmer, der Vorstandsvorsitzende der Stoneheart Group, saß am Rand einer Klippe an einem kleinen Tisch. Er trug einen schwarzen Anzug und schnitt mit einem Messer an einer toten Ratte herum, die auf seinem Teller lag. Plötzlich kam etwas von rechts auf ihn zugelaufen – ein großer weißer Wolf –, aber Palmer blickte nicht einmal auf. Das Tier sprang ihm an die Kehle und biss zu.

Nachdem der Wolf Palmer getötet hatte, sah er in Ephs Richtung. Und rannte auf ihn zu.

Eph floh nicht. Und er hob auch nicht das Schwert. Der Wolf blieb wenige Zentimeter vor ihm stehen und wühlte mit den Hinterläufen Erde auf. Das Fell unter seinem Maul war rot von Palmers Blut.

Die Augen des Wolfes waren Abraham Setrakians Augen. Und auch seine Stimme war die Stimme des alten Professors:

»Ahsu ,dagu , -wah.«

Eph schüttelte den Kopf. Was wollte ihm Setrakian sagen? Da packte ihn eine große Hand und zog ihn nach oben.

Und dann flog er mit dem Engel über das purpurne Land auf ein glitzerndes Meer zu. Inseln kamen in Sicht, Tausende kleiner Inseln, und der Engel landete auf einer von ihnen, in einer Ödnis aus geborstenem Eisen und rauchendem Stahl. Zerrissene Kleidung und versengtes Papier waren überall zwischen den Ruinen verstreut; eine furchtbare Katastrophe hatte sich auf dieser Insel ereignet.

Eph drehte sich um – und dort, wo gerade noch der Engel gestanden hatte, war nun eine Tür. Und an der Tür hing ein Schild, die Worte darauf mit dickem Filzstift geschrieben und verziert mit Grabsteinen, Skeletten und Kreuzen:

EINTRITT NUR UNTER LEBENSGEFAHR!

Er kannte diese Tür. Und er kannte die Schrift. Er streckte die Hand nach der Klinke aus, drückte sie nach unten, ging durch die Tür.

Zacks Bett. Ephs Tagebuch lag darauf – in Silber gebunden.

Er setzte sich auf das Bett, spürte das vertraute Nachgeben der Matratze, hörte das leise Knarzen des Holzgestells. Dann schlug er das Tagebuch auf. Es waren die Pergamentseiten des *Occido Lumen*.

Noch seltsamer aber war, dass er plötzlich die lateinischen Worte lesen und die Wasserzeichen entziffern konnte.

Und in diesem Moment begriff er. Er begriff alles.

»Ahsu ,dagu , -wah.«

Als hätte ihn das Wort herbeigerufen, trat der Meister durch die Tür und ließ seine Kleider fallen. Die Sonne verbrannte seine Haut, färbte sie tiefschwarz.

Der Meister wollte das Buch, also stand Eph auf, das Silberschwert immer noch in der Hand. Aber statt den Herrn der Vampire zu attackieren, richtete er die Spitze der Klinge nach unten – so, wie es ihm das *Occido Lumen* aufgetragen hatte.

Und dann, als der Meister auf ihn zukam, rammte Eph das Schwert in den Boden.

Als hätte er einen Stein ins Wasser geworfen, breitete sich eine Schockwelle aus, und dann verschlang ein heller Feuerball den Meister und alles um ihn herum.

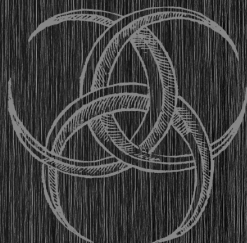
Nur Eph blieb zurück und starrte auf seine Hände. Die Hände, die all das getan hatten.

Aber es waren nicht seine Hände. Es waren junge Hände.

Und er war auch nicht mehr Eph.

Er war Zack.

ERWACHEN
IN FLAMMEN



Columbia University

Wach auf, Goodweather.

Quinlans Stimme.

Eph öffnete die Augen. Er lag auf dem Boden. Der Blutgeborene stand über ihm und sah ihn mit unbewegter Miene an.

Was ist passiert?

Es war ein ziemlicher Schock, so schlagartig in die Realität zurückzukehren. Im Traum hatte es sich angefühlt, als wäre er durch die Seiten des *Occido Lumen* spaziert. Es hatte sich wunderbar angefühlt.

Eph setzte sich auf und rieb sich die Schläfen. Seine rechte Gesichtshälfte schmerzte. Er blinzelte einige Male, versuchte die hypnotische Wirkung des Traums abzuschütteln. Dann blickte er zu Quinlan auf und sagte: »Ich habe es gesehen.«

Was gesehen?

In diesem Moment ertönte ein rhythmisches Knattern irgendwo über ihnen, das immer lauter wurde. Ein Hubschrauber.

Sie greifen uns an. Quinlan zog Eph auf die Beine.

»Es ist Creem. Er hat uns verraten. Der Meister weiß jetzt, dass wir das *Occido Lumen* haben.«

Quinlan blieb an der Tür stehen und neigte den Kopf, als würde er auf etwas lauschen. *Sie sind bei Joaquin.*

Und dann hörten sie plötzlich leise Schritte im Gebäude. Nackte Füße. Vampire.

Quinlan sah Eph an. Seine roten Augen glühten. *Gib mir dein zweites Schwert.*

Eph gehorchte, packte seine anderen Sachen zusammen und folgte dem Blutgeborenen in den Flur. So schnell wie möglich liefen sie die Treppe hinunter in den Keller, während von überall her Kampfgeräusche kamen: menschliche Schreie, Schwerthiebe ...

Eph zog die Silberklinge aus der Scheide, schaltete die Taschenlampe an und hetzte weiter hinter Quinlan her. Sie bogen um eine Ecke – und zwei geköpfte Vampire tauchten im Lichtkegel auf.

Hinter dir!

Eph fuhr herum und konnte dem heranstürmenden *strigoi* gerade noch rechtzeitig das Schwert in die Brust rammen. Schnell zog er es wieder heraus und schnitt der Kreatur die Kehle durch.

Und dann schienen die Vampire von allen Seiten auf sie einzudringen. Quinlan und Eph schwangen ihre Klingen und kämpften sich Schritt für Schritt die unterirdischen Gänge entlang, durch die Verliese des ehemaligen Irrenhauses hindurch in den Keller eines weiteren Universitätsgebäudes, von dort die Treppe nach oben und hinaus ins Freie. Wo noch mehr *strigoi* auf sie warteten.

Dann, mitten im Kampfgetöse, ertönte wieder das Knattern des Hubschraubers, der dicht über die Gebäude flog. Eph hob den Kopf. Sah den MG-Lauf, der aus der Maschine ragte. Sah die Fratze des Vampirs, der hinter dem Gewehr saß. *Bang! Bang! Bang!* Eph hörte die Schüsse, aber merkwürdigerweise wurde ihm erst klar, dass der *strigoi* auf sie feuerte, als der Boden um ihn herum geradezu explodierte. Im selben Moment packte ihn Quinlan am Kragen und zog ihn blitzschnell unter eine Steintreppe – während der Hubschrauber einen Bogen beschrieb, um wieder eine geeignete Schussposition zu finden.

Eph holte das Nachtsichtgerät aus dem Rucksack und blickte durch die Linse auf das Universitätsgelände. Die Umrisse Dutzender Vampire glühten grün in der Dunkelheit.

Der Meister ist hier.

Eph sah den Blutgeborenen an, dessen Gesicht trotz des heftigen Kampfes keinerlei Spuren von Erschöpfung zeigte. »Bist du sicher? Dann will er sich das Buch holen.«

Er will sich alles holen.

»Wo ist es?«

Vasiliy weiß es.

»Du nicht?«

Ich habe es zuletzt in der Bibliothek gesehen. Vasiliy hat dort nach einem Faksimile für die Attrappe gesucht.

»Dann los!«

Sie liefen auf den großen Kuppelbau der Bibliothek in der Nähe zu. Quinlan schlug mit seiner Klinge eine Schneise durch die attackierenden Vampire, während Eph den Hubschrauber im Auge behielt, der sich ihnen wieder näherte. Und erneut das Feuer eröffnete. Die Kugeln zerfetzten die Mauer hinter ihnen – und im letzten Moment hechteten sie hinter die massiven Steinsäulen vor dem Bibliothekseingang. Sofort war Quinlan wieder auf den Beinen, zog die Tür auf und winkte Eph hindurch.

Im selben Augenblick, als Eph die Bibliothek betrat, spürte er die Präsenz des Meisters. Es war kein bestimmter Geruch oder ein Geräusch; es war der Raum selbst, der sich auf groteske Weise zu verkrümmen schien.

Schnell liefen sie in den Hauptlesesaal und versuchten, in der Dunkelheit etwas zu erkennen. »Vasiliy!«, rief Eph. »Nora!«

Keine Antwort. Nur ein dumpfes Poltern, das sich anhörte, als würde jemand Bücher auf den Boden werfen.

Wir trennen uns, ertönte Quinlans Stimme.

Eph nickte, schaltete die Taschenlampe an und ging vorsichtig in die Richtung, aus der das Geräusch kam. Staub trieb durch das Licht, und als er zu den Regalen ganz hinten leuchtete, bemerkte er merkwürdige Wirbel in der Luft. Irgendetwas bewegte sich dort so schnell, dass es das menschliche Auge nicht wahrnehmen konnte.

Und dieses Etwas raste auf ihn zu.

Eph wollte gerade das Schwert heben, als ihn von hinten eine Hand packte und zu Boden drückte. Dann sah er Quinlan, der sich vor ihn stellte und den Angriff mit seinem Körper abfing.

Neben ihnen stürzte ein Bücherregal um – und plötzlich sah Eph den Meister, der von der Wucht des Aufpralls zur Seite geschleudert worden war. Er sah die zornige Grimmasse des Geschöpfes, sah die Blutwürmer, die unter der Haut vibrierten. Es war eine klassische Finte – Quinlan hatte Eph

vorgeschickt, um den Meister zu ihm zu locken –, und genau das schien dem Herrn der Vampire in diesem Moment klar zu werden.

DU BASTARD!

Der Meister richtete sich auf und näherte sich Quinlan. Wegen des Silberschwerds konnte er ihn nicht ganz erreichen, aber er drängte ihn an die Wand ... und dann verwandelte er sich plötzlich in einen pulsierenden Fleck. Und war verschwunden.

Quinlan zog Eph auf die Beine. *Schnell, ihm nach!*

Sie liefen durch den Lesesaal – als sie plötzlich einen Schrei hörten. Nora! Sie stürzten in den Seitenraum, aus dem ihr Schrei gekommen war, und sahen im Licht der Taschenlampe, wie sie sich dort mit Vasiliy gegen mehrere *strigoi* zur Wehr setzte. Eine der Kreaturen kauerte über Nora auf dem Regal und versuchte, sie mit ihrem Stachel zu treffen; eine andere bewarf Vasiliy mit Büchern. Mit einem gewaltigen Satz sprang Quinlan auf den Vampir über Nora zu, packte ihn an der Kehle und wirbelte mit ihm durch die Luft, während sich Eph einem anderem *strigoi* zuwandte. Er wusste, dass der Meister hier irgendwo war, aber er konnte ihn mit der Taschenlampe nicht ausmachen. Er schlug dem *strigoi* den Kopf ab, lief zur hinteren Tür und sah zwei weitere Vampire auf sich zukommen. Er hob drohend das Schwert, aber sie wichen nicht zurück, sondern rannten einfach weiter auf ihn zu, direkt in seine Klinge – ihr einziger Zweck schien darin zu bestehen, ihn abzulenken. Nur – wovon? Eph trieb einem weiteren Vampir, der sich ihm in den Weg stellte, die Klinge durch die Kehle, als ihn etwas an der Hüfte traf. Ein Buch. Dann noch eines. Und noch eines. Eph leuchtete zum Regal und sah, wie ein Vampir ein Buch nach dem anderen auf ihn schleuderte. Er wandte sich zu den anderen um und rief: »Es sind zu viele! Wir müssen hier raus!«

Im selben Moment war Quinlan bei ihm, köpfte den lästigen Bücherwerfer und hielt dann plötzlich inne. Blickte in Vasiliys Richtung.

Hinter dem Kammerjäger, der sich wie wild gegen den Ansturm der Kreaturen wehrte, stand der Meister. Eph wollte Vasiliy gerade warnen, aber im selben Moment streckte der Meister die Hand aus und griff nach dem Rucksack des Kammerjägers.

Vasiliy drehte sich panisch um. »Was zum Teufel ...« Er hätte den Rucksack einfach loslassen und weglaufen können, aber das *Occido Lumen* befand sich darin, also zog er mit all seiner Kraft an den Trageriemen.

Überrascht und offenbar auch etwas amüsiert von Vasiliys verzweifelter Gegenwehr hob der Meister die andere Hand und durchschnitt die Riemen mit dem Nagel seines langen Mittelfingers.

»Nein!«, schrie Vasiliy und warf sich dem Rucksack hinterher, auf den Meister. Aber er hatte keine Chance. Der Vampirfürst packte den Kammerjäger und schleuderte ihn – als wäre er auch nur ein weiteres Buch – gegen Quinlan, der auf sie zugerannt kam.

BAMM! Der Aufprall war so hart, dass Vasiliy und Quinlan zu Boden stürzten.

Dann sah Eph, wie sich Nora mit erhobenem Schwert vor den Meister stellte. Und er sah, was sie nicht sehen konnte: zwei *strigoi* hinter ihr auf dem Regal.

Er rief ihr zu, aber offenbar hatte sie der Meister mit seinen telepathischen Kräften gelähmt. Eph hob das Schwert und stürmte los.

Der Meister wandte den Kopf. Er hatte Ephs Angriff vorhergesehen – aber nicht dessen eigentliche Absicht. Denn Eph zielte mit der Silberklinge nicht auf den Vampirfürsten, sondern ließ sich nach hinten fallen und durchtrennte im Vorbeischlittern den Riemen von Vasiliys Rucksack wenige Millimeter unterhalb der Hand des Meisters. Der Rucksack fiel zu Boden, Eph rappelte sich wieder auf – und das reichte offenbar, um Nora aus ihrer Trance zu holen. Sie wirbelte herum – gerade noch rechtzeitig, um die Stachel der beiden Vampire über ihr mit dem Schwert abzuwehren.

Die Augen des Meisters funkelten vor unbändigem Zorn, und nur wenige Sekunden später hätte er sich auf Eph gestürzt und ihn zermalmt – doch dann war auch Quinlan wieder auf den Beinen und ging mit erhobenem Schwert auf den Herrn der Vampire zu.

Das Buch!, dröhnte die Stimme des Blutgeborenen in Ephs Kopf.

Aber zu spät: Der Meister griff nach dem Rucksack und rannte zur Tür hinaus.

Gus schnitt den Blutsauger, der auf ihn zugestürmt kam, in zwei Hälften und rannte weiter die Treppe hinauf, den Gang entlang und dann in den Seminarraum, in dem sie Joaquin zurückgelassen hatten. Auf den ersten Blick hatte sich nichts verändert – sein Freund lag immer noch auf dem langen Tisch, den Kopf auf die gefaltete Wolldecke gebettet. Doch als Gus näherkam, sah er, dass Joaquins Augen weit aufgerissen waren und an die Decke starrten – obwohl er ihn kurz zuvor mit Beruhigungsmitteln vollgepumpt hatte.

»Verdamnte Scheiße, *manito*«, flüsterte Gus. Ihm war klar, was geschehen war. Und ihm war auch klar, was nun zu tun war. »Tut mir leid ... *Adios!*«

Ein schneller Hieb mit dem Silberschwert – und sein treuer *compadre* Joaquin, der kurz vor der Verwandlung in einen *strigoi* gestanden hatte, war erlöst.

Jetzt war Gus wirklich allein.

Und sein Versteck unter der Columbia University war kein Versteck mehr.

Er hörte die Geräusche des Hubschraubers, dann Schüsse. *Ich muss hier raus!* Er rannte die Treppen in den Keller hinunter – zwei Vampire, die sich ihm in den Weg stellten, fanden ein jähes Ende – und stieß die Tür zu seinem »Energielager« auf. Dort zog er sämtliche Batterien aus den Ladegeräten und steckte sie zusammen mit den Lampen und den Nachtsichtgeräten in seine Tasche. Dann griff er mit der freien Hand nach einer Lu-malampe und lief wieder nach oben – bereit, den Blutsaugern ordentlich in den Arsch zu treten.

Ich muss hier raus! Eph rannte die Treppe hinauf, öffnete eine Seitentür und trat in die kühle Nachtluft. Er stand auf einer Art Laderampe. Es waren keine Vampire zu sehen, und der Hubschrauber kreiste auf der anderen Seite der Bibliothek über dem Innenhof. Also lief Eph so schnell wie möglich in Richtung Werkstatt, wo Gus die schweren Waffen aufbewahrte. Angesichts der Überzahl der *strigoi* kamen sie mit den Schwertern nicht weiter – sie brauchten einfach mehr Feuerkraft.

Während er sich von Gebäude zu Gebäude bewegte, bemerkte er, dass ihm oben auf den Dächern eine dunkle Silhouette folgte. Und es war klar, dass das keine optische Täuschung war – eine der Kreaturen hatte seine Spur aufgenommen.

Die Werkstatt war von innen beleuchtet, also musste jemand Licht gemacht haben. Und Licht bedeutete, dass sich ein Mensch darin aufhielt. Eph lief zum Eingang und sah Creems gelben Hummer. Er hatte eigentlich gedacht, dass der verdammte Verräter längst das Weite gesucht hatte, aber hier war er und lud Werkzeug und Batterien in den Kofferraum seines Wagens.

Eph schlich sich in die Werkstatt, hob das Schwert und näherte sich dem Anführer der Jersey Sapphires so leise wie möglich. Doch nicht leise genug: Creem, der unter Hochspannung zu stehen schien, wirbelte herum, packte Ephs Schwertarm und drückte ihn gegen den Hummer.

»Glaubst du wirklich, dass ich mich von einem Weißbrot mit Bibliotheksausweis reinlegen lasse, Mann?«

Creem holte mit der freien Hand aus und ballte sie zu einer silbernen Faust, als ... eine schwächliche Gestalt auf den Kolumbianer zustürzte, seinen Arm packte und wegzerre.

Keuchend rappelte sich Eph auf, zog die Taschenlampe heraus, leuchtete an die hintere Wand der Werkstatt – wo sich Creem gegen einen heftig attackierenden Vampir zur Wehr setzte. Die Kreatur fauchte und zischte und schlug mit ihrem langen Mittelfinger eine klaffende Wunde in Creems Oberschenkel, so dass er sich nicht länger auf den Beinen halten konnte und zu Boden stürzte.

Eph richtete das Licht auf das Gesicht des *strigoi*.

Es war Kelly.

Wie vom Donner gerührt wich er einige Schritte zurück. Offenbar hatte sie ihn vor Creem gerettet, um es endlich selbst mit ihm aufzunehmen. Um die Angelegenheit zwischen ihnen ein für alle Mal zu klären ...

Panisch suchte Eph nach dem Schwert, das ihm aus der Hand gefallen war, während sich Kelly umwandte und langsam auf ihn zukam – voller Vorfreude auf den Moment, in dem sie den Stachel in den Hals ihres geliebten Ephraim bohren würde. Aber dann verengten sich ihre Augen plötzlich und starrten auf etwas hinter Eph.

Quinlan. Das Schwert in seiner Hand tropfte vor weißem Blut.

Kelly gab ein animalisches Fauchen von sich. Eph hatte keine Ahnung, mit welchen telepathischen Tönen oder Worten der Blutgeborene sie traktierte – aber sie schienen sie in eine Art Schockstarre zu versetzen und gaben ihm einige wertvolle Sekunden, in denen er zum Kofferraum des Hummer lief, nach der erstbesten Waffe griff und sich den Riemen um die Schulter legte. Dann wirbelte er herum und feuerte auf Kelly.

Die Kugel verfehlte sie ganz knapp, löste sie aus ihrer Starre, und mit einem gewaltigen Satz sprang sie auf das Dach des Wagens. Sie wandte sich Eph zu – der erneut auf sie anlegte – fauchte wild und stürmte aus der Werkstatt.

Eph schoss ihr hinterher, als sie an der Wand des Gebäudes entlang auf das Dach kletterte und verschwand. Dann richtete er den Lauf der Waffe auf Creem.

Der Anführer der Jersey Sapphires hatte sich inzwischen an der Karosserie seines Wagens hochgezogen. »Was zur Hölle war das?«, ächzte er. »Wie viele dieser verdammten Blutsauger sind eigentlich noch hinter dir her?«

Eph sah Quinlan an. »Hast du ihn erwischt?«

Nein. Er ist weg. Mit dem Buch.

In diesem Moment kamen auch Vasilij und Nora in die Werkstatt. Nach dem Kampf in der Bibliothek hatten sie sich aufgeteilt, um dem Meister nachzujagen, aber Eph sah an den enttäuschten Gesichtern der beiden, dass auch sie keinen Erfolg gehabt hatten.

Völlig erschöpft setzten sich Vasilij und Nora auf den Boden und lehnten sich gegen die Wand. »Wir müssen hier so schnell wie möglich weg«, keuchte Vasilij.

»Der Meister hat das Buch«, sagte Eph.

»Alles in Ordnung?« Nora sah sich in der Werkstatt um. »Wo ist Gus?«

»Hast du mich nicht gehört? Der Meister hat das Buch. Es ist vorbei. Wir haben verloren.«

Nora kniff die Augen zusammen, sah ihn an und ... grinste. Dann nahm sie ihren Rucksack ab, zog ein in altes Zeitungspapier eingewickelter Päckchen heraus und öffnete es.

Das *Occido Lumen*. Nur der Silbereinband fehlte.

»Das Arschloch hat die Gutenberg-Bibel«, sagte Vasilij und grinste ebenfalls.

Eph musste das Buch erst berühren, um wirklich zu begreifen, dass es *nicht* vorbei war, dass sie *nicht* verloren hatten ...

»Da wird der Meister nicht gerade begeistert sein«, sagte Nora.

»Warum denn nicht?«, erwiderte Vasilij und legte den Arm um sie. »Ich finde, sie ist mir wirklich gut gelungen.«

Eph wandte sich Quinlan zu. »Lass uns gehen!«

Der Blutgeborene ging zu Creem und packte ihn am Genick.

»Was soll das denn?«, fragte Nora erstaunt.

»Er hat dem Meister unser Versteck verraten.« Eph deutete mit dem Gewehrlauf auf Creem. »Aber jetzt ist er ein ganz neuer Mensch und will uns helfen, nicht wahr? Er bringt uns zu diesem Army-Depot. Vorher müssen wir allerdings die Bombe holen.«

Vasilij wickelte das *Occido Lumen* wieder in das Zeitungspapier und verstaute es in Noras Rucksack. »Ich zeig euch, wo sie ist.«

»Dann los!« Eph setzte sich auf den Fahrersitz des Hummer und legte die Waffe auf das Armaturenbrett.

»Aber nicht ohne Gus«, sagte der Kammerjäger.

Sie stiegen alle in den Wagen, und Eph ließ den Motor an. Das grelle Licht der Scheinwerfer fiel auf zwei *strigoi*, die sich dem Eingang der Werkstatt näherten. »Festhalten!«, rief Eph, drückte das Gaspedal durch und fuhr die beiden völlig überrumpelten Kreaturen über den Haufen. Dann steuerte er den Wagen über eine der Grünflächen, während Vasilij sich das Gewehr schnappte, das Fenster öffnete und auf jeden Vampir feuerte, der in ihre Nähe kam.

Der Hummer raste über den Gehweg des Campus in Richtung Bibliothek, bog dann rechts ab und hielt auf den schmalen Durchgang zu, der in den Innenhof führte. »Bist du dir sicher, dass wir da durchpassen, Eph?«, rief Nora von hinten, aber im selben Moment schossen sie schon hindurch – Funken sprühten, als das Blech des Wagens die Wand streifte – und kamen auf der Vorderseite der Bibliothek wieder heraus.

Eph war so auf den Hubschrauber fixiert, der über dem Innenhof kreiste, dass er die Steinstufen vor ihnen gar nicht bemerkte. Der Hummer sackte nach unten und polterte die Treppe hinunter wie eine gelbe Schildkröte auf

einem schräggestellten Waschbrett. Sie wurden heftig durchgeschüttelt, bis es Eph endlich gelang, den Wagen vor der Statue des *Denkers* zum Stehen zu bringen.

»Da!«, rief Vasiliy und deutete in die Dunkelheit. Und dann sahen sie Gus, wie er mit Lumalampe und Silberschwert in den Händen über den Innenhof rannte, während der Hubschrauber eine Salve nach der anderen auf ihn abgab.

Eph legte den Gang ein und fuhr auf Gus zu, wobei er etliche Vampire zur Seite schleuderte. Der Mexikaner bemerkte Eph am Steuer und hielt keuchend an. Er blickte zum Himmel – der Hubschrauber musste gerade wieder einen Bogen fliegen –, ging unter dem Beifahrerfenster in die Knie und rief: »Schnell, die Steyr!«

Nora griff nach der Waffe im Laderaum und reichte sie Gus durch das Fenster hinaus. Der Mexikaner entscherte sie, legte auf den Hubschrauber an und schrie: »Fresst das, ihr Motherfucker!«

Bang! Bang! Bang!

Sie konnten die Einschläge im Hubschrauber nicht sehen, aber Gus musste getroffen haben, denn die Maschine geriet ins Trudeln – offenbar war der Pilot vornüber auf den Steuerknüppel gefallen –, und dann stürzte sie mit einem gewaltigen Krachen auf den Boden des Innenhofs.

Gus reckte die Faust in die Luft. »Yeah!«

Flammen schlugen aus dem Hubschrauber. Dann stieg ein *strigoi* aus dem Heck der Maschine und lief wild fauchend auf den Hummer zu. Gus mähte ihn mit einer Salve nieder.

»Komm schon!«, rief Eph dem Mexikaner zu. »Du hast genug von ihnen erledigt.«

Gus sah ins Innere des Wagens. Sah, dass Nora eine Pistole auf Creem gerichtet hatte. »Hey, was geht denn hier ab?«

Nora drückte die Tür mit dem Stiefel auf. »Steig einfach ein!«

Von Vasiliy geleitet fuhren sie nach Osten zum Hafen. Sie bemerkten weder Hubschrauber noch sonstige Anzeichen dafür, dass sie verfolgt wurden.

Natürlich war ihnen klar, dass der leuchtend gelbe Hummer viel zu auffällig war, aber sie hatten keine Zeit, das Fahrzeug zu wechseln.

Vasiliy lotste sie auf eine verlassene Baustelle, wo sie den Wagen abstellten. Dann liefen sie zur Fähranlegestelle. Für Notfälle – und das war ganz sicher ein Notfall – hatte der Kammerjäger hier einen Schlepper vertäut. »Da ist es! Kommt schnell!«, rief Vasiliy, sprang auf das Boot und stellte sich hinter das Ruder. Dann, als alle an Bord waren, legte er ab und lenkte das Schiff in die aufgewühlten Wellen des East River.

Eph übernahm von Nora die Aufgabe, Creem zu bewachen. Kurz darauf kam Gus zu ihnen herüber. »Also, jetzt erklärt mir mal, was hier los ist, *hombres!*«

»Creem hat sich mit dem Meister verbündet und ihm unser Versteck verraten«, sagte Nora.

Gus sah den Anführer der Jersey Sapphires mit funkelnden Augen an. »Ist das wahr?«

»Ich habe einen Deal gemacht, Mex«, erwiderte Creem und zeigte sein Silberlächeln. »Einen ziemlich guten.«

»Du hast die Blutsauger in meine Hütte gelockt? Zu Joaquin?« Gus legte den Kopf schief. Er sah aus, als würde er gleich explodieren. »Weißt du nicht, was man mit Verrätern macht? Man knüpft sie an einer Ampel auf oder stellt sie an die Wand.«

»Nun, *hombre*, du solltest wissen, dass ich nicht der Einzige bin.« Immer noch lächelnd sah Creem zu Eph.

Und dann wandten sich auch die anderen Eph zu. »Gibt es da etwas, das wir wissen sollten?«, fragte Gus.

Eph hielt sich an der Reling fest und starrte einen Moment lang schweigend auf die Wellen. Dann sagte er: »Er hat mit mir durch deine Mutter Kontakt aufgenommen. Er hat mir versprochen, mir meinen Sohn zurückzugeben, und ich ... ich war verrückt oder schwach oder wie immer ihr es nennen wollt. Ich habe es ernsthaft in Betracht gezogen, um mir alle Optionen offenzuhalten. Jetzt weiß ich, dass ich dieses Spiel nie hätte gewinnen können.«

»Dann war dein großer Plan, den Meister mit dem gefälschten Buch in eine Falle zu locken, also eine verdammte Finte«, knurrte Gus. »Es gab gar keine Falle.«

»Doch. Wenn es funktioniert hätte. Ich spielte auf beiden Seiten, wenn du so willst. Ich war verzweifelt.«

»Wir sind alle verzweifelt, du Arschloch. Aber niemand von uns würde seine eigene verdammte Spezies verraten.«

Eph kniff die Augen zusammen. »Ich wusste, dass es falsch ist. Und trotzdem ...«

Blitzschnell zog Gus ein Silbermesser aus der Jackentasche und hielt es Eph an die Kehle. »Und trotzdem was?«

Lass ihn los!

Plötzlich stand Quinlan neben ihnen – niemand hatte ihn kommen sehen –, legte die Hand auf Gus' Arm und zog den Mexikaner zur Seite.

»Warum töten wir ihn nicht einfach, verdammt?«, rief Gus.

Goodweather hat uns noch etwas anderes zu sagen.

Eph versuchte auf dem hin und her schwankenden Schlepper die Balance zu halten, während vor ihnen der Leuchtturm von Roosevelt Island in Sicht kam. »Ich weiß, wo die Herkunftsstätte des Meisters ist.«

»Das ist doch Bullshit«, zischte Gus.

»Ich habe sie gesehen. Als Creem mich k.o. geschlagen hat, hatte ich einen Traum.«

»Du hattest einen was? Einen beschissenen Traum? Jetzt ist er endgültig durchgeknallt!«

»Nun, es war wohl eher ... eine Offenbarung.«

»Erst bist du ein Verräter, und jetzt ein verdammter Prophet oder wie?«

Eph hob die Hände. »Ich weiß, das hört sich völlig verrückt an. Aber ich habe etwas gesehen. Ein Engel ist mir erschienen. Ein Engel mit silbernen Flügeln ...«

»Ach halt doch einfach die Fresse!« Gus stürzte sich auf Eph, aber ehe er sich versehen konnte, hatte ihn Quinlan gepackt und ihm das Messer aus der Hand geschlagen. In hohem Bogen flog es über die Reling und versank im Wasser.

Lass ihn reden! Quinlan drückte den Mexikaner gegen die Wand der Brücke. Er hat mit sich gerungen. Wie Jakob. Wie jeder große Mann, der jemals auf dieser Welt wandelte. Es ist nicht ihr Glaube, der diese Männer auszeichnet, es ist ihr Zweifel. Und ihre Fähigkeit, diesen Zweifel zu überwinden.

Sie alle sahen wieder Eph an, der nach den richtigen Worten suchte.
 »Der Engel ... Er hat mir ... Er hat mich dorthin gebracht.«

»Wohin?«, fragte Nora.

Eph rief sich die Bilder des Traumes in Erinnerung. »Es ist auf einer Insel. Eine von vielen tausend Inseln ...«

»Eine Insel? Wo?«

»Nicht weit von hier. Aber ich brauche das Buch, um es genau sagen zu können. Ich kann es jetzt lesen.«

»Ja, klar«, rief Gus. »Bringt ihm das Buch! Oder gebt es doch gleich dem Meister – das läuft ja wohl auf dasselbe raus.«

Nora sah Eph mit ernster Miene an. »Woher weißt du, dass du es lesen kannst?«

»Ich ... ich weiß es einfach.«

»Aber warum? Warum hat man dir das alles gezeigt?«

»Nora, ich glaube, unser Schicksal – auch das der Engel – wird uns nur in Bruchstücken offenbart. Das *Occido Lumen* ist eine Sammlung von Visionen, die vor langer Zeit auf Tontafeln aufgezeichnet wurden. Und so war es immer: Das, was Gott ausmacht, erreicht uns auf die unwahrscheinlichste Weise – in Träumen, in Visionen, in Omen. Er schickt uns eine Botschaft, aber es ist an uns, sie zu entziffern.«

»Du erwartest also von uns, dass wir deinen Visionen vertrauen. Nachdem du uns gerade gesagt hast, dass du hinter unserem Rücken mit dem Meister verhandelt hast.«

»Ich weiß, es ist schwer. Aber ihr müsst mir vertrauen! Ich weiß nicht, warum – aber ich bin fest davon überzeugt, dass ich uns retten kann. Uns alle. Auch Zack. Und dass wir den Meister ein für alle Mal vernichten können.«

»Du bist doch völlig irre, Mann«, rief Gus. »Vorher warst du nur ein blödes Arschloch, aber jetzt hast du auch noch deinen verdammten Verstand verloren.« Er blickte in die Runde. »Der Doc ist auf einem beschissenen Drogentrip, kapiert ihr das nicht? Oder auf Entzug, was weiß ich. Und wir sollen tun, was er sagt? Weil er geträumt hat? Wenn ihr das macht, dann seid ihr genauso verrückt wie er.«

Er sagt die Wahrheit. Oder das, was er als Wahrheit erkannt hat.

Gus starrte Quinlan an. »Und das heißt, er hat recht?«

»Ich glaube ihm«, ertönte Vasiliys Stimme. »Als wir im Lager waren ... das Feuer am Himmel. Und jetzt dieser Traum ... Zwischen all dem gibt es eine Verbindung.«

Nora blickte Eph an, als würde sie ihn zum ersten Mal sehen. Als wäre er nicht mehr Teil ihrer gemeinsamen Geschichte, sondern einer anderen, einer viel größeren Geschichte. »Ja«, sagte sie dann. »Wir sollten ihm zuhören.«

Central Park

Zack saß auf dem großen Felsen im Leopardengehege unter den Ästen eines toten Baums und spürte, dass etwas nicht stimmte. Dass sich etwas verändert hatte. So wie meteorologische Instrumente den Temperatur- oder Luftdruckwechsel maßen, so spiegelte das Schloss die Stimmung des Meisters wieder. Und das Schloss sagte Zack, dass etwas geschehen würde – er wusste nur nicht, was.

Das Gewehr lag in seinem Schoß. Er fragte sich, ob er es bald brauchen würde. Dann dachte er an den Schneeleoparden, der hier einmal gelebt hatte. Er vermisste ihn – und zugleich spürte er, dass der Leopard immer noch hier war. In ihm.

Plötzlich sah er, wie sich etwas am Zaun bewegte. Er hob die Waffe und spähte durch das Zielfernrohr.

Es war seine Mutter. Zack hatte sie lange genug beobachtet, um zu erkennen, wann sie aufgeregt war. Und jetzt *war* sie aufgeregt. Sie blieb am Zaun stehen und starrte ihn an. Hinter ihr – wie junge Hunde, die ihrem Besitzer überallhin folgten – erschienen drei Späher.

Diese blinden Vampire, dachte Zack, waren nun Kellys Kinder. Nicht er. Und er fühlte sich, als wäre nicht Kelly verwandelt, zu einem *strigoi* gemacht und aus der Welt der Lebenden verstoßen worden, sondern als wäre er es, der aus seiner vertrauten Realität gefallen war. Ja, in den Augen seiner Mutter war er gestorben und spukte nun als Geist in ihrem Haus herum. Für Kelly war Zack der Fremde. Der Vampir.

Er legte den Finger auf den Abzug des Gewehrs und für einen Moment dachte er daran abzudrücken. Doch der Moment ging vorbei, und Zack sprang von dem Felsen hinunter und verließ das Gehege durch die kleine Tür, durch die früher der Leopard gefüttert worden war.

Als er Kelly gegenüberstand, wurde ihm endgültig klar, dass etwas vor sich ging. Die Art, wie sie mit den Armen ruderte und die Finger spreizte. Wo kam sie her? Wohin hatte sie der Meister geschickt? Warum all die

Aufregung? Sie blickte ihn mit ihren rotglühenden Augen an, drehte sich um und lief mit den Spähern im Schlepptau zum Ausgang.

Zack wusste, dass er ihr folgen sollte, also schulterte er das Gewehr, und als er den Zoo verließ, sah er eine große Gruppe von Vampiren – ein Regiment jener Legion, die um das Schloss herum versammelt war – auf den Rand des Central Parks zulaufen.

Ja, irgendetwas würde geschehen. Und der Meister hatte ihn gerufen.

Roosevelt Island

Vasiliy hatte mit dem Schlepper nördlich des Leuchtturms von Roosevelt Island angelegt und war mit Gus und Quinlan von Bord gegangen. Eph und Nora saßen nun an Deck und beobachteten – wobei sie Creem immer im Auge behielten – den Hubschrauber, der über dem Central Park kreiste.

»Was geschieht dort?«, fragte Nora und zog die Kapuze ihres Anoraks fest, um sich vor dem Regen zu schützen.

»Ich weiß es nicht«, erwiderte Eph.

Sie sah ihn an. »Wir werden es schaffen, nicht wahr?«

»Auch das weiß ich nicht.«

»Nein, du musst jetzt sagen: Ja, wir schaffen es. Du musst mir Mut machen, Eph.«

»Ja, wir werden es schaffen«, sagte Eph so sanft wie möglich.

»Gut.« Nora nickte in Creems Richtung. »Und was ist mit ihm?«

»Er wird uns zu dem Depot bringen.«

Der Anführer der Jersey Sapphires gab ein verächtliches Schnauben von sich.

»Was bleibt ihm anderes übrig?«, ergänzte Eph.

»Was bleibt uns denn anderes übrig?«, fragte Nora. »Die Universität, die Gerichtsmedizin – der Meister kennt alle unsere Verstecke. Und nun weiß Creem auch über Roosevelt Island Bescheid.«

»Ja, wir haben keine Optionen mehr. Aber weißt du, eigentlich hatten wir von Anfang an nur zwei Optionen.«

»Und zwar?«

»Aufgeben oder kämpfen.«

»Oder sterben ... Das wäre die dritte.«

Sie sahen, wie der Hubschrauber aufstieg und in nördliche Richtung flog. Sie mussten auf der Hut sein – irgendetwas ging in Manhattan vor sich.

Dann Stimmen. Eph wandte sich um und sah, wie sich Vasiliy, Gus und Quinlan dem Schiff näherten. Der Blutgeborene hatte etwas im Arm, das wie ein in eine Plane gehülltes Bierfass aussah.

Gus kam als erster an Bord. »Alles ruhig bei den beiden?«, fragte er Nora.

Sie nickte – und Eph wurde klar, dass Nora nicht nur auf Creem aufgepasst hatte.

Dann betrat Quinlan das Schiff, das unter seinem und dem Gewicht des Sprengkopfs leicht schwankte. Er stellte die ukrainische Bombe so mühelos neben der Reling ab, als wäre sie ein Spielzeug.

»Na, dann wollen wir uns das Baby mal ansehen«, sagte Gus.

»Erst wenn wir da sind«, erwiderte Vasilij und ging zur Brücke. »Wir dürfen keine Zeit verlieren. Bald kommt die Sonne raus.«

Mürrisch setzte sich Gus neben den Sprengkopf, legte seine Pistole in den Schoß und ließ Eph und Creem nicht aus den Augen.

Etwa eine Stunde später waren sie zurück am Fährhafen und verstaute den Sprengkopf im Laderaum des Hummer, wo Quinlan zuvor auch die Eichenurnen der Alten deponiert hatte.

Vasilij setzte sich ans Steuer, und dann fuhren sie nach Norden in Richtung George Washington Bridge. Eph fragte sich, ob sie wohl auf Straßensperren stoßen würden, aber er beruhigte sich mit dem Gedanken, dass der Meister ihr Ziel nicht kannte. Außer ...

Er drehte sich nach hinten um, wo Creem eingekeilt zwischen Gus und Quinlan saß. »Hast du dem Meister von der Bombe erzählt?«

Creem antwortete nicht, sondern starrte Eph nur mit leeren Augen an.

Er hat ihm nichts davon erzählt.

Jetzt funkelte der Kolumbianer Quinlan zornig an.

Keine Straßensperren oder andere Verzögerungen – obwohl Eph Creems Wagen ziemlich verbeult hatte, als er damit über das Universitätsgelände gerast war. Sie fuhren über die Brücke nach New Jersey und folgten den Schildern zur Interstate 80 West. Auf der Anzeige sah Eph, dass sie kaum noch Benzin hatten. Das passte ja – denn sie hatten auch kaum noch Zeit; sie mussten unbedingt zum Mittagslicht im Depot sein.

Bald darauf verließen sie den Highway und rasten Richtung Picatinny. Ein hoher Stacheldrahtzaun kam in Sicht, der das riesige Militärgelände umgab.

Creems Plan sah vor, einen Kilometer weiter im Wald zu parken und zu Fuß zu gehen, aber Vasilij winkte ab. »Dafür haben wir keine Zeit. Wo ist der Haupteingang?«

»Was ist mit der Sonne?«, sagte Nora.

»Die kommt schon gleich. Wir können nicht länger warten.« Der Kammerjäger sah Eph an und deutete auf die Maschinenpistole. »Mach dich bereit.«

Dann bog er ab und hielt in Sichtweite eines großen Tores, über dem PICATINNY MILITÄRDEPOT stand. Sein Fuß spielte mit dem Gas. »Jetzt oder nie«, knurrte er, legte den Gang ein und raste auf das flache Gebäude mit der Aufschrift BESUCHERKONTROLLE zu. Die grellen Scheinwerfer des Hummer blendeten die aus dem Gebäude stürzenden Vampire, so dass sie Vasilij mühelos überfahren konnte. Gleichzeitig feuerte Eph mit der MP vom Beifahrersitz aus auf alles, was sich bewegte. Er wusste, dass die *strigoi* dem Meister sofort melden würden, was hier geschah, aber das nahende Mittagslicht – die dunklen Wolken hellten sich schon etwas auf – würde ihnen einen Vorsprung verschaffen.

In diesem Moment krachte der Hummer durch das Tor, und Eph sah einige menschliche Wachen aus dem Gebäude kommen und zu ihren Fahrzeugen laufen.

»Da lang«, rief Creem und deutete nach rechts. Vasilij bog ab und fuhr die breite Straße hinunter. Auf beiden Seiten erstreckten sich langgezogene Gebäude; die ganze Anlage wirkte wie eine kleine Stadt. »Hier muss es sein!«, sagte der Kolumbianer kurz darauf, und Vasilij trat auf die Bremse. Sie standen vor einem nahezu quadratischen Betonblock. »Keine Schilder, Mann. Das heißt, dass sie da drin die wirklich üblen Sachen aufbewahren.«

»Weiter wären wir ohnehin nicht gekommen.« Vasilij klopfte mit dem Finger gegen die Benzinanzeige. »Der Sprit ist alle.«

Sie sprangen aus dem Wagen, und Quinlan hob den Sprengkopf aus dem Laderraum, während sich die anderen – mit Ausnahme von Creem – mit Waffen eindeckten. Dann betraten sie das Gebäude, das merkwürdigerweise nicht verschlossen war.

Auf den ersten Blick wirkte es wie das Restpostenlager irgendeiner Import-Export-Firma. Überall standen Regale mit kleinen Kisten, in denen die einzelnen Waffenteile sortiert waren. Daneben Werkbänke und Tische für die anfallenden Reparaturen.

»Wonach suchen wir?«, fragte Eph.

Quinlan stellte die Bombe auf den Boden, und Vasilij zog die Plane ab. Der Sprengkopf sah tatsächlich wie ein kleines Ölfass aus: ein schwarzer Zylinder mit Gurten an allen Seiten, auf denen kyrillische Buchstaben standen. An der Oberseite ragte ein Bündel Drähte heraus.

»Das ist alles, Mann?«, zischte Gus.

Auch Eph blickte skeptisch auf den Sprengkopf. »Glaubst du, das funktioniert?«

»Das wissen wir erst, wenn wir den Pilz am Himmel sehen«, erwiderte der Kammerjäger. »Das ist eine Kilotonne, nicht viel für eine Atombombe, aber mehr als genug für unsere Zwecke. Dieses Ding wird im Umkreis von einem Kilometer alles plattmachen.«

»Wenn wir es zünden können«, sagte Gus. »Und ich weiß nicht, ob dieses russische Baby die gute alte US-Technik verträgt.«

»Die Bombe funktioniert mittels Implosion. Kleine Plutoniumstücke sind der Auslöser – sie werden wie Gewehrkugeln auf den Kern geschossen. Aber das ist alles da drin. Wir brauchen nur irgendwas, das die Kettenreaktion in Gang setzt.«

»Am besten mit einem Zeitmechanismus«, sagte Nora.

Vasilij nickte. »Ganz genau.«

»Und wir brauchen es schnell.« Nora wandte sich Gus zu. »Kannst du uns einen Wagen besorgen? Oder zwei?«

Der Mexikaner nickte. »Okay. Ihr macht die Bombe klar – und ich den fahrbaren Untersatz.«

»Gut. Dann bleibt uns nur noch eines zu tun.« Nora ging zu Eph und reichte ihm ihren Rucksack. »Hier. Das Buch.«

»Ja«, erwiderte er zögerlich. Nun war es also soweit. Nun würde sich zeigen, ob sein Traum wirklich eine Offenbarung gewesen war. Und so ging er – während Vasilij die Materialkästen durchwühlte und Quinlan auf Creem aufpasste – zu den Büros hinüber und suchte sich eines aus, das bis auf einen Tisch, einen Stuhl und einen Aktenschrank völlig leer war.

Er setzte sich, zog das *Occido Lumen* aus Noras Rucksack und legte es auf den Tisch. Atmete ruhig ein und aus. Konzentrierte sich. Schlug den Einband auf.

Es fühlte sich wie ein ganz normales Buch an – nicht wie das magische Artefakt aus seinem Traum. Langsam blätterte er die Seiten um. Im Neonlicht wirkten die Illustrationen stumpf und leblos. Er tippte mit dem Finger auf die Symbole. Nichts geschah. Kein leuchtender Blitz; keine Eingebung; nichts.

Wie konnte das sein? War er zu nervös? Zu aufgeregt?

Nora erschien in der Tür, dann auch Quinlan, und Eph legte die Hände über die Augen, um die beiden auszublenden, um alles auszublenden, insbesondere seine Zweifel. Er klappte das Buch zu und schloss die Augen. Versank in sich selbst. Versank in seinen Gedanken an Zack.

... seinen Sohn aus den Händen den Meisters befreien ...

... die Welt von der Dunkelheit befreien ...

... mit den Engeln fliegen ...

Dann öffnete er die Augen wieder, schlug das Buch auf und blickte so konzentriert wie möglich auf eine der Illustrationen. *Nein, es war nicht nur ein Traum*, sagte er sich. Und doch: Wieder geschah nichts. Das *Occido Lumen* wollte seine Geheimnisse nicht preisgeben.

»Was, wenn du schläfst?«, sagte Nora. »Vielleicht funktioniert es nur unterbewusst.«

Eph lächelte ihr zu. Er wusste ihre aufmunternden Worte zu schätzen. Seine Gefährten wollten, dass es ihm gelang, das Buch zu lesen – ja, sie waren darauf angewiesen. Er durfte sie einfach nicht enttäuschen ... Verzweifelt blickte er zu Quinlan.

Hab Geduld. Es wird geschehen.

Aber die Worte des Blutgeborenen verunsicherten Eph nur noch mehr. Er wusste, dass sich Quinlan, dass sie sich alle auf ihn verließen, dass er ihre letzte Hoffnung war – während er langsam jeglichen Glauben an sich verlor. *Was habe ich nur getan?*, dachte er.

»Am besten, wir lassen dich allein«, sagte Nora dann und schloss die Tür.

Eph fuhr sich durchs Haar, dann lehnte er sich zurück, legte die Hand auf das *Occido Lumen* und schloss erneut die Augen.

Wartete.

Immer wieder fiel er in einen leichten Schlaf, und immer wieder wachte er auf – ohne dass etwas geschah. Er versuchte noch zwei Mal, das *Occido Lumen* zu lesen, ehe er das Buch schließlich frustriert zuklappte und zurück zu den anderen ging.

Alle wandten sich ihm zu – und alle erkannten an seinem Gesichtsausdruck, dass er keinen Erfolg gehabt hatte. Eph sagte kein Wort; er wusste, dass sie Verständnis für ihn hatten, aber das änderte nichts an seinem Versagen. Nicht das Geringste.

Dann kam auch Gus wieder herein. »Ich hab uns zwei Karren besorgt. Einen großen Armeejeep und einen Explorer. Die sind beide fahrtüchtig, aber ohne Garantie, Leute.« Er sah Quinlan an. »Wenn du mir hilfst, können wir Creems silbernen Kühler am Jeep anbringen. Und unterwegs müssen wir uns irgendwo Benzin besorgen. Wie sieht's bei euch aus?«

Vasiliy hielt eine kleine Apparatur hoch. »Das hier scheint mir eine wasserdichte Zündvorrichtung zu sein, die man von Hand einstellen kann. Entweder man aktiviert sie mit Zeitverzögerung – oder manuell.«

»Und wie lange haben wir dann?«, fragte der Mexikaner.

»Keine Ahnung. Ich fürchte, wir können jetzt nicht mehr wählerisch sein. Die Kabel sehen jedenfalls so aus, als könnte man sie miteinander verbinden.« Vasiliy blickte zu Eph hinüber. »Was wir jetzt noch brauchen, ist das Ziel.«

»Ich ...« Eph zuckte mit den Achseln. »Irgendetwas mache ich falsch. Oder ich habe etwas Wichtiges vergessen. Oder ... ich weiß es einfach nicht.«

»Trotzdem müssen wir hier verschwinden«, sagte der Kammerjäger. »Die Sonne ist gleich wieder weg – und dann bricht hier die Hölle los.«

Eph hielt das Buch fest umklammert. »Ich wünschte, ich könnte dir unser Ziel nennen.«

»Das war's dann also?«, rief Gus. »Wir sind im Arsch? Willst du uns das damit sagen?«

Nora sah zu Eph. »Das Buch hat dir nichts verraten? Nicht mal ...«

Eph schüttelte den Kopf.

»Und was ist mit deiner Vision? Du hast gesagt, es war eine Insel ...«

»Aber eine von vielen. Allein in der Bronx gibt es zwölf. Acht in Manhattan. Ein halbes Dutzend in Staten Island.« Eph versuchte sich zu erinnern. »Es war wie an der Mündung eines großen Sees.«

»Vielleicht gibt es hier irgendwelche Militärkarten, die uns weiterhelfen«, sagte Nora.

Gus gab ein kurzes lautes Lachen von sich. »Geht's noch, *hombres*? Wir hätten diesem durchgeknallten Verräter nie trauen dürfen. Wir hätten ihn über Bord werfen sollen.«

»Hört zu!« Vasilij trat vor und blickte in die Runde. »Nach allem, was wir durchgemacht haben, kann ich euch nichts sagen, was ihr nicht ohnehin schon wisst. Aber ich will, dass ihr euch an Abraham Setrakian erinnert. Er ist für dieses Buch gestorben – dafür, dass wir es jetzt in Händen halten. Damit will ich euch jetzt keinen Druck machen, ganz im Gegenteil: So wie ich die Dinge sehe, haben wir überhaupt keinen Druck mehr. Wir sind am Ende des Weges angekommen.« Er wandte sich Eph zu. »Du bist unsere letzte Hoffnung. Ich weiß, dass dich die Sache mit Zack quält, aber denk für einen Moment an den alten Mann. An seinen Kampf. Denk ganz fest an ihn. Wenn da irgendetwas ist – dann wirst du es auch finden.«

Erst runzelte Eph verwirrt die Stirn, doch dann tat er, was Vasilij von ihm verlangte. Er öffnete das *Occido Lumen* und dachte an Professor Setrakian in seinem Tweedanzug und mit dem wolfsköpfigen Gehstock, in dem er sein Silberschwert verborgen hatte. Dachte daran, wie der alte Mann nach der Auktion bei Sotheby's endlich den Silberkodex in seinen Händen gehalten hatte, nach dem er so lange gesucht hatte. Daran, wie Setrakian ihnen diese doppelseitige Illustration gezeigt hatte: ein komplexes Mandala in Silber, Schwarz und Rot. Und wie er die Skizze eines sechsflügeligen Engels über diese Illustration gelegt hatte ...

Das *Occido Lumen* war ein Buch über Vampire – kein Buch für Vampire. Es war in Silber gebunden und hatte einen silbernen Buchblock – all das, um zu verhindern, dass es in die Hände der *strigoi* geriet.

Eph rief sich seine Vision wieder in Erinnerung ... Als er das Buch auf Zacks Bett gefunden hatte ... Da war es Tag gewesen. Tag.

Ja, das ist es!, schoss es ihm durch den Kopf.

Er lief zur Tür, trat hinaus auf den Parkplatz und sah zu den dunklen Wolken hinauf, die sich langsam wieder vor die Sonne schoben. Nora und Vasilij folgten ihm, aber Eph beachtete sie gar nicht, sondern konzentrierte sich voll und ganz auf das Buch in seinen Händen.

Das Licht der Sonne ... Selbst wenn es den Vampiren gelingen würde, die Silbersicherungen des *Occido Lumen* zu umgehen – sie würden es niemals bei Sonnenlicht lesen können.

Er schlug das Buch auf und hielt eine Seite nach der anderen ins Licht. Und tatsächlich: Auf magische Weise schien der Text plötzlich zum Leben zu erwachen, schienen die feinen Silberfäden in den Illustrationen geradezu Funken zu schlagen. Bisher ungesehene Worte erschienen, als wären sie vor langer Zeit mit unsichtbarer Tinte geschrieben worden und hätten nur auf diesen Moment gewartet, neue Farben und Formen gaben den Abbildungen einen ganz anderen Sinn. Das doppelseitige Mandala wurde zu Setrakians Engel, und die drei übereinander gelegten Mondsicheln wurden zu einer Art Karte.

Der lateinische Text erschloss sich zwar nicht von selbst, so wie es in Ephs Traum gewesen war, aber seine Bedeutung wurde klar. Und auf einer Seite leuchtete eine Reihe von Buchstaben hell auf und erzeugte ein Wort:

AHSU , DAGU , –WAH

Langsam wurde das Leuchten schwächer – das Licht der Sonne schwand. Eph blätterte so schnell er konnte, versuchte sich so viel wie möglich einzuprägen, und als sich der Himmel schließlich verfinstert hatte, wusste er, dass ihm das *Occido Lumen* den Weg gewiesen hatte.

Kurz darauf betraten sie wieder das Gebäude. Eph fühlte sich weder erleichtert noch euphorisch – alles, was er empfand, war ein intensives Vibrieren, als wäre sein Körper eine riesige Stimmgabel.

Er sah Quinlan an.

Der Blutgeborene nickte. *Sonnenlicht. Natürlich.*

Auch die anderen schienen zu ahnen, dass dort draußen irgendetwas geschehen war.

»Und?«, fragte Nora.

»Ich bin bereit«, erwiderte Eph.

»Bereit für was?«, sagte Vasilij.

»Ich brauche eine Karte.«

Nora lief zu den Büroräumen und durchwühlte die Schreibischi-schubladen, während die anderen entgeistert Eph anstarrten.

»Mann, was kommt jetzt wieder für eine Scheiße?«, fragte Gus.

Eph konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen. »Es ist das Sonnenlicht. Ich habe das *Occido Lumen* im Sonnenlicht gelesen – und es hat mir seine Geheimnisse enthüllt. Der Ort, den wir suchen ... Die Ureinwohner Amerikas haben diesen Ort ›Verbrannte Erde‹ genannt, aber ihr Wort für ›verbrannt‹ ist dasselbe wie ›dunkel‹.«

Obscura. Dunkel.

»Ja.« Vasilij kratzte sich am Kopf. »Erinnert ihr euch an Tschernobyl? Den Versuch der Alten, den Meister zu vernichten? Er konnte sie täuschen, weil ›Tschernobyl‹ ›Dunkler Boden‹ bedeutet. Und ich habe gesehen, wie die Vampire in der Nähe von Reykjavik Ausgrabungen durchgeführt haben – an heißen Quellen, die man ›Black Pool‹ nennt. Aber da sind keine genauen Koordinaten in dem Buch, oder?«

»Weil der Ort damals, als Ozryels Überreste auf der Erde verteilt wurden, unter Wasser lag«, erwiderte Eph. »Der Meister erschien erst viele Jahre später.«

Ja, ertönte Quinlans Stimme. Er war der Jüngste. Der Letzte.

Mit lautem Triumphgeheul kam Nora zu ihnen zurückgerannt und rollte ein Bündel großer topographischer Karten auf dem Boden aus.

Schnell sah Eph die Karten durch. »Hier. Östlich des Lake Ontario.« Er deutete auf die Mündung des Saint Lawrence River, wo winzige Flecken eine Inselgruppe markierten, die *Thousand Islands* hieß. »Da ist es. Eine dieser Inseln.«

»Die Herkunftsstätte des Meisters«, flüsterte Vasilij.

Eph nickte. »Ich weiß nicht, wie sie heute heißt. Aber der Name, den die Ureinwohner ihr gaben, war ›Ahsuᵹdaguᵹ-wah‹. Was soviel heißt wie ›Dunkler Ort‹ oder ›Schwarzer Ort‹.«

»Aber wie finden wir sie?«, fragte Nora.

»Sie hat die Form dreier übereinander gelegter Mondsicheln«, erwiderte Eph. »Wie das Symbol für Biogefährdung.«

Über allen Karten lag ein Cellophan-Papier, auf dem die dazugehörigen Straßenverbindungen markiert waren, und Vasiliy zeichnete mit einem Stift die Route ein, die sie nehmen mussten. »Interstate 80 West, dann 81 North. So kommen wir direkt zum Saint Lawrence.«

»Wie lange wird das dauern?«, fragte Nora.

»Es sind etwa fünfhundert Kilometer. Wenn wir Gas geben, dann fünf, sechs Stunden.«

Nora schüttelte den Kopf. »Irgendetwas sagt mir, dass es nicht so einfach sein wird, dorthin zu kommen.«

»Natürlich wird der Meister versuchen, uns aufzuhalten.«

»Ja. Aber wir haben keine andere Wahl. Wir müssen es versuchen.« Nora sah zu Quinlan. »Kannst du die Bombe wieder ins Auto ...« Sie brach ab und machte ein erschrockenes Gesicht.

Der Blutgeborene stand wie zuvor neben dem Sprengkopf. Aber Creem war verschwunden.

»Verdamnte Scheiße!«, rief Gus. »Du hast den Motherfucker entkommen lassen!«

Wir brauchen ihn nicht mehr. Er kann uns auf eine andere Weise nützlich sein.

»Wie bitte?« Gus starrte Quinlan an. »Wir hätten ihn verdammt noch mal abmurksen sollen!«

»Ja«, sagte Nora. »Was, wenn sie ihn erwischen? Er weiß zuviel.«

Er weiß, was er wissen soll. Vertraut mir.

Eph nickte langsam. Er verstand, was Quinlan vorhatte, so wie er die Worte des *Occido Lumen* verstanden hatte. »Der Meister wird zu uns kommen, das steht fest. Er vermittelt den Eindruck völliger Emotionslosigkeit, aber ich habe ihn schon einmal wütend erlebt. Er ist ein rachsüchtiges Wesen. Wenn die Dinge so laufen, wie er es geplant hat, dann verwaltet er leidenschaftslos sein Reich. Aber wenn er direkt herausgefordert wird, dann macht er Fehler. Dann handelt er impulsiv. Denkt daran, was nach der Zerstörung von Sodom und Gomorra geschah. Er hat seinen Bruder in einem wahren Bluttausch getötet. Er hat die Kontrolle über sich verloren.«

»Du *willst* also, dass der Meister uns findet«, sagte Nora.

»Ich will, dass er von der Bombe erfährt. Und dass wir wissen, wo sich seine Herkunftsstätte befindet. Ich will, dass er in Panik gerät.«

Gus ging auf Eph zu und sah ihn mit zusammengekniffenen Augen an.
»Wir sollen also den Kerl laufen lassen, der uns in den Rücken gefallen ist? Ich krieg das nicht zusammen, Mann. Und dann noch das Buch, Mann. Warum kannst nur du es lesen?«

»Ich weiß es nicht, Gus. Aber ich glaube, ein Teil unserer Suche ist es, genau das herauszufinden.«

Der Gangbanger, der offenbar eine völlig andere Antwort erwartet hatte, dachte kurz nach, dann wandte er sich den anderen zu. »Na schön, *hombres*. Dann finden wir es eben heraus!«

Der dunkle Ort

Tief in der Erde unter dem Atlantischen Ozean lag Ozryels Kehle. Der Stein und der Schlick um sie herum hatten sich völlig schwarz gefärbt; und nichts lebte mehr in ihrer Nähe.

So war es an jedem der Orte, an denen die Überreste des Erzengels vergaben worden waren. Aber während Ozryels Fleisch unverändert blieb, sickerte sein Blut in die Erde. Ja, es schien geradezu, als hätte es seinen eigenen Willen – die Blutfäden breiteten sich in alle Richtungen aus und suchten, vor der Sonne verborgen, einen Wirtskörper. Auf diese Weise entstanden die Blutwürmer. Sie trugen die Spuren des menschlichen Bluts in sich, das Ozryel getrunken hatte – und es drängte sie nach mehr menschlichem Blut. Und sie trugen auch Ozryels Willen in sich – den Willen seiner Arme, seiner Flügel, seiner Kehle ...

Die winzigen Würmer wanden sich durch die Erde. Viele von ihnen starben auf der langen Reise; erstickten in der Hitze des Erdinneren; scheiterten an unüberwindbaren geologischen Formationen. Doch schließlich fanden sie einen Wirt – und nisteten sich im menschlichen Fleisch ein wie ein Parasit. Zu Beginn dauerte es noch mehrere Wochen, bis das Virus die Kontrolle über das Fleisch und den Willen seines Opfers übernommen hatte, aber die Alten lernten durch Versuch und Irrtum, und schon beim fünften menschlichen Körper, den sie übernahmen, wussten sie, wie man in dieser Welt aus Erde und Feuer und Wasser und Luft überleben und sich vermehren konnte.

Und sie wurden wahre Meister darin.

Der jüngste von ihnen – der, der als letzter auf der Erdoberfläche erschien – war der Meister. Ozryels Kehle. Die Erde und das Meer bewegten sich und formten jenen Ort, der seine Herkunftsstätte werden sollte: erst eine Halbinsel, dann, Jahrhunderte später, eine Insel.

Die Blutwürmer, die aus der Kehle strömten, mussten weite Strecken zurücklegen, denn noch hatte kein Mensch seinen Fuß auf dieses neue Land gesetzt. Sie versuchten, niedrige Lebensformen in Besitz zu nehmen – Wölfe

oder Bären –, aber diese Geschöpfe waren zu fremdartig und nur schwer zu kontrollieren, und so gingen sie einer nach dem anderen zugrunde, bis nur noch eine Handvoll von ihnen übrig war: weit entfernt von der Herkunftsstätte, schwach, blind, verloren.

Doch eines Tages ...

... schlug ein junger Irokese unter einem kalten Herbstmond sein Lager auf. Er war ein Onondaga, ein Hüter des Feuers, und als er sich zum Schlafen auf den Boden legte, bohrte sich einer der Blutwürmer in seinen Nacken.

Vom Schmerz geweckt, legte der Irokese die Hand auf die Wunde und ergriff den Wurm, der noch nicht vollständig in ihn eingedrungen war. Er zog so fest er konnte, aber das winzige Geschöpf wand sich, und schließlich rutschte es ihm aus den Fingern und vergrub sich in seinen Muskelfasern. Und dann fraß es sich – wie ein brennender Eisenstab – durch seine Kehle in seine Brust.

Wochen vergingen, und ein heftiges Fieber tobte in dem Wirtskörper, während der Parasit immer mehr die Kontrolle übernahm. Als der Prozess abgeschlossen war, suchte der Meister Schutz in dunklen, kühlen Höhlen. Aus Gründen, die ihm für immer verschlossen bleiben würden, bereitete ihm die Erde, aus der er gekrochen war, ein angenehmes Gefühl, und so trug er immer einen Klumpen davon mit sich, wo er auch hinging. Inzwischen hatten sich die Blutwürmer in jedem Organ des Irokesen festgesetzt und vermehrten sich in seinem Blutkreislauf. Seine Haut spannte sich und wurde bleich, während seine hungrigen Augen, verschleiert durch die Membran, die sich unter seinen Lidern gebildet hatte, in der Dunkelheit glühten. Es dauerte etliche Tage, bis er Nahrung fand – eine Gruppe Jäger vom Stamm der Mohawk – und seinen Stachel in menschliches Fleisch schlagen konnte.

Noch beherrschte der Meister seinen Körper nicht völlig, deshalb war sein Angriff reichlich ungeschickt, aber er erreichte sein Ziel: er infizierte drei der Jäger mit dem Virus. Und so gewann, obwohl die Mohawks den offensichtlich von einem Dämon besessenen Onondaga mit ihren Äxten töteten, am Ende der Meister den Kampf – denn jetzt standen ihm drei neue Körper zur Verfügung.

Im Laufe der Jahre lernte der Meister, wie er seine Fähigkeiten einzusetzen hatte, um sein Geheimnis zu wahren. Das Land, in dem er sich befand, war von wilden Stämmen bevölkert, und es gab nicht viele Höhlen und Löcher in der Erde, die ihren Jägern und Fallenstellern unbekannt waren. So wechselte er nur selten den Wirt, ja eigentlich nur, wenn ihm Größe und Kraft eines bestimmten Körpers unwiderstehlich erschienen. Und überall erzählte man sich Geschichten und Legenden über ihn, und die Algonkin gaben ihm den Namen »Wendigo«.

Der Meister sehnte sich danach, mit den anderen Alten zusammenzukommen – schließlich waren sie alle Teil eines großen Ganzen –, aber jedes Mal, wenn er versuchte, fließendes Wasser zu überqueren, ließ ihn sein Wirtskörper im Stich. Warum war das so? War er an diesem Ort gefangen wie zwischen den Armen des Jordan? War es eine geheime Magie, ein Kainsmal, das ihm Gott auf die Stirn gebrannt hatte?

So viele Fragen, so viel zu lernen ...

Er wanderte nach Westen und nach Norden, um einen Weg zu jenem Kontinent zu finden, auf dem die anderen Alten ihr unterirdisches Reich errichtet hatten. Er spürte, wie sie nach ihm riefen, und diese Rufe trieben ihn vorwärts – bis er nach vielen Jahren in den eisigen Weiten des Nordwestens den Ozean erreichte. Er ernährte sich von den dortigen Ureinwohnern, den Unangan, Menschen mit schmalen Augen und dunkler Haut, die Tierfelle gegen die Kälte trugen, und als er den Körper eines von ihnen übernahm, erfuhr er von der Meerenge im Westen, von einem Ort, an dem die beiden Küsten gleichsam die Hände nacheinander ausstreckten.

Dann, in einer schicksalhaften Nacht, sah der Meister eine Reihe primitiver Fischerboote, die unterhalb einer Klippe ihren Fang an Land brachten. Und er begriff, dass er die Meerenge mit ihrer Hilfe würde überqueren können. Bei schmälern Gewässern war ihm das bereits gelungen – warum also nicht auch hier? Ja, er würde wie ein zorniger Gott über die Fischer kommen, würde die Hälfte von ihnen töten und die übrigen zu seinen Sklaven machen. Und dann würde er, unter einem Haufen Pelze verborgen und auf dunkle Erde gebettet, über das Wasser reisen.

Und sich mit jenen vereinen, die Fleisch von seinem Fleisch waren.

Picatinny Militärdepot

Creem versteckte sich eine Zeitlang in einem Nebengebäude. Er hatte verdammt Respekt vor den Fähigkeiten dieses baumlangen Kerls namens Quinlan, also wartete er, bis sich die anderen mit dem Zünder endlich aus dem Staub gemacht hatten.

Er war ziemlich sauer auf sich selbst. Warum hatte er unbedingt zur Universität zurückfahren müssen? Warum musste er immer so gierig sein?

Schließlich hörte er, wie ein Wagen vorbeifuhr – nicht allzu schnell und sehr leise, beinahe wie ein Elektroauto –, und verließ sein Versteck. Inzwischen war es wieder dunkel geworden, und so lief er einfach Richtung Haupteingang, der von hellen Scheinwerfern beleuchtet war. Kurz darauf sah er das Tor, das Vasilij mit dem Hummer zertrümmert hatte, und die menschlichen Wachen, die davor im Regen standen. Er ging zu ihnen, versuchte ihnen zu erklären, wer er war und was er hier machte, aber sie hörten ihm gar nicht richtig zu, sondern zerrten ihn in das Wachhaus und schlossen ihn dort in der Toilette ein. »Verdammt, was soll das?«, rief er und trat gegen die Tür, die überraschend massiv war; offenbar war der Lokus hier von vornherein auch als Arrestzelle geplant gewesen.

Er setzte sich auf einen Toilettendeckel und wartete – bis plötzlich ein lauter Knall die Wände erzittern ließ. Zuerst dachte er, dass Gus und die anderen Arschlöcher über eine Bodenschwelle gerast waren und damit die Bombe zum Explodieren gebracht hatten, doch dann wurde die Toilettentür aufgestoßen und der Meister trat ein. Der Vampirfürst hatte den wolfsköpfigen Gehstock in der Hand und wurde von zwei Spähern begleitet, die wie junge Hunde um seine Beine strichen.

Wo sind sie?

Creem lehnte sich gegen den Toilettenkasten; er hatte keine Ahnung, warum er in der Gegenwart des Meisters plötzlich so entspannt war. »Sie sind weg.«

In welche Richtung sind sie gefahren?

»Woher soll ich das wissen? Deine Leute haben mich ja in diesem Scheißhaus hier eingesperrt. Dieser Vampir ist bei ihnen, Quinlan – das ist ein gefährlicher Motherfucker ... Hey, kannst Du mir einen Gefallen tun? Wenn du sie erwischst, gibst du ihm und dem Mexikaner einen Extratritt von mir?«

Haben sie das Buch?

»Ja, haben sie. Und weißt du, was sie noch haben? Eine beschissene, vom TÜV geprüfte Atombombe. Und offenbar wissen sie genau, wo sie damit hinwollen. Haben was von einem ›Dunklen Ort‹ oder so ähnlich gefaselt.«

Stille. Der Meister sah Creem stumm an, und auch die Späher schienen den Atem anzuhalten.

Creem verzog den Mund. »Hallo, hört mich jemand?«

Haben sie gesagt, wo sich dieser Ort befindet?

Irgendetwas hatte sich an der telepathischen Stimme des Meisters verändert – als würden sich die Worte etwas langsamer im Raum ausbreiten als zuvor.

»Weißt du, was mir helfen würde, mich zu erinnern? Was zu essen. Ich hab einen Scheißhunger und ...«

Whoosh! Vom einem Moment auf den anderen griff die Hand des Meisters nach Creems Kehle, hob den schweren Mann in die Luft und drückte ihn gegen die Wand. *Ja, etwas zu essen.* Der Meister fuhr sich mit seinem Stachel gierig über die Lippen. *Vielleicht täte uns das beiden gut.*

»Hey, Mann«, krächzte Creem. »Ich hab nur Spaß gemacht.«

Also noch einmal: Wohin sind sie gefahren?

»Ich ... Keine Ahnung, Mann. Der Doc, mit dem du den Deal gemacht hast – der hat in dem Buch gelesen und dann den anderen gesagt, wo sie hinfahren müssen. Das ist alles, was ich weiß.«

Jetzt öffnete der Meister den Mund. Der Stachel kam heraus und näherte sich Creems Hals.

Menschen sagen nicht immer alles, was sie wissen.

»Aber ich ... Warum sollte ich lügen, Mann?«

Der Stachel zuckte kurz vor – zu schnell für das Auge eines Menschen – und verschwand dann wieder im Mund des Meisters.

Kennst du die Straßen hier?

»Ich? Klar kenn ich die Straßen. Das ist meine ...«

Weiter kam Creem nicht – mit beiden Händen packte der Meister den Anführer der Jersey Sapphires und katapultierte ihn durch die offene Toilettentür. Creem landete hart auf dem Linoleumboden des Flurs.

Dann fahr.

Ohne anzuklopfen traten Everett Barnes' Leibwächter durch die Tür seines Büros in Camp Liberty. Das Räuspern seiner Sekretärin warnte ihn noch rechtzeitig, so dass er den billigen Thriller, den er gerade gelesen hatte, in der Schublade verstauen und sich irgendwelchen Papieren auf seinem Tisch zuwenden konnte. Die beiden tätowierten Vampire sahen ihn an.

Mitkommen.

Barnes zögerte einige Sekunden, dann stopfte er ein paar Unterlagen in seine Aktentasche und stand auf. »Worum geht es?«

Keine Antwort. Barnes ging mit den Leibwächtern die Treppen hinunter und dann zum Haupttor. Es nieselte leicht, aber er verzichtete auf den Regenschirm und versuchte stattdessen, in den Gesichtern der *strigoi* zu lesen, ob er sich in Gefahr befand. Hatte er einen Fehler gemacht? Sich etwas zuschulden kommen lassen? Er wusste nicht, was, aber noch nie war er auf diese Weise abgeholt worden; es musste also etwas vorgefallen sein.

Sein Auto fuhr vor, und die Vampire, deren Mienen wie in Stein gemeißelt waren, stiegen zusammen mit Barnes auf die Rückbank. Schon nach wenigen Minuten Fahrt wurde ihm klar, dass sie zu seinem Haus unterwegs waren – ein gutes Zeichen, wie er fand.

Die Einfahrt zu seinem Anwesen war leer, als sie dort ankamen. Sie gingen hinein, aber auch dort war niemand. Keine anderen Vampire. Kein Meister. Barnes entschuldigte sich für einen Augenblick, schloss die Badezimmertür hinter sich und betrachtete sein Spiegelbild. Er war zu alt für diese ganze Aufregung, zu alt und zu erschöpft ...

Schließlich ging er in die Küche, um sich etwas zu Essen zu machen, und sah gerade in den Kühlschrank, als er das *Tschak-Tschak-Tschak* des Hubschraubers über dem Haus hörte. Er öffnete die Eingangstür und beobachtete, wie die Maschine auf der großen Wiese landete. Der Pilot gehörte zu Stoneheart Industries; er trug einen schwarzen Anzug und Krawatte. Und

er hatte einen Passagier bei sich, der jedoch keine Kapuze übergezogen hatte – also war es nicht der Meister. Ein Seufzer der Erleichterung kam aus Barnes' Mund, während er darauf wartete, dass die Rotorblätter langsamer wurden und der Passagier ausstieg. Doch nichts dergleichen geschah. Stattdessen packten die beiden Leibwächter Barnes unter den Achseln und schoben ihn zum Hubschrauber. Sie duckten sich unter den kreisenden Rotorblättern und öffneten die Tür.

Der Passagier war Zachary Goodweather.

Die Vampire hoben Barnes in die Maschine, drückten ihn auf den freien Sitz neben Zack und schlossen die Gurte über seiner Brust. Dann nahmen sie ebenfalls Platz.

Barnes lächelte den Jungen gequält an. »Hallo noch einmal.«

Zack sah ihn an, erwiderte aber nichts. Die Überheblichkeit der Jugend – oder war da noch etwas anderes im Spiel? Angst womöglich?

»Wohin fliegen wir?«, fragte Barnes.

Zack wandte den Kopf zum Fenster. »Der Meister braucht mich«, murmelte er. »Warum Sie hier sind, weiß ich nicht.«

Interstate 80

Sie fuhren auf der Interstate 80 nach Westen. Vasiliy hatte das Fernlicht angeschaltet und drückte das Gaspedal durch. Hin und wieder kamen sie an lieggebliebenen PKWs oder Bussen vorbei, und einmal stand eine Gruppe magerer Rehe neben der Straße. Aber keine Vampire – zumindest sahen sie keine.

Eph saß neben Quinlan auf dem Rücksitz des Jeeps. Wie ein Radar hatte der Blutgeborene seine telepathischen Fühler ausgestreckt – und solange er nicht Alarm schlug, konnten sie sich einigermaßen sicher fühlen. Gus und Nora folgten ihnen mit dem Ford Explorer, den sie für den nicht unwahrscheinlichen Fall mitgenommen hatten, dass der Jeep den Geist aufgab.

Schon lange fuhren kaum noch Autos auf den Highways. Als sich das Virus im ganzen Land ausgebreitet hatte, waren die Menschen panisch geflohen – obwohl es keinen Ort gab, wohin man hätte fliehen können – und hatten im ganzen Land die Highways verstopft. Nur die wenigsten allerdings waren in ihren Wagen verwandelt worden; die meisten hatte es erwischt, als sie abseits der Hauptstrecken irgendwo übernachtet hatten.

»Scranton«, sagte Vasiliy, als sie das Schild zur Interstate 81 North passierten. »Ich hätte nicht gedacht, dass wir so gut durchkommen würden.«

»Wir haben immer noch eine lange Strecke vor uns«, erwiderte Eph von hinten. »Wie steht es mit dem Benzin?«

»Sieht noch gut aus. Ich will auf keinen Fall in der Nähe einer Stadt halten.«

»Ja.«

»Wir sollten sehen, dass wir über die Grenze nach New York State kommen.«

Während sich Vasiliy den Weg durch das unübersichtliche Netz der Abzweigungen bahnte, blickte Eph aus dem Fenster auf Scranton. Er bemerkte einen brennenden Häuserblock in der Ferne und fragte sich, ob in den kleineren Städten auch Widerstandsgruppen wie die ihre aktiv waren. Und

ob es auch hier Blutfabriken gab. »Irgendwo muss es ein Verzeichnis aller Stoneheart-Fleischverarbeitungsbetriebe geben. Damit könnten wir herausfinden, wo sich die Blutfabriken genau befinden. Wir haben jede Menge Menschen zu befreien.«

»Und wie willst du das anstellen?«, fragte Vasiliy. »Wenn es so läuft wie bei den anderen Alten, dann wird der gesamte Clan des Meisters mit ihm vernichtet. Die Leute in den Lagern werden gar nicht verstehen, was da geschieht.«

»Das ist genau der Punkt: Wir müssen ihnen irgendwie die nötigen Informationen zukommen lassen – ohne die Hilfe der Massenmedien. Überall werden kleine Enklaven entstehen, wie altertümliche Fürstentümer. Ich glaube nicht, dass wir alle auf einen Schlag wieder zu guten Demokraten werden.«

»Nein«, brummte Vasiliy. »Ganz sicher nicht. Aber wir sollten uns nicht zu viele Gedanken über die Zukunft machen. Wir müssen uns auf unsere Aufgabe konzentrieren.«

Eph sah zu Quinlan, der sich die Ledertasche mit den Holzurnen der Alten zwischen die Füße gestellt hatte. »Du stirbst also auch, wenn der Meister vernichtet wird ...«

Wenn der Meister nicht mehr existiert, hört auch seine Blutlinie auf zu existieren.

Eph nickte. »Und da ist nichts in dir, was dich daran hindert, auf deinen eigenen Tod hinzuarbeiten?«

Hast du nie auf etwas hingearbeitet, das gegen deine eigenen Interessen gerichtet war?

»Nein, nicht dass ich wüsste. Jedenfalls auf nichts, das mich umgebracht hätte.«

Es geht um viel mehr als nur um mich. Außerdem ist Rache eine ausreichend große Motivation.

»Warum hast du die Urnen dabei?«

Hat dir das das Occido Lumen nicht gesagt?

»Nein.« Eph runzelte die Stirn. »Willst du die Alten ... zurückbringen? Sie wieder ins Leben rufen?«

Nein. Was geschehen ist, kann nicht rückgängig gemacht werden.

»Warum dann?«

Weil es das Buch sagt. Die roten Augen wandten sich Eph zu. Ihr habt recht, euch darüber Sorgen zu machen, was nach dem Tod des Meisters geschieht. Zu keinem Zeitpunkt in der Geschichte waren die Menschen wirklich Herr über sich selbst. Denkt ihr, dass ihr allein zurechtkommen werdet?

Eph wusste darauf keine Antwort. Quinlan sagte die Wahrheit: Von Anfang an hatten die Alten hinter den Kulissen der Zivilisation die Fäden gezogen. Was für eine Welt würde es ohne sie sein? Er sah wieder aus dem Fenster; das Feuer verschwand langsam aus dem Blickfeld. Wie konnten sie das alles wieder reparieren? Der Wiederaufbau schien ein Ding der Unmöglichkeit. Und war er es überhaupt wert?

Und dort in der Dunkelheit – auf dem Weg nach Norden, auf dem Weg in die letzte Schlacht gegen den Meister – wurde ihm klar, dass das, wofür sie all die Jahre gekämpft hatten, nur der Beginn einer neuen Herausforderung sein würde.

Zachary und der Meister

Stehst du auf meiner Seite?, fragte der Meister. Bist du mir dankbar für alles, was ich dir gegeben, was ich dir gezeigt habe?

»Ja«, erwiderte Zack, ohne auch nur eine Sekunde zu zögern. Seine Mutter kauerte auf einem Mauervorsprung in der Nähe und beobachtete ihn.

Das Ende ist nahe. Der Moment, in dem wir eine wahrlich neue Welt erschaffen, steht kurz bevor. All jene, die du einmal gekannt hast, werden verschwinden. Also frage ich dich: Stehst du auf meiner Seite?

»Ja.«

Ich wurde viele Male getäuscht. Du solltest wissen, dass ich mit Lügen wohlvertraut bin. Und dass ich in deinen tiefsten Gedanken lesen kann.

Der Meister erhob sich und blickte auf den Jungen. Aber da war nicht der Funken eines Zweifels zu erkennen – Zachary Goodweather hatte sich auf die Seite der Vampire geschlagen.

Ich wurde sogar von jenen betrogen, die ein Teil von mir waren. Aber die Alten hatten keinen Funken Würde in sich – sie waren nicht hungrig, nicht wirklich hungrig. Sie versteckten sich zwischen den Abfällen der Menschen und waren zufrieden mit ihrem Schattendasein. Sie glaubten Macht zu haben, aber in Wahrheit waren sie schwach. Sie suchten nach Verbündeten – ich will Unterwerfung. Du verstehst das, nicht wahr?

Zack nickte. »Der Leopard.«

Ganz genau. Jede Beziehung basiert auf Macht. Auf Herrschaft. Es gibt nichts anderes. Keine Gleichheit, keine Brüderlichkeit, keine Freiheit. Es gibt nur einen König. Erneut sah der Meister den Jungen an, und versuchte, so etwas wie Zuneigung vorzutäuschen. Der König und sein Prinz. Du verstehst auch das, mein Sohn?

Zack nickte wieder.

Der Meister beobachtete jede Bewegung des Jungen, jede Nuance seines Gesichtsausdrucks, und lauschte auf den Rhythmus seines Blutes. Dann wusste er, dass Zack den Pakt akzeptierte. *Der Leopard in seinem Käfig war eine Illusion, die du zerstören musstest. Gitterstäbe sind ein Symbol der*

Schwäche. Man kann leicht glauben, dass sie die eingesperrte Kreatur unterwerfen, ja demütigen, aber eigentlich halten sie diese Kreatur nur von dir fern. Sie sind ein Sinnbild deiner Angst. Sie setzen dir Grenzen, so wie sie dem Tier Grenzen setzen. Dein Käfig ist nur etwas größer.

»Und wenn ich ihn töte ...« Zack dachte kurz nach. »Wenn ich ihn töte, gibt es keine Grenzen mehr.«

Ja. Vernichtung ist die ultimative Kontrolle. Und du und ich stehen nun kurz davor, diese Welt ganz und gar zu kontrollieren. Ich muss also sicher sein, dass du auf meiner Seite bist.

»Das bin ich.«

Der Meister nickte und schwieg für eine Weile. Er schien für seine nächsten Worte auf den genau richtigen Moment zu warten. Schließlich sagte er: *Was, wenn dein Vater noch am Leben ist?*

Die Miene des Jungen blieb unbewegt, aber der Meister fühlte die Flut aus Emotionen, die durch den kleinen Körper strömte, ja, er labte sich geradezu daran. All die verlorenen Hoffnungen, all der Schmerz.

»Mein Vater ist tot«, flüsterte Zack. »Er starb mit Professor Setrakian ...«

Nein, er lebt. Auch ich habe das erst vor kurzem erfahren. Er hat nie versucht, dich zu erreichen – warum, weiß ich nicht –, aber er lebt. Und er will mich vernichten.

»Das werde ich nicht zulassen!«, sagte Zack – und der Meister spürte, dass der Junge diese Worte wirklich so meinte.

Der Vampirfürst war ein wahrer Virtuose, wenn es darum ging, auf der Klaviatur des menschlichen Verhaltens zu spielen – aber dies hier war keine erzwungene Treue wie sonst. Dies hier war, so glaubte er, die Liebe eines Sohnes.

Du hast eine Entscheidung zu treffen, Zachary. Deine allererste Entscheidung als Erwachsener, und diese Entscheidung, wird dich und die Welt um dich herum für immer prägen. Du musst dir also absolut sicher sein.

Zack spürte einen Kloß in seinem Hals. Und er spürte die Wut in sich. Wo war sein Vater die ganze Zeit über nur gewesen? Warum hatte er ihn im Stich gelassen? Er blickte zu Kelly hinüber – das Monster, das einmal seine Mutter gewesen war. Auch sie war von Eph im Stich gelassen worden. Ja,

das alles war seine Schuld. Er hatte Matt, Kelly und dann seinen Sohn für seinen Kampf geopfert. Und es war ihm völlig egal, was mit Zack geschah ...

»Ich entscheide mich für dich«, sagte Zack mit fester Stimme und wie zuvor war kein Zweifel in seinen Worten. »Mein Vater ist tot. Und er soll tot bleiben.«

Interstate 80

Nördlich von Scranton sahen sie die *strigoi*, die steinernen Wächtern gleich neben dem Highway standen. Wie Kameras erfassten ihre Augen alles, was an ihnen vorbeikam.

Bei den ersten hielt Vasiliy noch an und streckte sie mit dem Silberschwert nieder, doch dann wandte Eph ein, dass es der Mühe nicht wert sei. »Sie haben uns längst bemerkt.«

»Sieh dir den da an«, sagte Vasiliy dann.

Erst bemerkte Eph das Schild mit der Aufschrift WILLKOMMEN IN NEW YORK STATE am Straßenrand, dann den weiblichen Vampir dahinter, der die beiden Wagen mit glühenden Augen beobachtete und sie – daran bestand kein Zweifel – dem Meister meldete.

»Gib mir die Karten«, sagte Eph, und Vasiliy reichte sie nach hinten. »Auf dem Highway sind wir ziemlich schnell. Aber Schnelligkeit ist nicht alles. Früher oder später werden sie uns mit irgendetwas bewerfen.«

Das Walkie-Talkie auf dem Beifahrersitz gab ein Knacken von sich. Dann Noras Stimme aus dem Explorer: »Habt ihr den Vampir gesehen?«

Vasiliy griff nach dem Gerät. »Das Empfangskomitee? Ja, haben wir.«

»Wir müssen vom Highway runter.«

»Alles klar. Eph schaut gerade auf die Karte.«

»Sag ihr, dass wir bei Binghamton rausfahren, um zu tanken«, rief Eph. »Und dann halten wir uns vom Highway fern.«

Und genau das taten sie. Bei der ersten Ausfahrt Richtung Binghamton verließen sie die Interstate 80 und fuhren an einem Möbelhaus, mehreren Fast-Food-Restaurants und zwei, drei kleinen Einkaufszentren vorbei zu einer Tankstelle. Von den Buchstaben des MOBIL-Logos war nur noch das rote O zu erkennen – es ragte wie ein runder hungriger Mund in die Nacht.

Es gab keinen Strom, aber sie hatten wohlweislich die Handpumpe aus Creems Hummer mitgenommen. Die Bodenverschlüsse waren alle noch intakt, was ein gutes Zeichen dafür war, dass sich in den unterirdischen Tanks noch Benzin befand. Vasiliy brach einen davon mit einem

Schraubenschlüssel auf, und wie ein Willkommensgruß schlug ihnen stechender Benzingeruch entgegen. Der Kammerjäger ließ das lange Ende des Schlauchs in den Schacht hinab, steckte das kurze Ende in die Tanköffnung des Jeeps und begann zu pumpen. Die Wunde an seiner Schulter bereitete ihm immer noch ziemliche Schmerzen, ja, manchmal blutete sie sogar noch, aber Vasiliy erzählte den anderen nichts davon; er wollte bei ihnen sein, bei Nora und Eph, wenn alles zu einem Ende kam.

Während sich Quinlan an der Straße postierte, griffen Eph und Gus nach ihren Waffen – der Mexikaner hatte die Steyr-Halbautomatik zur Hälfte mit Silberkugeln geladen – und checkten den Tankstellenladen. Alles war verlassen, keine Blutsauger in Sicht. Gus ging zu Quinlan hinüber; Eph stellte sich zu Vasiliy und Nora.

Der Kammerjäger pumpte so fest er konnte, aber das Benzin lief nur spärlich in den Tank des Jeeps. Es hörte sich an, als würde Kuhmilch in einen Eimer spritzen.

»Sei vorsichtig, nicht zu tief«, sagte Eph. »Ganz unten sammelt sich das Wasser.«

Vasiliy nickte ungeduldig. »Das weiß ich auch.«

Eph bot an, ihn beim Pumpen abzulösen, aber Vasiliy lehnte ab. Noch, fand er, hatte er genug Kraft.

»Hast du an der Zündvorrichtung gearbeitet?«, fragte ihn Nora.

Vasiliy schüttelte den Kopf.

»Ich übernehme jetzt mal das Steuer«, sagte Eph. »Dann kannst du das im Wagen machen.«

Nora runzelte die Stirn. »Das dauert alles viel zu lange.«

»Wir müssen ohnehin auf das nächste Mittagslicht warten, ehe wir die Bombe scharf machen.«

»Das ist noch zu lange hin. Das Risiko ist zu groß.«

»Ich weiß. Aber wir brauchen das Sonnenlicht. Einstweilen müssen wir uns irgendwie die Vampire vom Leib halten.«

»Wenn wir erst auf dem Fluss sind, können sie uns nichts mehr anhaben, oder?«

»Ja. *Wenn* wir es bis zum Fluss schaffen.«

Nora blickte auf den dunklen Himmel. Eine kühle Brise kam auf, ihre Schultern zitterten leicht. »Ich hoffe nur, wir verspielen unseren Vorsprung

nicht. Das Tageslicht scheint so weit weg zu sein.« Dann wandte sie sich der leeren Straße zu. »Es fühlt sich an, als würden uns tausend Augen anstarren.«

»Dein Gefühl trügt dich nicht, Lady«, rief Gus, der plötzlich auf sie zukam, den Kofferraum des Explorers öffnete und zwei Leuchtstäbe herausholte. Dann rannte er zur Straße, zerbrach die Stäbe, warf einen davon auf den gegenüberliegenden Parkplatz und den anderen so weit er konnte die Straße hinunter. Das rote Licht fiel auf zahllose *strigoi*, die bewegungslos in der Dunkelheit standen. Warteten.

»Scheiße!« Gus sah zu Quinlan. »Warum hast du uns nichts gesagt?«

Sie waren die ganze Zeit über hier.

»Na toll!« Der Mexikaner lief über die Straße auf den Parkplatz und erledigte die Vampire dort mit einer Salve Silberkugeln.

»Wir müssen hier so schnell wie möglich weg«, sagte Nora.

»Ohne Benzin kommen wir nirgendwo hin«, erwiderte Eph. »Wie sieht es bei dir aus, V?«

»Dauert nicht mehr lange.« Vasilij pumpte und pumpte. Das Benzin lief jetzt schneller.

Gus feuerte inzwischen mit der Steyr auf die *strigoi* auf der Straße, während Eph sein Schwert zog – er hatte hinter den aufgebockten Wagen neben der Tankstelle eine Bewegung bemerkt.

»Autos!«, rief Gus in diesem Moment.

Sie sahen keine Scheinwerfer, aber sie hörten die Motoren. Was immer das war – es kam vom Highway auf die Tankstelle zu.

»Vasilij!«, rief Eph.

»Schnell, der andere Wagen«, sagte der Kammerjäger, und Eph zog den Schlauch aus dem Jeep und steckte ihn in den Explorer. »Ich bin gleich fertig.«

Währenddessen lief Nora zu den beiden Fahrzeugen und schaltete die Scheinwerfer ein. Ihr Licht erhellte die Straße auf beiden Seiten.

Auf der einen stand eine Horde *strigoi*, deren Augen das Licht wie Glas murmeln reflektierten.

Auf der anderen hatten zwei Vans geparkt, aus denen weitere Vampire kamen.

Dann ein Geräusch über ihnen. Schritte auf dem Vordach der Tankstelle. Vampirschritte.

Die Blutsauger hatten sie eingekreist.

»Da kommen sie!«, rief Nora.

Die *strigoi* begannen auszuschwärmen, wobei sie sich erst auf Gus konzentrierten, der an der Straße stand und mit der Steyr ohne große Wirkung auf die Vans feuerte. Sie liefen von beiden Seiten auf ihn zu, und der Mexikaner konnte gerade noch die Waffe herumreißen, um die erste Welle auszuschalten. Dann rannte er zur Tankstelle zurück, geriet dabei jedoch ins Stolpern und spürte, wie sich ihm weitere Vampire näherten – aber plötzlich war Quinlans riesiger Schatten neben ihm. Der Blutgeborene schlug den Kreaturen mit bloßen Händen gegen die Kehle und brach ihnen damit das Genick. Dann packte er den Mexikaner und zog ihn mit sich.

Bang! Ein Vampir – fast noch ein Kind – ließ sich vom Vordach der Tankstelle auf den Jeep fallen. Nora schlug mit dem Schwert nach ihm; der Vampir wich zischend zurück und sprang auf den Boden. Sofort rannte Nora um den Wagen herum, um das widerliche kleine Geschöpf zu töten – aber es war weg.

»Auf meiner Seite ist er nicht«, rief Eph.

»Auf meiner auch nicht«, rief Nora.

»Unter dem Wagen!«, rief Eph.

Blitzschnell ging Nora in die Knie und fuhr mit der Klinge unter den Jeep. Und tatsächlich: Ein Kreischen verriet ihr, dass sie die Kreatur getroffen hatte. Der Vampir kam auf Ephs Seite unter dem Wagen hervorgeschossen – weißes Blut strömte aus seinem rechten Unterschenkel – und stürmte auf ihn zu.

Eph schwang sein Silberschwert und schlug den *strigoi* in Stücke. Als er fertig war, lehnte er sich keuchend gegen eine der Zapfsäulen und spürte, wie sich seine Muskeln verkrampften. Spürte, dass sein Körper immer schwächer wurde, dass seine Synapsen nur noch mit Mühe die ihnen zugewiesenen Aufgaben erledigten. Zwei Jahre der mangelhaften Ernährung und des ständigen Kampfes forderten ihren Tribut.

Ein Quietschen wie von einer Ratte, dann ein Geräusch, als würde ein Haufen Knochen zusammengequetscht – und dann tauchte Quinlan aus der Dunkelheit auf; der Blutgeborene hatte einen weiteren dieser kleinen Blut-sauger gepackt, der sich gerade auf Eph hatte stürzen wollen.

Eph sah zu Vasilij, der wie verrückt pumpte. »Wir müssen hier weg, V!«

»Noch schneller geht nicht!«, rief der Kammerjäger.

Quinlan warf die leblose Hülle des Kindvampirs zur Seite und stellte sich der Horde *strigoi* entgegen, die jetzt auf die beiden Wagen zu rannte.

»Sie wollen uns hier festnageln«, rief Eph.

Der Meister ist unterwegs hierher. Ich spüre es.

Gus feuerte eine Salve nach der anderen auf die Vampire, bis die Steyr nur noch Klickgeräusche von sich gab. »Keine Munition mehr«, rief er und lief zum Jeep.

Verzweifelt blickte sich Eph um, seine Gedanken rasten. Das – alles – dauerte – viel – zu – lange! Er wirbelte herum und riss den Schlauch aus der Tanköffnung des Explorers. Benzin spritzte auf den Boden. »Wir fahren, Vasilij!«

Sofort ließ der Kammerjäger die Pumpe los und warf sich auf die Rückbank des Jeeps, von wo sich Gus gerade eine neue Waffe griff. »Baller hier bloß nicht in der Gegend herum«, fuhr er den Mexikaner an. »Du jagst uns alle in die Luft.«

Eph lief zur Fahrerseite des Jeeps, setzte sich ans Steuer und ließ den Motor an. Durch die Windschutzscheibe sah er, dass sich Nora in den Explorer geflüchtet hatte, während Quinlan jetzt ebenfalls in den Jeep sprang – es waren viel zu viele Vampire, als dass er sie noch hätte aufhalten können.

»Festhalten«, rief Eph und drückte auf das Gaspedal. Und dann schien es, als würden mehrere Dinge gleichzeitig geschehen.

Gus rannte mit einer Maschinenpistole in der Hand auf den Explorer zu

...

Der Jeep mit Eph, Quinlan und Vasilij raste in eine Gruppe *strigoi* ...

Nora drehte den Zündschlüssel des Explorers um ...

Gus feuerte auf die Vampire ...

Der Jeep steuerte auf die Straße zu, schleuderte weitere *strigoi* zur Seite

...

Die Kugeln der Maschinenpistole prallten auf dem Betonboden ab, schlugen Funken ...

Der Explorer fuhr los ...

Das Benzin entzündete sich ...

Gus sprang in den Explorer ...

Und dann ...

... explodierte die Tankstelle.

Und im Rückspiegel sah Eph, wie der Explorer mit Nora und Gus aus der Rauchwolke raste.

»Heilige Scheiße!«, rief Vasiliy.

Etliche Vampire stellten sich dem Jeep auf der Straße in den Weg, aber Creems silberner Kühlergrill leistete ganze Arbeit; eine Kreatur nach der anderen prallte dagegen und wurde zur Seite geschleudert. Und dann hatten sie die Tankstelle hinter sich gelassen und fuhren die dunkle Landstraße entlang.

Eph reichte Vasiliy die Karten nach hinten, dann hielt er im Rückspiegel nach dem Explorer Ausschau. Er war nirgendwo zu sehen. »Verdammt!« Er griff nach dem Walkie-Talkie. »Nora? Alles in Ordnung bei euch?«

Ein Knacken. Dann Noras Stimme: »Alles in Ordnung. Wir haben's geschafft.«

»Wo seid ihr?«

»Wir sind ... Keine Ahnung. Vermutlich irgendwo hinter euch.«

»Fahrt Richtung Norden. Wir treffen uns bei Fisher's Landing. Hast du das verstanden? Fisher's Landing.«

»Okay.« Ihre Stimme wurde schwächer. »Fisher's Landing.«

»Wenn es irgendwie möglich ist, schalt die Scheinwerfer aus.«

»Ja ... wir ... Norden ...«

»Ich verliere dich, Nora.«

»... Eph ...«

Dann Rauschen. Er sah wieder in den Rückspiegel. »Sie müssen auf einer anderen Straße sein. Egal, Hauptsache, sie halten sich vom Highway fern.«

Vasiliy griff von hinten nach dem Funkgerät, doch auch er bekam nur statisches Rauschen herein. »Verdammt! Die Dinger haben nur eine Reichweite von etwa einem Kilometer.«

»Sie weiß, wo wir uns treffen«, sagte Eph. »Und Gus ist bei ihr. Ihr wird schon nichts passieren.«

»Ja.« Vasilij legte das Walkie-Talkie beiseite. »Jetzt heißt es für uns alle, bis zum Mittagslicht am Leben zu bleiben.«

Am Straßenrand, unter einer Werbetafel für ein längst aufgegebenes Drive-in-Kino, stand ein *strigoi* und sah dem Jeep mit ausdrucksloser Miene nach, als er vorbeiraste.

Der Meister streckte seine telepathischen Fühler aus, die Augen seiner Drohnen wurden zu seinen Augen, und obwohl ihn im selben Moment eine wahre Flut von Bildern durchströmte, half ihm das, sich zu beruhigen, seinen unbändigen Zorn auf diese Menschen, die sich gegen ihn gestellt hatten, zu zügeln.

Dann ...

Sah er den schlammgrünen Army-Jeep, der auf einer unbeleuchteten Straße in Upstate New York Richtung Norden fuhr.

Sah den Explorer mit Nora Martinez am Steuer an der Kirche einer kleinen verlassenen Stadt vorbeikommen. Sah, wie Gus Elizalde eine Maschinenpistole aus dem Beifahrerfenster schob. Sah das Mündungsfeuer und dann nur noch Dunkelheit. Der Mexikaner hatte die Drohne ausgeschaltet, doch der Meister wusste jetzt, dass auch sie nach Norden unterwegs waren – und zwar auf genau jenem Highway, auf dem sich gerade die Limousine des Vampirfürsten befand.

Sah den Jungen, Zachary Goodweather, der sich irgendwo über ihnen im Hubschrauber befand. Zack blickte aus dem Fenster und ignorierte Everett Barnes, der neben ihm saß und dessen Gesicht aschgrau war; offenbar vertrug der Doktor das Fliegen nicht.

Sah durch die Augen von Kelly Goodweather, die mit anderen Drohnen in einem Van saß, und spürte, wie es sie zu den Menschen zog, die sie einmal geliebt hatte.

Hier. Diese Ausfahrt.

Die Stimme des Meisters ertönte in Creems Kopf; der Anführer der Jersey Sapphires saß am Steuer der Limousine. Er folgte der Aufforderung,

verließ den Highway – und kurz darauf erblickte er die brennende Tankstelle. »Verdammte Scheiße! Was ist denn hier passiert?«

Links.

Creem fuhr in die ihm gewiesene Richtung. Nach einigen Kilometern kamen sie an der Werbetafel für das Drive-in und der darunterstehenden Drohne vorbei. Die Fühler des Meisters griffen nach ihrem Bild – und für wenige Sekunden sah er sich selbst im Fond der Limousine, wie er nach Norden raste.

Ephraim Goodweathers Vorsprung schmolz mit jeder Sekunde.

Eph bahnte sich auf schmalen Landstraßen einen Weg nach Norden. Immer wieder nahm er eine Abzweigung und wechselte auf eine andere Straße, um den Gegner zu verwirren – an jeder Kurve konnte eine Drohne stehen, und wenn sie zu lange auf einer bestimmten Route fuhren, stellten ihnen die Vampire Hindernisse in den Weg: aufgestapelte Autoreifen, große Pflanzentöpfe aus irgendeinem Gärtnerladen, manchmal auch ganze Autos. Und wenn man mit hundert Sachen durch enge unbeleuchtete Straßen manövrierte, dann war es gar nicht so einfach, dem ganzen Zeug rechtzeitig auszuweichen.

Zwei, drei Mal fuhren ihnen die *strigoi* mit einem Wagen hinterher und versuchten sie zu rammen – und das war dann der Moment, in dem Vasilij aufstand, sich aus dem Dachfenster lehnte und die Verfolger mit einer MP-Salve bedachte.

Der Meister – das war ihnen allen klar – wusste, wo sie waren. Aber er wusste nicht, wo sie hinfuhren – sonst hätte er seine Horden längst am Ufer des Saint Lawrence River versammelt –, und das war der Strohalm, an dem sie sich festhielten.

Eph vermied es, Syracuse zu nahe zu kommen; er umfuhr die Stadt in östlicher Richtung. Er hatte eigentlich geplant, bis zum Mittagslicht durchzufahren, aber dafür hatten sie nicht genug Benzin, und es war viel zu gefährlich, erneut eine Tankstelle anzusteuern. Nein, sie würden sich irgendwo am Fluss verstecken und dort auf die Sonne warten müssen.

Der einzige Vorteil war: Je weiter sie nach Norden in jene Landstriche kamen, die früher nur sehr dünn besiedelt gewesen waren, desto weniger *strigoi* sahen sie.

Da Kartenlesen nicht zu Gus' Stärken gehörte, war Nora auf dem Weg nach Norden vor allem ihrer Intuition gefolgt, doch nun schien es, als wären sie entweder zu weit nach Westen oder nach Osten geschwenkt. Sie hatten Syracuse passiert – aber Watertown, die letzte größere Stadt vor der kanadischen Grenze, war weiter entfernt, als sie eigentlich hätte sein sollen.

Um Batterien zu sparen, hatte Nora es aufgegeben, Eph mit dem Walkie-Talkie zu erreichen und das Gerät ausgeschaltet; es hatte ohnehin nur noch ein leises Rauschen von sich gegeben. Und sie hatte es ebenso aufgegeben, die Stunden zu zählen – sie wusste, dass es noch viel zu lange bis zum nächsten Mittagslicht war, und schob den Gedanken daran so gut es ging zur Seite.

Fisher's Landing. Der Ort, den ihr Eph genannt hatte. Darauf – und nur darauf – hatte sie sich zu konzentrieren ...

»Sie kommen, Doc«, sagte Gus plötzlich.

Erst konnte Nora nichts Verdächtiges in der Dunkelheit vor ihnen erkennen, doch dann sah sie Licht zwischen den Baumspitzen aufflackern.

Das Licht bewegte sich. Ein Hubschrauber.

»Sie suchen uns«, sagte der Mexikaner. »Aber sie haben uns noch nicht gefunden.«

Nora fuhr weiter, wobei sie immer wieder nach dem über ihnen kreisenden Licht Ausschau hielt. Sie passierten ein Schild, das Richtung Highway wies – offenbar hatten sie sich wieder der Interstate genähert. *Gottverdammte!* »Ich schalte die Scheinwerfer aus«, sagte Nora.

Ohne Licht konnten sie nicht mehr so schnell fahren, was ihre Nervosität nicht gerade milderte. Und dann, nur wenige hundert Meter vor ihnen, tauchte wieder das Licht des Hubschraubers auf. Und wurde heller.

»Er geht runter«, rief Gus.

Nora kniff die Augen zusammen. »Das muss der Highway sein.«

»Ich glaube, sie haben uns nicht gesehen.«

Nora fuhr noch langsamer. Überlegte. »Sollen wir einfach vorbeifahren?«

Gus runzelte die Stirn und versuchte, durch die schwarzen Bäume hindurch irgendetwas zu erkennen. »Weißt du was, Doc? Die suchen überhaupt nicht nach uns.«

»Was tun sie dann hier?«

»Keine Ahnung. Die Frage ist, ob wir es herausfinden wollen.«

Nora hatte genug mit dem Mexikaner durchgemacht, um zu wissen, dass das für den neugierigen Gus ganz und gar *keine* Frage war, deshalb erwiderte sie schnell: »Nein. Wir dürfen keine Zeit verlieren.«

»Könnte doch wichtig sein.«

»Wieso denn?«

»Keine Ahnung. Warum sehen wir's uns nicht an? Ich hab seit einigen Kilometern keinen einzigen Blutsauger mehr gesichtet – ich glaube, wir können es riskieren. Außerdem sind sie mit Licht geflogen, und das heißt ja wohl, dass Menschen an Bord sind, oder?«

Nora sah den Mexikaner an. Er sah sie an. Und dann war die Sache entschieden: Nora nahm den Fuß vom Gas, hielt am Straßenrand an und stellte den Motor ab. Gus griff nach der MP, dann stiegen sie aus und schlossen leise die Türen.

Die Rotorblätter des Hubschraubers drehten sich noch, wurden jedoch immer langsamer. Gus und Nora kletterten die steinige Böschung hinauf und gingen hinter der Leitplanke in Deckung – der Hubschrauber war kaum mehr als hundert Meter von ihnen entfernt. Es waren keine Autos zu sehen. Dann kamen die Rotorblätter zum Stehen, aber die Scheinwerfer des Hubschraubers blieben angeschaltet und warfen ihr Licht auf vier Silhouetten auf der anderen Seite des Highways, eine davon deutlich kleiner als die übrigen. Nora war sich nicht sicher, doch es schien, als ob der Pilot selbst – offenbar ein Mensch – immer noch im Cockpit saß und auf irgendetwas wartete.

»Ein Rendezvous? Eine Übergabe, etwas in der Art?«, flüsterte Nora.

»Könnte sein«, erwiderte Gus.

»Der Meister?«

»Keine Ahnung ... Einer von denen sieht wie ein Kind aus.«

»Ja.« Nora nickte, dann konzentrierte sie sich wieder auf die dunklen Silhouetten – und plötzlich schoss ihr Kopf hoch, als hätte sie irgendetwas gestoßen. »Mein Gott!« Sie hatte den Jungen erkannt.

Gus zog sie wieder nach unten. »Was?«

Nora griff nach ihrem Schwert. »Wir müssen da rüber.«

»Was ist denn in dich gefahren? Gerade noch ...«

»Wir töten die Erwachsenen, aber auf keinen Fall das Kind. Hast du verstanden?«

Und ehe Gus etwas darauf erwidern konnte, hatte Nora schon die Silberklinge gezogen, war über die Leitplanke gesprungen und lief auf die Silhouetten zu. »*Mierda!*« Der Mexikaner rannte ihr, die MP im Anschlag, hinterher.

Nora hatte etwa die Hälfte des Weges zurückgelegt, da spürten die beiden Vampire das Silber in ihrer Nähe. Sie fuhrten herum, sahen Nora auf sie zurennen, doch anstatt sich ihr entgegenzuwerfen, ergriff einer von ihnen den Jungen und rannte zum Hubschrauber zurück.

»Sie wollen fliehen«, rief Nora.

Im selben Moment, in dem sich die Rotorblätter wieder ächzend in Bewegung setzten, legte Gus auf die Maschine an und jagte einige Kugeln in das Metall, was den gewünschten Effekt hatte: Der *strigoi* lief mit dem Jungen nach links, weg vom Hubschrauber. Und als willkommener Nebeneffekt spritzte ein Schwall Blut gegen die Cockpitscheibe, und der Körper des Piloten sackte nach vorne.

Jetzt war Nora bei dem zweiten Vampir angelangt, der sich vor den anderen Menschen gestellt hatte, und sah die Tätowierungen an seinem Hals. Einer der Blutsauger aus dem Lager. Einer von Everett Barnes' Leibwächtern ... Und der Gedanke an ihren ehemaligen Boss löste eine Welle aus reiner Wut in ihr aus, die jede Angst mit sich hinfert trug, und sie rannte brüllend auf den *strigoi* zu. Der erste Hieb streifte den Vampir lediglich – er war zur Seite getänzelt und hatte Nora vorbeilaufen lassen wie ein Matador den Stier –, aber dem zweiten konnte er nicht entkommen: das Schwert fuhr gegen sein tätowiertes Genick und trennte den Kopf vom Rumpf.

Sofort drehte sich Nora wieder zum Hubschrauber um. Der Vampir, der mit dem Jungen weggelaufen war, stand jetzt allein neben der Maschine und funkelte Gus mit rotglühenden Augen an; im Gegensatz zu den Silberschwertern schienen die Blutsauger vor einer Maschinenpistole keine Angst zu haben. Der Mexikaner hob die Waffe und schoss – so lange, bis vom Gesicht der Kreatur nichts mehr übrig war.

»Wo ist der Junge?«, rief Nora dann.

Zachary Goodweather war auf der anderen Seite des Highways über die Leitplanke gesprungen und hatte von dort aus beobachtet, wie die beiden Vampire ihr Ende gefunden hatten. Jetzt griff er nach seinem Rucksack. Zog sein Gewehr heraus. Legte auf die Frau an, die im Scheinwerferlicht des Hubschraubers stand.

Nora hatte sich gerade Everett Barnes zugewandt, der im grellen Licht kniete und sie mit jämmerlich flehenden Augen ansah, hatte ihr Schwert gehoben, um dieses Schwein ein für allemal zu erledigen – als die Kugeln aus Zacks Gewehr neben ihr in den Boden schlugen. *Bang, Bang, Bang.* Sie sprang aus dem Scheinwerferlicht, ging in Deckung und sah, wie Gus auf den Jungen zulief, über die Leitplanke sprang und Zack packte, bevor er einen weiteren Schuss abgeben konnte. Dann drehte der Mexikaner den Jungen ins Licht, vergewisserte sich, dass er kein Vampir war, griff nach dem kleinen Gewehr und warf es ins Gebüsch. Zack wehrte sich mit Händen und Füßen, so dass ihn Gus ordentlich durchschütteln musste, bevor er endlich Ruhe gab.

»Mach mal halblang, *muchacho*«, sagte Gus, hob den Jungen über die Leitplanke und zog ihn zurück auf die Straße.

»Alles okay, Gus?«, fragte Nora, als sie ebenfalls wieder im Licht des Scheinwerfers stand.

»Der Kleine ist ein ziemlich lausiger Schütze«, erwiderte der Mexikaner, der Zack fest am Kragen gepackt hielt.

Nora blickte sich nach Barnes um, aber der ehemalige CDC-Direktor war nirgendwo zu sehen. Hatte sich offenbar aus dem Staub gemacht. »Scheiße«, flüsterte sie. Dann ging sie zu Zack, legte die Hand unter sein Kinn und hob sein Gesicht.

Die Ähnlichkeit war nicht zu übersehen: Es war wirklich Ephraim Goodweathers Sohn.

Gus – dem in diesem Moment klar wurde, wen er da in Händen hielt – gab ein leises Pfeifen von sich. »Wow, da ist uns ja ein dicker Fisch ins Netz

gegangen!« Plötzlich trat ihm Zack gegen das Schienbein – und Gus trat zurück, nur fester. »Ganz der Vater, was?«

Zack sah den Mexikaner mit hasserfüllten Augen an. »Woher willst *du* denn das wissen?«

Nora betrachtete den Jungen. Alles an ihm war vertraut – selbst wenn man die zwei Jahre in Betracht zog, in denen sie sich nicht gesehen hatten –, alles bis auf die Augen. Zacks Augen fehlte jedes Licht, es schien, als würden sie nach *innen* blicken, ja, als hätte sich seine gesamte Persönlichkeit in einen dunklen Raum zurückgezogen, in den niemand Zugang hatte. Niemand außer ...

»Zack«, sagte sie, und Tränen liefen ihre Wangen hinab.

Der Junge sah sie mit seinen lichtlosen Augen an und dann erwiderte er ganz langsam, als ob er das Wort fast vergessen hätte: »Nora.«

Obwohl die Anzahl der Drohnen, die den Autoverkehr auf den nördlichen Routen von New York State registrierten, immer weiter abnahm, wusste der Meister, dass er auf dem richtigen Weg war. Er hatte Nora Martinez' und Gus Elizaldes Hinterhalt durch die Augen von Barnes' Leibwächtern bis zu deren Ableben mitverfolgt, und jetzt sah er, was Kelly Goodweather sah, während sich ihr Wagen dem Hubschrauber näherte.

Die beiden Menschen waren mit Zachary geflohen.

Sie hatten also den Köder geschluckt.

Kelly wies ihren Fahrer an, die Böschung hinunter auf eine kleine Nebenstraße zu fahren und die Spur des Explorers aufzunehmen. Ihre psychische Verbindung zu Zack war noch stärker als die zu ihrem Ex-Mann – und das war nun ein entscheidendes Element im Plan des Meisters.

Und dann war da noch der Junge selbst. Der Meister streckte seine Fühler nach ihm aus. Blickte durch Zacks Augen auf den Rücken von Gus Elizalde, der am Steuer des Explorers saß. Sie waren zu Ephraim Goodweather unterwegs. Der das *Occido Lumen* in seinem Besitz hatte. Der wusste, wo sich die Herkunftsstätte des Meisters befand ...

In diesem Moment ertönte Barnes' krächzende Stimme aus dem Funkgerät. »Ich bin in einem Wagen hinter ihnen. Ich habe eine Waffe. Warte auf Ihre Anweisungen.«

Und tatsächlich: Auf dem GPS-Schirm auf dem Armaturenbrett neben Creem war ein deutliches Blinken zu erkennen. Der Peilsender, den der Meister dem ehemaligen CDC-Direktor unbemerkt verpasst hatte. Der Herr der Vampire lächelte. Es brauchte keines telepathischen Zwangs, um sich Menschen wie Everett Barnes Untertan zu machen – sie taten von ganz alleine, was er von ihnen verlangte.

Während Creem die Limousine nach Norden steuerte, spürte er, wie sich irgendetwas in seinem Körper veränderte. Er fühlte sich leicht benommen und ihm war heiß, als hätte er Fieber. Zuerst dachte er, er hätte sich irgendwo eine Infektion eingefangen, doch dann begann das Zahnfleisch um seine Silberzähne herum zu schmerzen und kurz darauf auch die Hände, an denen er die Silberringe trug. Panisch zog er die Ringe von den Fingern und legte sie auf den Beifahrersitz. Für einen Moment klang der Schmerz ab – aber kurz darauf bemerkte der Anführer der Jersey Sapphires, wie sich etwas unter der Haut durch seine rechte Schulter bewegte. Auf sein Herz zu.

Als der Jeep Fisher's Landing erreichte, scannte Quinlan die nähere Umgebung, nahm jedoch keine Vampire wahr. Die Straße verlief am Ufer des Saint Lawrence entlang, und bald tauchte ein Schild mit der Aufschrift RIVERSIDE CAMPING auf. Eph bog auf die Schotterstraße ein, die zu einer verlassenen Ferienanlage mit etwa einem Dutzend Bungalows, einem Restaurant und einem Lebensmittelladen führte. Am Ende der schmalen Landzunge hielt er an einer kleinen Anlegestelle.

Der Fluss. Fließendes Wasser ...

Eph und Vasilij öffneten die Türen und stiegen aus – und im selben Moment standen sie im grellen Licht zweier Lampen. Erschrocken blickte sich Eph um. Es konnten keine *strigoi* sein, versuchte er sich zu beruhigen. Ein

Licht kam aus der Richtung des Restaurants, das andere vom Bootshäuschen.

Dann die Stimme einer Frau aus dem Dunkel: »Keine Bewegung!«

»Keine Angst, alles in Ordnung«, rief Eph. »Wir sind Menschen.«

»Der da ist bewaffnet.« Eine männliche Stimme. Von der anderen Seite.

Vasiliy hob die MP in die Luft und rief: »Habt ihr auch Waffen?«

»Da kannst du Gift drauf nehmen«, kam die Antwort des Mannes.

»Dann legen wir sie alle weg und reden miteinander, okay?«

»Nein«, rief die Frau. »Ihr seid zwar keine Blutsauger, aber vielleicht seid ihr Plünderer. Oder verkleidete Stoneheart-Typen.«

»Weder noch«, rief Eph. »Wir ... sind auf einer Art Mission. Und wir haben verdammt wenig Zeit.«

»Da ist doch noch einer im Wagen«, kam die Stimme des Mannes. »Steig aus und zeig dich!«

Scheiße, schoss es Eph durch den Kopf. *Wie soll ich ihnen das alles nur erklären?* »Hört zu! Wir sind den ganzen Weg von New York City hierhergefahren ...«

»Na, dann vermissen sie euch dort sicher schon«, rief die Frau.

»Ihr ... hört euch an, als würdet ihr gegen die Vampire kämpfen. Wir kämpfen auch gegen sie. Seit langem.«

»Wir können niemanden mehr brauchen.«

»Wir wollen gar nichts von euch. Wir müssen nur auf eine der Inseln da draußen.«

»Tut, was ihr nicht lassen könnt. Aber sucht euch 'ne andere Stelle, um abzulegen. Das ist unser Pier.«

»Gebt mir zehn Minuten, um alles zu erklären.«

»Du hast zehn *Sekunden*, Arschloch. Wenn dann dein Kumpel noch im Wagen ist, schießen wir.«

»Nein«, rief Eph. »Nicht schießen! Da ist etwas sehr, sehr Empfindliches im Kofferraum. Und was meinen Freund betrifft ...«

»Er ist ein halber Vampir«, fiel ihm Vasiliy ins Wort. »Aber er tut euch nichts.«

»Es gibt keinen *halben* Vampir«, rief der Mann.

»Doch, gibt es«, erwiderte Eph. »Glaubt mir. Und er ist auf unserer Seite. Ich kann das erklären, wenn ihr ...«

Plötzlich bewegte sich eines der Lichter. Kam auf ihn zu.

»Sei vorsichtig, Ann«, rief die männliche Stimme.

Langsam näherte sich die Frau Eph und blieb dann einige Meter vor ihm stehen, nahe genug, dass er die Hitze der Lampe spüren konnte. Er sah Gummistiefel und einen Ellbogen hinter dem Licht.

»William«, rief die Frau.

Jetzt verließ der Mann ebenfalls sein Versteck und ging auf Vasilij zu.

»Was ist?«

»Schau dir sein Gesicht an.«

Plötzlich waren beide Lampen auf Eph gerichtet.

»Ja, und?«, sagte der Mann. »Er ist kein Vampir.«

»Idiot!«, schnappte die Frau. »Das ist der Typ aus den Nachrichten. Der, den sie suchen. Goodweather, stimmt's?«

Eph nickte. »Ja.«

»Der Doktor, der Eldritch Palmer abgeknallt hat.«

»Um genau zu sein, habe ich nur versucht, ihn zu töten. Aber es hat nicht geklappt.«

»Die Motherfucker haben es wirklich auf dich abgesehen, was?«

Eph nickte wieder.

»Ich weiß nicht, Ann«, sagte der Mann.

Die Frau senkte die Lampe. »Na schön, Goodweather. Du kriegst deine zehn Minuten. Aber dein Halber-Vampir-Kumpel bleibt schön im Wagen – sonst machen wir euch alle zu Fischfutter.«

Vasilij hatte den Kofferraum des Jeeps geöffnet und zeigte Ann und William den Sprengkopf.

»Mann, ich glaub, mein Schwein pfeift«, sagte Ann beeindruckt. Sie war etwa Mitte fünfzig, hatte graues verfilztes Haar und trug Watstiefel und gelbes Ölzeug. »Eine gottverdammte Atombombe.«

»Ihr habt bestimmt gedacht, so was wäre größer«, sagte Vasilij.

»Ich hab überhaupt nichts gedacht.« Ann sah den Kammerjäger aus ihren schmalen Augen an. »Das Ganze ist viel zu durchgeknallt, als dass es eine Falle sein könnte.«

William – deutlich jünger als Ann, bekleidet mit einem zotteligen Wollpullover und ausgebeulten Jeans – hielt etwas Abstand und nahm die Hände nicht von seinem Gewehr. Die beiden Lampen lagen neben seinen Füßen auf dem Boden. Eine davon brannte noch und warf ein indirektes Licht auf Quinlan, der in seinem schwarzen Mantel wie Bela Lugosi in *Dracula* neben dem Jeep stand.

»Wir wollen nichts von euch«, sagte Eph. »Nur eine Karte der Inseln und vielleicht ein Boot, um da hinzukommen, wo wir hinwollen.«

»Und dann lasst ihr dieses Baby hier hochgehen?«

Eph nickte. »Ja. Es wäre also am besten, wenn ihr diese Gegend hier rechtzeitig evakuiert.«

»Wir leben überhaupt nicht hier«, sagte William.

Zuerst warf Ann ihrem Gefährten einen zornigen Blick zu, als hätte er zuviel verraten, aber dann schien sie zu dem Entschluss zu kommen, dass man mit den Fremden offen reden konnte. »Wir leben stromabwärts auf den Inseln, wo die Wichser nicht hinkönnen. Da stehen noch einige Forts aus dem Unabhängigkeitskrieg, in denen wir es uns gemütlich gemacht haben.«

»Wie viele seid ihr?«

»Zweiundvierzig Seelen. Waren mal sechsundfünfzig, aber es gab Verluste. Wir leben in drei Gruppen – früher waren wir Nachbarn hier, aber wir haben uns erst nach Night Zero richtig kennengelernt. Wir fahren regelmäßig zum Festland, um uns Waffen, Werkzeug und Essen zu besorgen – ein bisschen wie Robinson Crusoe, wenn man das Festland als gestrandetes Wrack sieht.«

»Ihr habt also Boote.«

»Meinst du, wir schwimmen rüber? Wir haben zwei Motorboote und eine Handvoll Ruderboote.«

»Gut. Wir wären euch sehr dankbar, wenn ihr uns eines borgen könntet.« Eph sah zu Quinlan. »Empfängst du etwas?«

Nein.

Trotzdem verriet Eph die Stimme des Blutgeborenen, dass sie sich beeilen mussten. Er wandte sich wieder Ann zu. »Ihr kennt euch auf den Inseln aus?«

Sie nickte. »Vor allem William. Der kennt die Gegend wie seine Westentasche.«

»Könnest du uns eine Karte zeichnen?«, fragte Eph William. »Wir suchen eine kleeblattförmige Insel. Drei sich überschneidende Ringe, wie das Symbol für Biogefährdung, wenn du das kennst. Außerdem wächst da nicht viel, außer Steine und Felsen und ein paar Bäume gibt es dort nichts.«

Ann und William warfen sich einen Blick zu, der keinen Zweifel daran ließ, dass die beiden genau wussten, von welcher Insel die Rede war. Eph spürte, wie ihm das Adrenalin in die Adern schoss.

Plötzlich gab das Walkie-Talkie auf dem Beifahrersitz des Jeeps ein Knistern von sich – und William hob erschrocken das Gewehr. »Keine Panik«, sagte Vasilij. »Das sind Freunde von uns.« Er ging zum Wagen und griff nach dem Funkgerät. »Nora?«

»V! Gott sei Dank!« Noras Stimme aus dem Äther. »Wir sind jetzt in Fisher's Landing. Wo seid ihr?«

»Folgt der Uferstraße, bis ihr ein Schild mit der Aufschrift RIVERSIDE CAMPING seht. Da biegt ihr ab und fahrt bis runter ans Wasser. Beeilt euch! Wir haben hier Leute getroffen, die uns helfen können.«

Rauschen. Dann: »Was für Leute?«

»Vertrau mir, Nora. Kommt einfach her.« Vasilij legte das Walkie-Talkie wieder weg. »Sie sind gleich da.«

»Sehr gut.« Erneut sah Eph zu Quinlan, der jetzt zum Himmel blickte, als hätte er dort irgendetwas entdeckt. »Tut sich was?«

Alles ruhig.

»Wie lange noch bis zum Mittagslicht?«

Zu lange, fürchte ich.

»Irgendwas beschäftigt dich doch, das sehe ich.«

Ich reise nicht gerne über Wasser.

»Das glaube ich dir. Und was noch?«

Der Meister hätte längst hier sein müssen. Ich frage mich, was ihn so lange aufhält.

Sie trugen den Sprengkopf ins Restaurant und stellten ihn auf der leeren Theke des Eiscremestandes ab. Während Ann und William zu einem der Tische gingen, um dort eine Karte der Inseln auf die Papiertischdecke zu zeichnen, blieb Eph bei Vasiliy. Durch die zerbrochenen Fenster des Restaurants konnten sie Quinlan am Flussufer stehen sehen.

»Was meinst du, wie viel Zeit uns bleibt, wenn wir das Ding aktiviert haben?«, fragte Eph.

»Keine Ahnung. Hoffentlich lange genug.« Der Kammerjäger deutete auf die Zündvorrichtung. »Wenn du diesen Schalter da nach rechts drehst, dann läuft die Uhr. Wenn du ihn nach links drehst« – auf der linken Seite des Schalters war ein großes X angebracht – »dann aktivierst du die manuelle Steuerung. Anschließend musst du auf diesen Knopf hier drücken und ... BUMM!«

Eph spürte einen Krampf in seinem Arm. Er ballte die Hand zur Faust, ließ den Schmerz vorüberziehen. »Es gefällt mir überhaupt nicht, das Ding einfach dort stehen zu lassen. Selbst in wenigen Minuten kann eine Menge schiefgehen.«

»Es gibt keine Alternative«, erwiderte der Kammerjäger. »Ich habe jedenfalls keine Lust auf ein Selbstmordkommando.« In diesem Moment tauchte das Licht von Autoscheinwerfern zwischen den Bäumen auf. »Hey, das müssen Nora und Gus sein!«

Während Vasiliy dem Explorer entgegenlief, ging Eph zu Ann und William, die sich gerade über bestimmte Details der Karte stritten.

»Zuerst kommen drei Inseln direkt hintereinander«, sagte William. »Dann eine östlich davon.«

»Und was ist mit Little Thumb?«, fragte Ann.

»Du kannst den Inseln nicht einfach Spitznamen geben und erwarten, dass wir uns die alle merken.«

Ann sah zu Eph. »Die dritte Insel sieht aus, als hätte sie einen kleinen Daumen«, erklärte sie.

Eph studierte die Karte. Die Route war klar eingezeichnet – und das war alles, worauf es ihm ankam. »Könnt ihr die anderen mit zu eurem Lager nehmen? Keine Sorge, sie bleiben nicht lange. Sie brauchen nur einen sicheren Ort, bis das alles hier vorbei ist.«

»Geht klar«, erwiderte Ann. »Wenn du wirklich das tust, was du gesagt hast, dann hast du einen gut. Bei uns allen natürlich.«

Eph nickte. »Unser Leben wird sich verändern.«

»Zurück zur Normalität, ja?«

»Vielleicht. Es wird sehr lange dauern, bis wir wieder dort sind, wo wir einmal waren. Aber zumindest sind wir die Blutsauger los.«

Ann sah ihn an, als wüsste sie genau, dass man sich im Leben nie allzu große Hoffnungen machen durfte. »Tut mir leid, dass ich dich ein Arschloch genannt habe. Tatsächlich bist du ein verdammt mutiges Arschloch.«

Eph konnte nicht anders – er lächelte der grauhaarigen Frau zu.

»Wie sieht es in New York aus?«, fragte Ann dann. »Wir haben gehört, dass ganz Midtown abgebrannt ist.«

»Nein, es ...«

Eph brach ab, denn in diesem Augenblick trat Gus mit einer Maschinenpistole in der Hand durch die Glastür in das Restaurant.

Und nach dem Mexikaner Nora.

Und nach Nora ein schwächlicher Junge. Ein Teenager.

Und Eph schien es, als würde hier, an diesem unmöglichsten aller Orte, ein Traum Wirklichkeit werden.

Wie vom Donner gerührt starrte er seinen Sohn an.

Zachary Goodweather sah sich in dem verwahrlosten Restaurant um – die staubigen Tische, die kaum mehr zu entziffernden Menütafeln –, dann blieb sein Blick am Gesicht seines Vaters hängen. Sein Mund öffnete sich, aber es kam kein Wort heraus.

Langsam, ganz langsam, als könnte sich der Traum jede Sekunde in Luft auflösen, ging Eph zu Zack hinüber und ließ sich auf ein Knie hinab. Früher war er so mit seinem Jungen immer auf Augenhöhe gewesen – jetzt musste er einige Zentimeter nach oben blicken.

»Was machst du hier?«, krächzte Zack.

Er war nicht nur größer geworden. Sein Haar war lang und zerzaust und fiel ihm in die Augen – ganz so, wie es ein Junge in seinem Alter ohne

elterliche Aufsicht tragen würde. Er sah einigermaßen sauber aus. Und ausreichend genährt.

Eph streckte die Arme aus und zog Zack an sich – und machte ihn damit zu einem Teil der Realität. *Seiner* Realität. Tränen liefen über seine Wangen. Zack fühlte sich anders als früher an. Ja, er *war* anders.

Der Junge blieb regungslos stehen und erwiderte die Umarmung nicht – und Eph wurde klar, wie seltsam das alles auf Zack wirken musste. Er ließ seinen Sohn los und betrachtete ihn. Es war ihm völlig egal, wie er hierhergekommen war. Das Einzige, was zählte, war, *dass* er hier war.

Zack war hier. Bei ihm. Er war frei. Und er war ein Mensch.

»Mein Gott«, sagte Eph und dachte an jenen Tag vor zwei Jahren, an dem er seinen Sohn zur Pennsylvania Station gebracht hatte. An dem er ihn in die Gefangenschaft geschickt hatte. »Es tut mir so leid, mein Junge. Es tut mir so leid.«

Zack verzog skeptisch das Gesicht. »Was tut dir leid?«

»Dass ich deiner Mutter erlaubt habe, dich ...« Eph stockte, dann sagte er, von seinen Gefühlen überwältigt: »Wie groß du geworden bist, Zack! Du bist fast schon ein Mann!«

Der Junge sah seinen Vater weiter misstrauisch an. Den Vater, der ihm in all der Zeit wie ein Geist in seinen Träumen erschienen war. Den Vater, der ihn so schmachlich im Stich gelassen hatte. Den Vater, den er als groß, stark und weise in Erinnerung gehabt hatte – und der nun als graugesichtiger, schwacher, zitternder Mann vor ihm kniete.

Stehst du auf meiner Seite?

Erschrocken blickte Zack auf. Die Stimme des Meisters.

»Ich habe nie aufgehört, nach dir zu suchen«, sagte Eph. »Ich weiß, dass sie dir gesagt haben, ich sei tot. Das war eine Lüge, Zack! Ich habe zwei Jahre lang nach einer Möglichkeit gesucht, dich ...«

»Mom kann jeden Moment kommen«, unterbrach ihn Zack. »Und sie wird ziemlich wütend sein.« Er sah zur Glastür, wo jetzt Quinlan und Vasilij standen.

Eph nickte. »Ja. Aber ... das alles wird bald vorüber sein, Zack.«

Bist du mir dankbar für alles, was ich dir gegeben, was ich dir gezeigt habe?

»Ja«, sagte Zack. »Das weiß ich.«

»Komm mit.« Eph nahm Zack an der Schulter und führte ihn zum Eisstand. Zum Sprengkopf. »Siehst du das? Das ist eine Bombe. Eine sehr mächtige Bombe. Sie wird den Meister auslöschen. Und alle anderen Vampire mit ihm.«

Das Ende ist nahe.

Zack starrte die Vorrichtung an. »Aber warum?«, flüsterte er.

Vasiliy sah besorgt zu Nora, doch Eph war so auf seine Vaterrolle konzentriert, dass er die anderen gar nicht wahrnahm. »Um alles wieder so zu machen, wie es früher war«, sagte er. »Vor den *strigoi*. Vor der Dunkelheit.«

Zack blickte zu seinem Vater auf. Seine Augen zwinkerten in einem merkwürdigen Rhythmus, als hätte er einen nervösen Tick. »Ich will nach Hause.«

»Ja.« Eph drückte die Schulter des Jungen. »Und ich werde dich dorthin bringen. Erinnerst du dich an dein Zimmer? Dort hat sich nichts verändert. Alles ist noch so, wie du es zurückgelassen hast. Alles. Wenn das hier vorbei ist, fahren wir dorthin zurück.«

Zack schüttelte den Kopf. Er sah jetzt nicht mehr seinen Vater an, sondern Quinlan. »Nein. Mein Zuhause ist das Schloss. Im Central Park.«

Eph beugte sich zu Zack hinunter. »Hör mir zu, Zachary! Du wirst nie wieder dorthin gehen. Nie wieder! Ich weiß, das alles ist schwer zu verstehen, aber ...«

Der Junge ist verwandelt.

Die Stimme des Blutgeborenen in Ephs Kopf. Nein, das konnte nicht sein, das *durfte* nicht sein ... Eph sah seinen Sohn an. Er hatte Haare und eine rosige Haut. An seiner Kehle hatte sich kein Wulst gebildet. »Nein! Du irrst dich. Er ist ein Mensch.«

Körperlich betrachtet, ja. Aber sieh ihm in die Augen. Er hat jemanden mitgebracht.

Eph streckte die Hand aus und strich Zack die Haare aus den Augen. Sah genau hin. Die Pupillen des Jungen waren vielleicht ein wenig klein und wirkten fahl, aber sie waren keine schwarzen Monde in einem roten Meer. »Nein. Er ist absolut in Ordnung. Er ist ... einfach nur wütend auf mich. Was ich verstehen kann.« Eph wandte sich Nora und Vasiliy zu. »Wir müssen ihn auf den Fluss bringen. So schnell wie möglich.«

Sie sind hier.

Sie alle sahen Quinlan an. »Was sagst du da?«, flüsterte Nora.

Quinlan zog die Kapuze fest über den Kopf. *Sie sind hier. Geht zum Fluss. Ich versuche, sie aufzuhalten.*

Einen Augenblick später war der Blutgeborene bereits zur Tür hinaus. Eph griff nach Zacks Arm, dann hielt er inne und sah Vasilij an. »Wir nehmen Zack mit.«

Der Kammerjäger schüttelte den Kopf. »Eph, ich weiß nicht, ob das wirklich ...«

»Er ist mein Sohn, V. Er ist alles, was ich habe. Vertrau mir! Wir werden unsere Mission erfüllen.«

Und zum ersten Mal nach langer Zeit hatte Vasilij Fet das Gefühl, den alten Ephraim Goodweather vor sich zu sehen. Den Mann, den sie alle einmal so bewundert hatten ... Der Kammerjäger griff nach seinem Rucksack. »Okay. Warte hier mit ihm.«

Während Vasilij, Nora und Gus nach draußen liefen, kamen Ann und William mit der Karte zu Eph. »Was ist los?«, fragte Ann.

»Geht zu den Booten«, erwiderte Eph. »Wir kommen so schnell wie möglich nach.«

»Aber wir haben nicht genug Platz für euch alle.«

»Wir werden uns etwas überlegen. Schnell jetzt! Bevor sie sie noch versenken.« Eph schloss die Tür hinter den beiden ab, dann wandte er sich seinem Sohn zu. »Es ist alles okay, Z. Es wird nicht mehr lange dauern.«

Hektisch blinzelnd sah Zack zu, wie sein Vater die Karte faltete und in seine Jackentasche steckte.

Die *strigoi* kamen aus der Dunkelheit. Quinlans wärmeempfindliche Augen erkannten ihre Umrisse zwischen den Bäumen: Es mochten an die Hundert sein, wenn nicht mehr.

Gus lief die Schotterstraße hinunter und feuerte mit der MP auf einen unbeleuchteten Wagen. Die Kugeln schlugen Funken auf der Karosserie, und das Glas der Windschutzscheibe zerbrach, aber das Auto – eine schwarze Limousine – raste weiter auf den Mexikaner zu, der im letzten Moment

zur Seite hechtete, wieder aufstand, in den Wald rannte, sich umdrehte ... und sah, wie der Wagen erneut auf ihn zukam. *Ist der Kerl völlig wahnsinnig?* Gus hob die Waffe, schoss – und dann traf ihn der Kühlergrill der Limousine und schleuderte ihn gegen einen Baum. Sein linker Arm gab ein lautes Knacken von sich.

So schnell wie möglich rappelte er sich wieder auf. Er hatte höllische Schmerzen. Der verletzte Arm baumelte an der Seite. Er war eindeutig gebrochen. Die Schulter womöglich auch ... »Ihr verdammten Wichser!«, zischte er mit zusammengebißenen Zähnen und streckte den intakten Arm nach der MP aus.

Die Limousine war gegen einen Baumstumpf gekracht und rührte sich nicht mehr. Mit dem Gewehr im Anschlag stolperte Gus auf den Wagen zu. Das Fenster der Fahrertür war zerbrochen, der Fahrer nach vorne auf das Lenkrad gesackt. Mit dem Lauf der MP drückte Gus den Kopf des Mannes nach oben. Es war Creem. Eine Kugel im Kopf, eine in der Brust.

»Volltreffer, Motherfucker!«, sagte Gus und nahm die Waffe wieder weg. Knirschend schlug Creems Kopf gegen das Lenkrad.

Dann sah sich Gus um. Niemand sonst war im Wagen, aber die hintere Tür stand offen. »Na, wen hast du denn da durch die Gegend kutschiert, arschloch?« Der Mexikaner wandte sich wieder dem Anführer der Jersey Sapphires zu. Dem *toten* Anführer der Jersey Sapphires. Oder? Lief da nicht ein kleines Rinnsal Blut über Creems Nacken? Weißes Blut ...

Plötzlich öffnete Creem die Augen und stürzte – so schnell, dass Gus nicht einmal die Waffe heben konnte – auf den Mexikaner zu. Als würde ein außer Kontrolle geratener Stier auf den Matador prallen. Gus presste es die Luft aus den Lungen, und wieder flog er einige Meter durch die Luft. Er ließ die MP nicht los, aber Sekunden später war Creem schon auf ihm, presste die eine Hand gegen Gus' zerschmetterte Schulter und versuchte mit der anderen, ihm die Waffe zu entreißen.

Gus schrie. Aus Schmerz. Aus Angst. Aus Wut.

Und dann sah er, wie sich ein irres Grinsen auf Creems Gesicht breitmachte. Und wie Rauch aus seinem Mund aufstieg – das Vampirfleisch reagierte sichtlich allergisch auf die Silberzähne des Kolumbianers.

»Lass mich los, du verdammter Wichser!«

Jetzt sperrte Creem seinen Mund so weit auf, bis der Kiefer ausschnappte und Gus den Stachel durch die Rauchschwaden erkennen konnte. Als wäre er ein eigenes Lebewesen, schob er sich langsam nach draußen, entfaltete seine Doppelspitze, nahm den Menschen unter sich wahr ...

»Nein!« Mit einer letzten Kraftanstrengung bäumte sich Gus auf. Drehte die MP in seiner Hand um. Feuerte.

Die Kugeln erwischten Creem mitten im Gesicht. Haut- und Fleischfetzen flogen durch die Luft, weißes Blut spritzte in alle Richtungen. Der Stachel zuckte nach vorne, auf Gus' Hals zu – doch die zweite MP-Salve zerfetzte Creems Kehle, und der Stachel verlor die Verbindung zu seinem Wirtskörper und fiel zuckend zu Boden.

Panisch kroch Gus außer Reichweite des sich windenden, sterbenden Vampirs. Plötzlich spürte er ein Stechen in seinem rechten Bein, rollte sich herum, zog die Hose hoch. Ein Blutwurm hatte sich in seine Haut gebohrt. Instinktiv griff er nach einem kleinen scharfen Metallstück, das neben ihm lag und wohl von der Limousine stammte, und schnitt damit in sein Bein, bis er den Wurm sehen konnte. Dann griff er nach dem widerlichen Biest und zog es heraus. Der Wurm krümmte sich in seiner Hand, versuchte sich erneut festzubeißen – aber Gus warf ihn schnell ins Gras und zerquetschte ihn mit dem Griff der MP.

Dann rappelte er sich ächzend auf. Sah, dass er aus etlichen Wunden blutete. Aber das war okay – solange sein Blut noch rot war.

Quinlan sah die *strigoi*, die sich dem Pier näherten, und schickte Vasilij zum Fluss hinunter. Dann stellte sich der Blutgeborene der ersten Angriffswelle entgegen. Mit schrillum Kreischen warfen sich Dutzende Vampire auf ihn – aber Quinlan hielt stand. Während er eine Kreatur nach der anderen tötete, nahm er rechts von sich drei Späher wahr, die um einen weiblichen Vampir herum Stellung bezogen hatten. Kelly Goodweather ...

Quinlan schlug dem *strigoi*, der vor ihm stand, gegen die Kehle, wandte sich den Spähern zu – und im selben Moment war Kelly auch schon auf seinem Rücken und zerkratzte mit ihren Klauen sein Gesicht. Er schrie auf, taumelte nach hinten, griff nach ihren Händen.

Dann ertönte eine MP-Salve. Sofort ließ Kelly den Blutgeborenen los und verschwand in der Dunkelheit. Quinlan sah sich um. Vor ihm lag einer der Späher. Die Brust der Kreatur war zerfetzt. Und wenige Meter daneben stand Gus.

»Man kann dich wirklich nicht für eine Minute allein lassen, *compa*«, rief der Mexikaner grinsend.

Irgendwo hinten im Restaurant zerbrach Glas. Eph zog sein Silberschwert aus der Scheide, schob Zack hinter die Theke des Eiscremestands, wo sich immer noch der Sprengkopf und Quinlans Ledertasche befanden, und befahl ihm, keinen Mucks von sich zu geben.

Dann stellte er sich vor die Theke und kniff die Augen zusammen. Da war etwas in der Dunkelheit. Ein Späher. Und noch einer. Und dann die Umrisse eines größeren Vampirs in der Tür, schwarz wie die eines Panthers.

Kelly.

Sie sah fürchterlich aus. Der Hautsack unter ihrem Hals schwang hin und her, die toten Augen glühten tiefrot. Sie war auf der Jagd nach ihrem Sohn.

Während Kelly und die Späher langsam näherkamen, begann das Schwert in Ephs Hand zu zittern. Er wusste, dass es nur eine Möglichkeit gab, den Fluch, der sie verband, zu brechen. Und er musste es jetzt tun. Er hob das Schwert. »Tut mir Leid, Kelly«, flüsterte er, »aber das alles endet jetzt.«

Kelly machte eine schnelle Bewegung mit der Hand – und sofort schossen die beiden Späher auf Eph zu. Er schlug mit dem Schwert nach einem von ihnen, verfehlte ihn, aber konnte den anderen mit einem Tritt von sich fernhalten. Dann griff der erste wieder an, und Eph holte erneut mit der Klinge aus. Er traf die Kreatur zwar nur mit der flachen Seite, trotzdem zog sich der Späher kreischend einige Meter zurück.

Und dann machte Kelly aus dem Stand heraus einen gewaltigen Satz. Ganz offensichtlich wollte sie über Eph hinweg zu Zack springen, doch Eph sprang ebenfalls los und warf sich ihr entgegen. Mit einem lauten Krachen stürzten sie zu Boden, und Kelly schlitterte gegen die Wand. Eph wollte gerade wieder aufstehen und nach seinem Schwert suchen, das ihm aus der

Hand gefallen war, als er Zack an sich vorbei laufen sah. »Nein!« Er streckte den Arm aus und packte seinen Sohn am Jackenärmel.

Zack wirbelte herum, wand sich aus dem Parka. »Lass mich los!« Er hielt eine Hand in Richtung seines Vaters und die andere in Richtung seiner Mutter. Seine Augen waren vor Angst weit aufgerissen.

»Zack!«, schrie Eph. »Komm zu mir.«

Kelly kauerte an der Wand und starrte sie beide an.

»Hör auf damit!«, rief Zack seinem Vater zu. »Bitte! Tu ihr nicht weh. Sie ist alles, was ich habe ...«

Und im selben Moment wurde Eph klar, dass nicht Kelly die fremdartige Kreatur war – sondern *er*. Der abwesende Vater, die Anomalität.

Zack sah Kelly an. »Ich gehe mit dir. Zurück nach Hause.«

Zuerst schien es, als würde sich Kelly tatsächlich beruhigen, ja, als würde sie sich über die Worte ihres Sohnes freuen – doch dann übernahm ein anderer Wille die Kontrolle über sie, und sie sprang auf, schob Zack zur Seite und stürmte auf Eph zu. Während sie rannte, fuhr sie ihren Stachel aus – und nur in letzter Sekunde konnte Eph dem verhängnisvollen Stich ausweichen. Er warf sich zur Seite und drehte sich wieder in Kellys Richtung. Seine Augen suchten den Boden panisch nach dem Schwert ab. Es war nirgendwo zu sehen.

Kelly hatte den Stachel wieder eingezogen – wie eine schmale gespaltene Zunge hing die Stachelspitze über ihre Lippen – und stürzte sich erneut auf Eph. Schlag mit dem Kopf hart gegen seine Brust, so dass er hinterrücks gegen die Wand krachte. Ächzend rappelte er sich wieder auf; er spürte, dass sie ihm etliche Rippen gebrochen hatte. Er hob den Kopf. Sah Kelly mit grotesk verzerrtem Gesicht und leuchtenden Augen vor sich stehen. Sie war bereit zum letzten tödlichen Schlag.

Und dann, im selben Moment, wurde es ganz still. Nicht nur um Eph herum, sondern auch *in* ihm. Als hätte das alles, was hier geschah, nichts mit ihm zu tun; als würde er schwerelos im Raum schweben. Er streckte die Hand nach unten aus, und da war sein Schwert, und er griff danach, und Kelly öffnete ihren Mund, und der Stachel schoss heraus, und die Silberklinge zuckte vor und schob sich in ihren Kopf und trat in ihrem Nacken wieder aus, und Kellys Stachel fiel schlaff zur Seite, und ihre Augen starrten

Eph ungläubig an, und aus ihrem Mund ergoss sich ein Schwall weißen Blutes.

Und für den Bruchteil einer Sekunde meinte Eph eine andere Kelly in ihrem Gesicht zu erkennen. Jene Kelly, die er einmal geliebt hatte. Den Menschen, der sie einmal gewesen war.

Dann gab die Kreatur ein tiefes Seufzen von sich.

Und war erlöst.

Für eine Weile rührte sich Eph nicht. Bis das weiße Blut, das an der Klinge entlanglief, beinahe seine Hand berührte. Da löste er sich aus seiner Schockstarre, ließ Kellys toten Körper zu Boden sinken und zog das Schwert aus ihr heraus.

Und dann hörte er Zack schreien.

Und sah, wie die beiden Späher auf ihn zu rannten.

Er schwang das Schwert und schlug einer der Kreaturen den Kopf vom Hals. Zischend wich die andere zurück, und als Eph die Klinge wieder hob, sprang sie durch ein Fenster und verschwand zwischen den Bäumen.

Eph ließ das Schwert sinken und wandte sich Zack zu.

Der Junge stand neben dem leblosen Körper seiner Mutter und starrte seinen Vater hasserfüllt an. »Du hast sie getötet.«

»Nein, Zack. Ich habe den Vampir getötet, der sie uns weggenommen hat. Der sie *dir* weggenommen hat.«

»Ich hasse dich. Ich werde dich immer hassen.« Schreiend griff Zack nach einer Taschenlampe, die auf der Theke lag, und ging damit auf seinen Vater los.

Den ersten Schlag konnte Eph noch abblocken, aber der zweite traf seine gebrochenen Rippen, und ein heftiger Schmerz durchzuckte seinen Körper. Er ließ das Schwert fallen, griff nach seinem Sohn – der erstaunlich stark war – und rang mit ihm, bis er ihn endlich im Schwitzkasten hatte.

Die Taschenlampe fiel scheppernd zu Boden, doch Zack hatte noch irgendetwas anderes in der Hand. Eph sah genauer hin. Es war die Karte aus seiner Jackentasche – sein Sohn hatte versucht, sie zu stehlen.

Eph nahm Zack die Karte wieder ab, dann stieß er ihn von sich. Sah in seine Augen. Sah den Meister darin. »Nein«, flüsterte er. »Bitte nicht.«

Zack tänzelte einige Schritte zurück, dann drehte er sich um und rannte auf den Sprengkopf zu. Aber er erreichte ihn nicht – sondern lief direkt in Quinlans Arme, der wie aus dem Nichts aufgetaucht war.

Während der Blutgeborene Zack fest in seinem Griff hielt, hob Eph das Silberschwert auf – die Schmerzen in seiner Brust waren kaum zu ertragen – und ging langsam auf die beiden zu. Er sah, dass von Quinlans linkem Auge zu seiner rechten Wange ein tiefer Kratzer verlief.

Zack verzog das Gesicht zu einer Grimasse und nickte in einem merkwürdigen Rhythmus mit dem Kopf, aber er wich nicht zurück, als Eph die Silberklinge ganz nahe an seinen Körper hielt.

Er ist in seinem Geist, nicht in seinem Körper, erklang Quinlans Stimme.

Eph ging in die Knie und sah seinem Sohn fest in die Augen. »Das bist nicht du, Zack.« Er sagte das ebenso zu Zack wie zu sich selbst. »Es wird alles wieder in Ordnung kommen. Das verspreche ich.«

Wir müssen uns beeilen.

Eph griff nach Zacks Arm. »Dann los. Zu den Booten.«

Quinlan legte sich die Ledertasche mit den Urnen um die Schulter. Dann griff er nach den am Sprengkopf angebrachten Riemen und hob ihn von der Theke.

Everett Barnes versteckte sich auf dem Parkplatz neben dem Restaurant hinter den Abfallkörben. Er saugte Luft durch die zerbrochenen Zähne und freute sich über den sanften Schmerz, den das erzeugte.

Wenn hier wirklich eine Nuklearwaffe im Spiel war – und angesichts von Ephraim Goodweathers Rachegelüsten hatte Barnes keinen Zweifel mehr daran –, dann musste er so schnell wie möglich hier weg. Aber vorher würde er die elende Hure noch umbringen.

Er hatte eine Waffe. Eine Neunmillimeter mit vollem Magazin. Eigentlich sollte er damit Ephraim erledigen, aber so wie es aussah, bekam er als Bonus die Gelegenheit, Nora Martinez gleich mitzuerledigen. Das Sahnehäubchen, sozusagen.

Er rang nach Atem, versuchte sein Herz zu beruhigen, das ganz un-rhythmisch schlug. Er hatte keine Ahnung, wo er hier war – er war einfach dem GPS-Signal gefolgt, das den Standort des Jungen angab, in dessen Schuh sich ein Sender verbarg. Und er war ziemlich nervös – der Meister hatte ihm zwar versichert, dass er sich keine Sorgen zu machen brauchte, aber er fragte sich, ob all diese Vampire hier wirklich Freund von Feind unterscheiden konnten. Noch ein Grund mehr, baldmöglichst von hier zu verschwinden ...

Dann endlich sah er Nora zwischen den Bäumen. Etwa hundert Meter entfernt. Er hob die Waffe. Ziele. Drückte ab. Vier Schüsse in schneller Folge – und mindestens einer davon traf sie. Nora fiel ins Gebüsch.

»Ja! Jetzt hab ich dich, du Schlampe«, rief Barnes. Er verließ sein Versteck und lief über den Parkplatz auf die Bäume zu, um die Sache zu beenden. Doch dann blieb er verwirrt stehen. Er sah einen Blutfleck auf dem Gras. Aber keine Nora.

»Scheiße!«, zischte er und ging instinktiv hinter einem Baum in Deckung. Die Äste schlugen ihm ins Gesicht. »*Scheiße!*« Er atmete so leise wie möglich, lauschte, blickte ins Dunkel. Wo war die verfluchte Schlampe nur?

»Suchen Sie etwa nach mir?«

Barnes fuhr herum. Nora Martinez stand zwei Bäume von ihm entfernt. Sie hatte eine blutende Wunde auf der Stirn, dort, wo sie die Kugel gestreift hatte, war aber ansonsten unversehrt.

Panisch hob Barnes die Waffe, doch bevor er abdrücken konnte, war Nora schon bei ihm und schlug mit ihrem Schwert nach seiner Hand. Metall traf auf Metall – und die Neunmillimeter flog in hohem Bogen davon.

Noras Mund verzog sich zu einem Grinsen. »Jetzt kommt es also doch noch zu unserem Rendezvous.«

»Nein, Nora, bitte ...« Barnes keuchte, sein Herz raste. Er hob die Hände. »Bitte nicht.«

Nora sah zur Seite. »Ah, da kommen sie ja.«

Sekunden später brach eine Horde *strigoi* aus dem Unterholz und kam auf sie zu. Nora streckte ihnen das Schwert entgegen, hielt sie mit dem Silber auf Distanz. Zischend umkreisten die Vampire die beiden Menschen.

»Ich bin Dr. Everett Barnes«, deklamierte der ehemalige CDC-Direktor. »Ich stehe unter dem Schutz des Meisters.«

»Glauben Sie nur nicht, dass die irgendetwas auf akademische Titel geben«, sagte Nora, während sie mit ihrer freien Hand Barnes' Taschen durchwühlte. Sie fand den GPS-Empfänger, warf ihn zu Boden und trat mit dem Stiefel darauf. »Und gerade haben Sie auch jeglichen Nutzen für den Meister verloren.«

»Was haben Sie vor, Nora?«

»Oh, ich glaube, ich werde ein paar von denen hier erlösen. Die Frage ist: Was haben Sie vor? Sieht nicht so aus, als ob Sie in *diesem* Lager der Boss wären.«

»Ich ... ich habe keine Waffe.«

»Das tut mir aber Leid. Denn genau wie Sie halten diese Typen hier nichts von einem fairen Kampf.«

»Bitte, Nora, helfen Sie mir. Ich mache alles, was Sie von mir wollen.«

»Sie haben wirklich keine Waffe?«

Barnes schüttelte den Kopf.

»Dann nehmen Sie doch diese hier!« Nora zog das Buttermesser – das kleine Messer, das sie aus seinem Haus gestohlen und im Lager an der Wand geschärft hatte – aus der Tasche und rammte es Barnes in die Schulter. Es blieb über seinem Schlüsselbein stecken, und er gab einen schrillen Schrei von sich. Blut schoss aus der Wunde.

Dann wirbelte Nora herum und schlug mit dem Schwert nach den Vampiren, die ihr am nächsten standen. Während sie kämpfte, bemerkten die übrigen *strigoi*, dass dort neben dem Baum ein Mensch ohne Silberwaffe kauerte. Ein Mensch, aus dem köstliches Blut strömte.

Sie stürzten sich auf Barnes und rissen ihn in Stücke.

Eph zog Zack zur Anlegestelle hinunter. Er sah, dass Quinlan vor ihm kurz zögerte – doch dann sprang der Blutgeborene, den Sprengkopf im Arm, auf die Holzplanken des Stegs.

Vasiliy wartete schon auf sie, und kurz darauf kam auch Nora zwischen den Bäumen hervor und rannte zu ihnen.

»Wer war das?«, fragte Vasiliy, als er die Wunde auf ihrer Stirn sah.

»Barnes. Aber keine Sorge – den haben wir zum letzten Mal gesehen.«
 Sie sah Quinlan an. »Du musst hier weg. Die Sonne kommt bald raus.«

Nein. Genau das erwartet der Meister. Deshalb bleibe ich. Wer weiß, vielleicht ist es das letzte Mal, dass wir die Sonne sehen.

Eph blickte in die Runde. »Das ist jetzt also der Moment der Entscheidung.«

»Ich bin bereit«, sagte Vasilij und drückte den Rücken durch.

Eph schüttelte den Kopf. »Nein, V. Ich gehe allein.«

»Wie bitte? Was zur Hölle meinst du damit? Allein?«

»Du bleibst bei Nora.«

Nora sah von Eph zu Vasilij und wieder zu Eph.

»Nein«, rief der Kammerjäger. »Du brauchst mich dafür.«

»Und Nora braucht dich. Ich habe Quinlan.« Eph sah in die Richtung, aus der sie gekommen waren. »Schnell jetzt! Nehmt ein Boot und rudert stromabwärts. Zack fährt mit Ann und William.«

»Quinlan soll den Zeitmechanismus der Zündvorrichtung einschalten«, sagte Nora. »Und dann lässt du die Bombe einfach dort.«

»Das mache ich«, erwiderte Eph. »Wir treffen uns, wenn alles vorbei ist.«

Nora umarmte Eph. Dann beugte sie sich zu Zack hinunter, sah dem Jungen in die Augen und flüsterte: »Alles wird gut, Z.«

Zack zwinkerte und drehte den Kopf zur Seite. Er hatte offenbar irgendein Geräusch gehört.

Sekunden später hörten sie es alle. Hubschrauber. Aus südlicher Richtung. Tief über den Bäumen.

In diesem Moment betrat Gus humpelnd den Steg. Es war offensichtlich, dass der linke Arm des Mexikaners gebrochen war – die Hand war schon ganz geschwollen –, was seinen Zorn auf Eph allerdings in keiner Weise besänftigte. »Sie kommen!« schrie er. »Worauf wartest du noch?«

Eph nahm seinen Rucksack ab und gab ihn Vasilij. »Hier. Das *Occido Lumen*.«

»Scheiß auf die graue Theorie, Mann.« Gus ließ die MP fallen, griff nach seinem eigenen Rucksack und kramte zwei purpurfarbene Rauchgranaten heraus. »Das ist hier das echte Leben.« Er zog die Sicherungsstifte mit den Zähnen ab und warf die Granaten links und rechts des Stegs ans Ufer.

Lila Rauch stieg auf und hüllte in kürzester Zeit den gesamten Pier ein. »Los, hau ab«, sagte Gus zu Eph. »Tritt dem Meister ordentlich in den Arsch. Aber denk daran: Wenn die Sache hier gelaufen ist, haben wir noch eine Rechnung offen.« Der Mexikaner schob den rechten Jackenärmel hoch und enthüllte die vernarbte Tätowierung auf seinem Unterarm: MADRE.

Eph nickte. Dann zog er Zack mit sich.

»Eph«, rief Nora ihnen hinterher. »Vergiss nicht, dass der Meister immer noch irgendwo dort draußen ist.«

Am Ende des Piers, etwa dreißig Meter vom Ufer entfernt, warteten Ann und William bei zwei schmalen Aluminiumbooten mit Außenbordmotoren. Eph lief mit Zack zum ersten Boot, und als sich der Junge sträubte einzusteigen, hob ihn Eph hoch und setzte ihn in das schwankende Boot. Dann sah er seinen Sohn an. »Wir schaffen das. Okay, Z?«

Zack erwiderte nichts, sondern beobachtete mit leeren Augen, wie Quinlan den Sprengsatz vorsichtig in das zweite Boot zwischen die Sitzbänke hievte – und Eph musste wieder daran denken, dass der Meister im Kopf seines Sohnes war. Dass ihr Feind all dies sah. *Ihn* sah.

»Es ist bald vorbei«, flüsterte er.

Wind kam auf und trieb den lilafarbenen Rauch langsam vom Pier weg auf den Wald zu, aus dem immer mehr *strigoi* kamen. »Der Meister braucht die Hilfe eines Menschen, um das Wasser zu überqueren«, sagte Vasiliy, während er sich mit Nora und Gus vor dem Pier aufstellte. »Und außer uns dreien ist niemand mehr hier. Wir müssen also nur verhindern, dass sich jemand die Ruderboote schnappt.«

Plötzlich bildete sich ein merkwürdiger Wirbel im Rauch vor ihnen. Als würde sich die Luft umstülpen. Als wäre etwas mit unglaublicher Geschwindigkeit hindurchgelaufen.

Vasiliy kniff die Augen zusammen. »Habt ihr das gesehen?«

Sekunden später änderte die Rauchwand die Richtung, zog gegen den Wind von den Bäumen zurück ans Ufer und hüllte die drei Menschen ein.

Sie hörten nackte Vampirfüße über den Sand laufen.

Sie hörten das *Tschack-Tschack-Tschack* der Hubschrauber über ihnen.

Sie hörten das Sirren von Kugeln, die auf dem Strand einschlugen – die *strigoi* in den Hubschraubern schossen blind in den Rauch hinein, und der Kopf eines Vampirs explodierte, gerade, als er auf Nora zuspringen wollte. Der Rauch wirbelte um sie herum – sie hatte Vasiliy und Gus aus den Augen verloren. Sie streckte das Silberschwert aus und drehte sich langsam im Kreis, bis sie nicht mehr genau wusste, auf welcher Seite das Wasser war. Und dann hörte sie das Summen. Ganz nahe.

Der Meister.

Gus stolperte hustend durch den Rauch und versuchte, in Ufernähe zu bleiben. Sein verletztster Arm pochte wie wild und schwoll an; er fühlte sich, als hätte er schweres Fieber. An der Flusseite des Restaurants trat er endlich aus den violetten Rauchschwaden heraus und rechnete damit, von einer Horde Vampire empfangen zu werden. Aber er stand allein am Strand.

Über ihm allerdings zogen die schwarzen Hubschrauber – er zählte ein halbes Dutzend – weiterhin ihre Kreise wie riesige mechanische Bienen. Sie flogen so tief, dass sie Gus nicht nur Sand in die Augen wirbelten, sondern auch Gischtschwaden, wenn sie über das Wasser rasten. Er konnte die Schüsse hören, mit denen sie versuchten, die Boote zu versenken. Und Sekunden später spritzte nicht weit von ihm entfernt der Sand auf – sie hatten ihn entdeckt und ins Visier genommen.

Er ging in die Knie und hielt nach Ephs Boot Ausschau. Nach dem Sprengkopf. »*Que chingados esperas?*«, fluchte er. »Worauf wartest du noch?«

Dann zielte er mit der Maschinenpistole auf den Hubschrauber direkt über ihm und schoss – als er einen stechenden Schmerz in seiner Wade spürte und wusste, dass ihn eine Kugel getroffen hatte. »Ihr verdammten Motherfucker!«, schrie er und gab eine weitere Salve ab, die auf dem Metall der Maschine Funken schlug. Dann krachte plötzlich etwas gegen seinen Oberkörper, als wäre er gegen ein Auto oder so was gelaufen. Er fiel zur Seite, stützte sich auf dem Ellenbogen ab und schoss weiter. Ein Blutschwall quoll aus seiner Brust – die Motherfucker hatten ihn sauber erwischt.

Los, Doc, bring das Baby zu Mama!, dachte er, während er unablässig auf den Hubschrauber feuerte, bis ... die Maschine zur Seite drehte, ins Trudeln geriet, mit einem anderen Hubschrauber kollidierte und mit riesigem Getöse in den Fluss stürzte.

Klick. Klick. Klick. Gus hatte keine Munition mehr. Er warf die MP weg und ließ sich in den Sand fallen. Streckte die Arme aus. Blickte zum Himmel. Sah die Ziellaser der Maschinengewehre, die aus den anderen Hubschraubern auf ihn gerichtet waren. Rote Punkte tanzten über seinen Körper.

Er lachte hysterisch. »Goodweather kriegt die Engel«, rief er. »Und ich? Beschissene Laserstrahlen.« Er sah die Schützen hinter den MGs und schrie: »Bring's hinter euch, ihr Motherfucker!«

Und dann begann der Sand um Gus Elizalde herum zu tanzen, und sein Körper wurde von Dutzenden Kugeln zerfetzt, und sein letzter Gedanke war: *Hoffentlich vermasselst du's diesmal nicht, Doc.*

»Wohin bringt ihr mich?«

Zack stand in der Mitte des Bootes und schwankte hin und her. Die Motorgeräusche des anderen Bootes, das sein Vater und Quinlan genommen hatten, waren im Purpurnebel verklungen, und jetzt war da nur noch das Summen im Kopf des Jungen – und irgendwo über ihm das Pulsieren der Hubschrauberrotoren.

Die Frau – Ann – stieß das Boot vom Pier ab, während der Mann – William – immer wieder am Startseil des Außenbordmotors zog. »Auf unsere Insel flussabwärts«, sagte Ann und sah zu William. »Beeil dich!«

»Was ist dort?«, fragte Zack.

»Dort leben wir. Dort haben wir ein warmes Bett für dich.«

»Und was noch?«

»Was noch? Wir haben Hühner. Einen Garten. Holzhäuser. Kinder in deinem Alter. Es ist ein altes Fort aus dem Unabhängigkeitskrieg. Keine Angst, du bist dort in Sicherheit.«

Bei mir warst du in Sicherheit, sagte die Stimme des Meisters.

Zack nickte und zwinkerte. Ja, er hatte wie ein Prinz gelebt. In einem echten Schloss im Zentrum einer gewaltigen Stadt. Er hatte einen Zoo besessen – und sonst auch alles, was er sich gewünscht hatte.

Bis dein Vater dich mir weggenommen hat.

Der Motor sprang stotternd an, William setzte sich auf die Rückbank und steuerte sie in die Strömung – aber irgendetwas sagte Zack, dass er den Pier nicht aus den Augen lassen durfte. Rote Laserstrahlen zuckten durch den Rauch – Zack zählte sieben mal sieben davon, während das Ufer langsam außer Sicht geriet.

Und dann ... schoss eine lila Rauchwolke vom Ende des Piers auf sie zu. Und in dieser Wolke war der Meister, sein flatternder Mantel hinter ihm wie schwarze Flügel, die Arme ausgebreitet, Abraham Setrakians wolfsköpfigen Gehstock in der Hand.

Mit einem Krachen landete der Herr der Vampire auf dem schmalen Boot, und Ann, die am Bug kniete, starrte ihn entsetzt an. »Was zur Hölle ...« Mehr brachte sie nicht heraus. Der Typ, der da vor ihr stand, war Gabriel Bolivar. Ihre Nichte hatte immer T-Shirts mit seinem Konterfei getragen, hatte Poster von ihm in ihrem Zimmer aufgehängt. Und alles, woran Ann jetzt denken konnte, war: *Ich hab seine verdammte Musik noch nie gemocht ...*

Der Meister streckte die Arme aus und riss Ann in zwei Hälften. Dann wirbelte er herum, sprang an Zack vorbei auf William zu, griff nach dem Kopf des Mannes und bog ihn so weit zurück, dass das Genick ein leises Knacken von sich gab.

Nachdem er die Überreste der beiden Menschen ins Wasser geworfen hatte, beugte sich der Meister zu Zack hinunter.

Bring mich zu ihnen, mein Sohn.

Zachary Goodweather starrte die dunkle Gestalt an, deren Mantel sich im Wind aufbauschte. Dann setzte er sich an den Außenbordmotor und änderte den Kurs. Fuhr dem Boot seines Vaters hinterher.

Der Rauch löste sich langsam auf, und endlich fand Nora Vasiliy wieder. Gemeinsam liefen sie zum Restaurant, während die Maschinengewehre der Hubschrauber weiter auf sie feuerten.

Im Inneren des Gebäudes fanden sie, was von Gus' Waffenarsenal noch übrig war. Nora spähte vorsichtig aus dem Fenster und sah, wie die Motorboote ablegten. Vasiliy nahm ein Gewehr, stellte sich neben sie und zielte auf einen der Hubschrauber.

»Wir werden wohl schwimmen müssen. Aber erst ...« Er drückte mehrmals ab – und der Scheinwerfer der Maschine zersplitterte. »Jawohl! Sie können nur auf das schießen, was sie sehen.«

Nora griff ebenfalls nach einer Waffe und tat es Vasiliy gleich. Auch sie traf einen Scheinwerfer. Die Hubschrauber flogen einen Bogen, suchten nach der Quelle der Schüsse.

Und in diesem Moment sah Nora Gus am Strand liegen. Sah, wie die Wellen beinahe zärtlich an dem zerfetzten Körper leckten.

Doch sie ließ sich von dem Schock des Anblicks und der Traurigkeit, die sie überkam, nicht lähmen – ganz im Gegenteil: Es war, als würde die Stimme des Mexikaners in ihrem und Vasiliys Kopf ertönen – »*Setzt eure Ärsche in Bewegung, hombres!*« –, und sie rannten aus dem Restaurant und feuerten wie wild auf die Hubschrauber des Meisters.

Je weiter sie sich von der Küste entfernten, desto stärker geriet das Boot ins Schaukeln. Quinlan hielt die Riemen des Sprengkopfs mit aller Kraft fest, während Eph, der mit jedem Atemzug den Schmerz in seiner Seite spürte, am Außenbordmotor saß und versuchte, das Boot so durch die Wellen zu steuern, dass es nicht umkippte. Grünschwarzes Wasser platschte immer wieder über die Rehling – auf die Bombe, auf die Ledertasche mit den Urnen – und sammelte sich auf dem Boden. Außerdem hatte es wieder zu regnen begonnen, und sie fuhren gegen den Wind.

Nach einer Weile griff Quinlan nach der Ledertasche und hob sie auf den Sitz. Eph wusste nicht, was es mit den Urnen auf sich hatte, aber die Tatsache, dass der Blutgeborene die Überreste der Alten zur Herkunftsstätte

des Meisters mitnahm, trug zu dem Gefühl bei, dass all dies bald zu einem Ende kommen würde.

Sie passierten die zweite Insel – ein flaches, steiniges Eiland, auf dem eine Handvoll sterbender Bäume stand –, und Eph sah wieder auf Anns und Williams Karte, deren Beschriftung im Regen langsam zu verlaufen begann. Dann blickte er zu Quinlan und rief über das Rattern des Motors und den Wind hinweg: »Wie konnte sich der Meister nur meines Jungen bemächtigen, ohne ihn zu verwandeln?«

Ich weiß es nicht. Wichtig ist allein, dass dein Sohn jetzt vom Meister getrennt ist.

»Und die Macht des Meisters über ihn verschwindet, wenn wir die Sache erledigt haben? So wie die Vampire?«

Alles, was der Meister war und ist, verschwindet.

Bei diesen Worten empfand Eph etwas, was er seit langer Zeit nicht mehr empfunden hatte: Hoffnung. Die Hoffnung darauf, dass er und Zack eines Tages wieder Vater und Sohn sein würden. Dass sie wieder ein ganz normales Leben führen würden. »Es wäre wie eine Art Neuprogrammierung«, rief er. »Keine Therapie oder so was. Ich bringe ihn in sein altes Zimmer – und wir fangen wieder ganz von vorne an.«

Überleben ist die einzige Therapie. Ich wollte es dir zuvor nicht sagen – aber ich glaube, der Meister hat deinen Sohn als seinen zukünftigen Körper ausgewählt.

Eph schluckte. »Ja, das hatte ich mir schon gedacht. Wieso hätte er ihn sonst bei sich behalten sollen, ohne ihn zu verwandeln? Aber ... warum? Warum gerade Zack?«

Womöglich hat es gar nichts mit ihm zu tun.

»Du meinst ... ich bin der Grund?«

Schwer zu sagen. Alles was ich weiß, ist, dass der Meister ein durch und durch sadistisches Geschöpf ist. Er nährt sich von unserem Schmerz. Er schleicht sich in unsere Gedanken und korrumpiert sie. Womöglich sieht er in dir eine Herausforderung. Du warst der erste an Bord des Flugzeugs, mit dem er nach New York gekommen ist. Du hast dich mit seinem Erzfeind Abraham Setrakian verbündet. Sich eine gesamte Spezies zu unterwerfen, ist eine große Leistung, doch sie hat nichts Persönliches. Der Meister aber muss jemandem persönlich Schmerz zufügen. Er braucht das

Gefühl, dass ein anderer leidet. Direkt und unverfälscht. Und genau das wird ihm jetzt zum Verhängnis.

Sie fuhren an der dritten Insel vorbei und näherten sich der vierten. Vom Fluss aus waren ihre Umrisse schwer auszumachen – in der Dunkelheit würde man die sechs Ausbuchtungen wohl nur erkennen, wenn man um die ganze Insel herumfuhr –, aber etwas sagte Eph, dass die Karte stimmte. Dass dies der »Dunkle Ort« war. Die Herkunftsstätte des Meisters. Er drosselte den Motor und hielt auf eine flache Stelle am Ufer zu. Die Bäume auf der Insel sahen mit ihren nackten Ästen wie vielfingrige Riesen aus, die ihre Hände flehend zum Himmel erhoben hatten.

Dann legten sie an. Eph schaltete den Motor aus, während Quinlan nach dem Sprengkopf griff und seinen Fuß auf den steinigen Strand setzte.

Nora hatte recht. Lass mich hier zurück, um es zu Ende zu bringen. Geh zu deinem Jungen.

Eph betrachtete den Vampir, der sein zerschnittenes Gesicht hinter der Kapuze verbarg. Schon für Sterbliche war Selbstmord eine zutiefst unnatürliche Handlung – was war es dann für Unsterbliche? Quinlans Opfer schien ihm noch viel unnatürlicher. »Ich weiß nicht, was ich sagen soll.«

Quinlan nickte. *Dann ist es jetzt Zeit zu gehen.*

Mit diesen Worten stieg der Blutgeborene die felsige Böschung hinauf, die Bombe mit beiden Händen umklammert, die Tasche mit den Urnen über der Schulter – und Eph musste an seinen Traum, an die Vision denken. Dort war Quinlan nicht derjenige gewesen, der sie alle erlöst hatte. Aber Eph hatte viel zu wenig Zeit gehabt, das *Occido Lumen* zu studieren – womöglich prophezeite das Buch ja etwas anderes.

Er ließ den Außenbordmotor wieder ins Wasser, zog am Startseil und wollte gerade ablegen, als er ein Geräusch hörte. Ein Geräusch, das der Wind über das Wasser trug. Ein Motor. Ein Boot, das sich langsam näherte.

Aber auf dem Pier war nur *ein* weiteres Motorboot gewesen.

Zacks Boot.

Eph drehte sich zur Insel um, doch Quinlan war bereits hinter der Böschung verschwunden. Dann blickte er wieder auf das dunkle Wasser. Ja,

tatsächlich: Da war das andere Boot. Und es fuhr mit hoher Geschwindigkeit auf die Insel zu.

Er stand auf, sprang an den Strand, vergewisserte sich, dass seine beiden Silberschwerter sicher im Rucksack verstaut waren, und lief dann so schnell er konnte die Böschung hinauf. Nebel stieg aus den Felsen in den Regen auf – als würde sich das Land in Erwartung des Nuklearschlags bereits erhitzen.

Oben auf der Böschung angekommen, sah sich Eph um, konnte Quinlan aber nirgendwo erkennen. Er lief in den kleinen Wald vor ihm, rief nach dem Blutgeborenen – so laut es ihm die Schmerzen in der Seite erlaubten – und kam auf der anderen Seite auf einer sumpfigen Lichtung wieder heraus.

Und da stand Quinlan, keine hundert Meter entfernt. Nebel waberte um seine Beine.

Er hatte den Sprengkopf dort abgelegt, wo er das Zentrum der kleeblattförmigen Insel vermutete – in die Mitte eines Kreises aus schwarzen Steinen, die wie Blasen aussahen –, und die Urnen aus Weißeiche, die die Asche der Alten enthielten, darum herum aufgestellt.

Als er Eph rufen hörte, wandte er den Kopf – und im selben Moment spürte er die Präsenz des Meisters.

»Er ist hier«, rief Eph. »Er ...«

Ein Windstoß wirbelte den Nebel auf – und Quinlan hatte gerade noch Zeit, um die Arme hochzureißen, dann prallte der Meister gegen ihn. Eph sah die beiden Körper im Nebel verschwinden und sah, wie etwas durch die Luft wirbelte. Setrakians Gehstock mit dem Wolfskopf. Das Wappentier der Familie Sardu ... Er vergaß die Schmerzen, die ihm die gebrochenen Rippen bereiteten, zog eines der Schwerter aus der Scheide und lief auf den Sprengkopf zu, als ...

»Dad!«

Zacks Stimme von irgendwo hinter ihm. Er drehte sich um, aber da war niemand. Der Meister versuchte, ihn zu täuschen! Er lief weiter – doch wo gerade noch die Bombe gelegen hatte, war nun dichter Nebel. Er stolperte über die Steine, versuchte sich irgendwie zu orientieren.

Und dann – wie aus dem Nichts – erschien der Meister vor ihm.

Eph blieb erschrocken stehen. Zwei tiefe Schnitte zogen sich über das Gesicht des Geschöpfes und bildeten ein X – offenbar die Folge seines Kampfes mit Quinlan.

Törichter Narr.

Eph öffnete den Mund, doch es kamen keine Worte heraus. Sein Kopf dröhnte, als wäre neben ihm gerade etwas explodiert. Er sah, wie sich die Haut im Gesicht des Meisters wellte, wie Blutwürmer aus den Wunden krochen und über die weit aufgerissenen Augen krabbelten. Der Meister zuckte nicht einmal mit der Wimper – sondern breitete die Arme aus und blickte triumphierend zum Himmel.

Eph nahm all seine Kraft zusammen, hob das Schwert und rannte auf das Geschöpf zu – doch mit einer Handbewegung wischte ihn der Meister zur Seite, so dass er einige Meter entfernt hart auf dem Steinboden aufschlug.

Ahsu, dagu, -wah. Schwarzes Land.

Zuerst dachte Eph, er hätte sich beim Aufprall einen Wirbel gebrochen. Er rang nach Luft und setzte sich mühsam auf. Sein zweites Schwert war aus dem Rucksack gefallen und irgendwo zwischen den Steinen gelandet.

Die Sprache der Onondaga. Die Europäer haben sich nie die Mühe gemacht, den Namen korrekt zu übersetzen. Siehst du, Goodweather? Kulturen gehen zugrunde. Das Leben verläuft nicht kreisförmig – es verläuft geradeaus. Und es nimmt keinerlei Rücksicht.

Gegen den Schmerz in der Seite ankämpfend, versuchte Eph aufzustehen. »Quinlan«, rief er, doch seine Stimme war kaum mehr als ein Krächzen.

Du hättest dich an unsere Abmachung halten sollen, Goodweather. Natürlich hätte ich am Ende meinen Teil nie erfüllt, aber es hätte dir die Demütigung erspart. Den Schmerz. Es ist immer einfacher zu kapitulieren.

Jetzt war Eph wieder auf den Beinen. Durch die Nebelschwaden hindurch sah er die Umrisse des Sprengkopfs. Er war nur wenige Meter entfernt. »Dann gebe ich dir hiermit eine letzte Möglichkeit zur Kapitulation«, presste er hervor und humpelte auf die Bombe zu, als er plötzlich ...

... jemanden neben dem Meister stehen sah. Einen Menschen.

Zack.

Sein Sohn, dachte Eph, sah wie ein Mann aus. Wie das geliebte Kind, das man eines Tages nicht mehr erkannte. Zack stand mit unbewegter Miene neben dem Meister – zweifellos hatte ihn das Geschöpf telepathisch gerufen –, und in diesem Moment kümmerte Eph das alles nicht mehr. Und doch, das wusste er, war es das Einzige, was überhaupt noch von Bedeutung war.

Es ist vorbei, Goodweather. Jetzt wird das Buch für immer geschlossen.

Dies war von Anfang an der Plan des Meisters gewesen: Eph würde nie seinen Sohn opfern – selbst wenn er damit das Schicksal der Menschheit besiegelte.

Es ist die Pflicht der Söhne, sich gegen ihre Väter aufzulehnen. Der Meister hob die Hände zum Himmel. So war es schon immer.

Eph blickte seinen Sohn an. Tränen liefen ihm über die Wangen – und doch lächelte er. »Ich vergebe dir, Zack«, sagte er. »Und ich bete darum, dass du mir vergibst.« Und dann streckte er ruckartig die Hand aus, drehte den Schalter am Zündmechanismus nach links, aktivierte die manuelle Steuerung. Sofort war der Meister bei ihm und stieß ihn mit einem gewaltigen Schlag vom Sprengkopf weg.

Nein!

Eph prallte gegen einen großen Stein und rappelte sich gleich wieder auf. Der Meister stand vor ihm, die Augen des Geschöpfs glühten aus dem X auf seinem Gesicht.

Das ist dein Ende, Goodweather!

Der Meister streckte die Hände nach Eph aus – doch plötzlich war Quinlan hinter dem Vampirfürsten und stieß ein Silberschwert in dessen Rücken. Der Meister brüllte vor Schmerz. Quinlan zog das Schwert – es war die zweite Klinge aus Ephs Rucksack – wieder heraus, und der Meister wirbelte herum, hob die Arme und versuchte die Hiebe des Blutgeborenen abzuwehren. Quinlan, dessen Gesicht eine einzige Wunde war, kämpfte wie wild gegen das Geschöpf, das ihn erschaffen hatte.

Und dann sah Eph, wie sich Zack, der hinter Quinlan stand, vorbeugte und etwas vom Boden aufhob. Etwas Langes. Setrakians Gehstock. Der – das wusste Zack so gut wie Eph – ein silbernes Schwert in sich barg.

Zack hielt den Stock fest in seinen Händen, blickte auf Quinlan, drehte am Wolfskopf, zog die Klinge heraus.

»Nein, Zack!« Eph war klar, dass der Meister seinem Sohn befahl, dies alles zu tun. So schnell er konnte, stolperte er über die Steine und stellte sich mit erhobenem Schwert zwischen Zack und Quinlan.

Zack starrte seinen Vater an.

Und Eph ließ sein Schwert sinken. Ja, er *wollte*, dass Zack mit Setrakians Klinge nach ihm schlug. Es würde alles so viel einfacher machen ...

Doch Zack rührte sich nicht, und Eph sah, wie die Arme des Jungen zu zittern begannen. Es schien, als würde er tief in seinem Inneren gegen den Willen des Meisters ankämpfen.

Ganz langsam streckte Eph die Hand aus und griff nach Setrakians Schwert. »Es ist alles okay, Z. Alles in Ordnung.« Dann wandte er sich um.

Quinlan hatte beide Arme von hinten um den Hals des Meisters gelegt und drückte fest zu, versuchte, dem Geschöpf das Genick zu brechen. Das Dröhnen in Ephs Kopf blockierte jedes andere Geräusch, aber irgendwo in der Weite des telepathischen Raumes glaubte er die Stimme des Blutgeborenen zu hören.

Stirb, Vater.

Aber dann – so schnell, dass es das menschliche Auge kaum wahrnehmen konnte – schoss der Stachel aus dem Mund des Meisters und bohrte sich in Quinlans Nacken. Und ein Schwall Blutwürmer strömte in den Körper des Blutgeborenen.

Im selben Moment sah Eph die Lichter über dem Fluss. Die Scheinwerfer der Hubschrauber, die auf die Insel zuflogen. *Jetzt oder nie!* Er rannte auf die Bombe zu – aber dann hörte er ein wildes Brüllen und etwas schlug hart gegen seinen Hinterkopf. Er stolperte, und die beiden Schwerter glitten ihm aus den Händen. Der Meister packte ihn an der Seite – die Klauen des Geschöpfes drückten die zerbrochenen Rippen tief in Ephs Fleisch – und hob ihn in die Luft.

Und wer hilft dir jetzt, Goodweather?

Der Meister drückte so fest gegen Ephs Brust, dass es ihm den Atem raubte und alles vor seinen Augen verschwamm. Doch irgendwo dort auf dem Boden sah er, wie etwas aufglühte. Ein Schwert. Setrakians Schwert. Eph streckte die Hand nach der Klinge aus, obwohl er wusste, dass er sie nie würde erreichen können. Und dann ...

... spürte er plötzlich den Wolfskopf in seinen Fingern.

Eph holte mit dem Schwert aus – aber der Meister griff blitzschnell nach seiner Hand und verdrehte sie so, dass die Klinge auf Ephs Kehle zielte.

Im selben Augenblick leuchtete das grelle Licht eines Scheinwerfers auf – der erste Hubschrauber hatte sie entdeckt –, und Eph sah in das verzerrte Gesicht des Meisters. Sah die Wunden am Körper des Vampirfürsten, die

ihm Quinlan zugefügt hatte. Sah die Blutwürmer unter der Haut des Geschöpfs ...

Keine Sorge, Goodweather. Ein neuer Körper wartet auf mich. Wenn künftig jemand deinem Sohn ins Gesicht sieht – dann wird er mich erblicken.

Setrakians Schwert war nur noch wenige Millimeter von Ephs Kehle entfernt.

Stirb!

Blitzartig schob Eph seinen Kopf nach vorne und öffnete mit der Silberklinge eine der Venen an seinem Hals. Rotes Blut spritzte heraus. Spritzte auf das Gesicht des Meisters. Und sofort schossen zahllose Blutwürmer aus den Wunden und krochen, angelockt von dem köstlichen Duft menschlichen Bluts, auf den Kopf des Vampirfürsten zu.

Der Meister versuchte die Blutwürmer, die sich in seinem Gesicht sammelten, abzuschütteln, und als es ihm nicht gelang, schleuderte er Eph von sich und griff mit seinen Händen nach den Kreaturen.

Eph schlug hart auf dem Steinboden auf, rollte sich auf die Seite und sah im Licht des Hubschraubers, wie der Meister verzweifelt versuchte, sich von den Würmern zu befreien, die ihm die Sicht raubten. *Bang!* Irgendetwas zischte an Eph vorbei. Dann noch etwas. Und dann sah er die roten Laser der Zielfernrohre überall um sich herum.

Mit einer letzten Kraftanstrengung stand Eph auf und rannte, während hinter ihm die Kugeln in den Boden einschlugen, zum Sprengkopf.

Streckte die Hand aus.

Griff nach dem Zündmechanismus.

Wandte sich ein letztes Mal zu Zack um.

Der Junge stand bei Quinlan – der sich aufgerichtet und Zack seinen Stachel in den Hals gebohrt hatte. Dies war nicht mehr der Quinlan, den Eph gekannt hatte. Er war jetzt das Geschöpf des Meisters. Er war ein *strigoi*.

»Ich liebe dich, Zack«, flüsterte Eph. Sein Leben lang war er immer zu spät gekommen – aber seine wichtigste Verabredung hatte er eingehalten. Er drückte auf den Knopf.

Nichts geschah.

Für einen qualvollen Moment wurde es ganz still. Eph sah Quinlan auf sich zukommen. Und er sah seinen Sohn hinter dem Vampir. Sah Zacks wunderschöne Augen, die noch *seine* Augen waren, die noch nicht rot glühten ... Eph lächelte.

Und dann ereignete sich das Wunder.

Es war kein Erdbeben. Kein wütender Sturm. Keine Teilung des Wassers. Es war eine gleißende Lichtsäule, die durch die Wolken brach und Zack und Quinlan und den Meister und die Hubschrauber und die ganze Insel hell erleuchtete. Und in diesem wundervollen Licht sah Zack, wie ihm Eph zulächelte, und er erkannte ihn als das, was er immer gewesen war.

Sein Vater.

»Dad!«

Im selben Augenblick explodierte der Sprengkopf.

Als Nora und Vasilij einige Kilometer flussabwärts den Blitz der Nuklearexplosion sahen, warfen sie sich auf den Strand und verbargen die Augen vor dem Licht. Die Druckwelle erschütterte das Fort, und Nora war sich sicher, dass die gesamte Anlage zusammenbrechen würde. Noch durch die fest geschlossenen Augen und ihre Hände hindurch konnte sie das grelle Leuchten sehen.

Und dann war es vorbei. Das Licht verblasste, die Erschütterungen ebten ab. Das Fort hatte standgehalten. Alles wurde still.

Später wurde Nora klar, dass sie und Vasilij durch die Explosion vorübergehend taub geworden waren, aber jetzt, in diesem Moment, genoss sie diese tiefe, magische Stille. Vasilij ließ sie los – er hatte schützend die Arme um sie gelegt –, half ihr auf, und gemeinsam stolperten sie zum Ufer, wo sich das aufgewühlte Wasser langsam wieder zurückzog.

Und dann blickten sie zum Himmel und sahen das Wunder.

Gabriel, der erste unter den Erzengeln, schwebte, heller als die Sonne strahlend, auf silbernen Flügeln in Spiralen die Lichtsäule hinab.

Michael, der Erzengel, der einst ermordet wurde, hatte seine Flügel angelegt und schoss direkt hinunter, bis er etwa einen Kilometer über der Insel die Flügel ausbreitete und sich von der Luft tragen ließ.

Dann – als würde er direkt aus dem Boden kommen – stieg Ozryel in die Höhe. Er war wieder eins. Ein Körper, ein Geist. Steine und Erdklumpen fielen von seinen Flügeln, während er immer höher flog.

All dies beobachtete Nora in völliger Stille. Sie hörte nicht das Grollen der Erde unter ihren Füßen. Sie hörte nicht das Knistern des Lichts, das auf ihr Gesicht fiel. Ihr war, als würde sie einer Szene aus dem Alten Testament beiwohnen, aber sie trug keine Leinenroben, sondern die Klamotten, die sie im Macy's geklaut hatte ... Tränen liefen ihr über die Wangen, und sie wusste, sie würde diesen Moment nie in ihrem Leben vergessen.

Gabriel und Michael flogen zu Ozryel, und gemeinsam stiegen sie hoch in das Licht und wurden wieder zu den Geschöpfen aus reiner Energie, die sie immer gewesen waren. Und dann, in einem letzten wundervollen Aufleuchten, waren sie verschwunden.

Das Loch in den Wolken schloss sich wieder.

Es begann zu regnen.

Nora und Vasilij sahen sich an.

Wir sind am Leben, sagte er, ohne dass Laute von seinen Lippen kamen.

Hast du das gesehen?, fragte Nora.

Vasilij schüttelte den Kopf. Aber er meinte nicht Nein. Er meinte: Ich kann es nicht glauben.

Dann blickten sie sich um. Der Sand des Strandes, an dem sie standen, hatte sich in Glas verwandelt.

Langsam kamen die Bewohner des Forts ins Freie. Ein paar Dutzend in Lumpen gehüllte Männer und Frauen; einige von ihnen trugen Kinder im Arm. Nora und Vasilij hatten ihnen geraten, sich in Deckung zu begeben – und nun, da alles vorüber war, sahen sie die beiden verwirrt an.

»Ann und William?« Nora merkte gar nicht, dass sie beinahe schrie. »Sie hatten einen Jungen bei sich. Etwa dreizehn Jahre alt.«

Die Fortbewohner schüttelten die Köpfe.

»Sie haben vor uns abgelegt.«

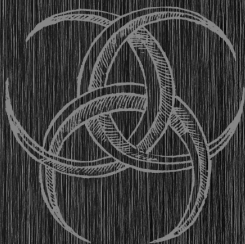
»Vielleicht sind sie auf einer anderen Insel«, sagte einer der Männer, und Nora verstand seine Worte, auch ohne sie zu hören. Aber sie glaubte sie

nicht. Sie und Vasilij waren in einem Ruderboot den Fluss hinuntergekommen – Ann und William hätten längst hier sein müssen.

Vasilij legte die Hand auf ihre Schulter und blickte sie an. »Was ist mit Eph?«, fragte er.

Nora wusste nicht, warum – aber plötzlich hatte sie die Gewissheit, dass sie Ephraim Goodweather nie wiedersehen würden.

EPILOG



Die Explosion löschte die Blutlinie des Meisters aus. Im selben Augenblick, in dem er zu Asche verglühte, lösten sich auch seine Geschöpfe auf. Seine Saat war vernichtet.

Das wurde den Inselbewohnern in den darauf folgenden Tagen klar, als sie, nachdem sich das Wasser wieder beruhigt hatte, mit ihren Booten zum Festland fuhren. Und als sie die Nachrichten lasen, die durch das fluteten, was vom Internet noch übrig war.

Doch sie brachen nicht in Jubelschreie aus, sondern taumelten ungläubig durch den posttraumatischen Nebel, der sich über sie gelegt hatte. Noch war die Atmosphäre des Planeten vergiftet, noch war es die meiste Zeit des Tages dunkel. Gerüchte über noch lebende *strigoi* machten die Runde, und obwohl sie sich alle als falsch erwiesen, lebten die Menschen weiter in großer Furcht vor der Finsternis.

Etliche Monate lang blieben die Inselbewohner in ihren Forts. Zwar fuhren sie immer wieder ans Ufer, um sich diese neue Welt, diese Welt ohne Vampire, anzusehen, aber sie zögerten, ihr ganz und gar zu trauen. Alles, was sie über Natur und Biologie und Geschichte zu wissen geglaubt hatten, hatte sich als falsch erwiesen – es gab also keinen Grund, anzunehmen, dass alles wieder so sein würde wie zuvor. Die Zukunft war offen.

Auch Nora gehörte zu jenen, die sich nur langsam an die neue Situation gewöhnten. Denen es schwerfiel, zu glauben, dass sie den Meister wirklich

besiegt hatten. Dass nicht um die nächste Ecke erneut eine böse Überraschung auf die Menschheit wartete.

»Was wollen wir tun?«, fragte Vasilij sie nach einiger Zeit. »Irgendwann müssen wir nach New York zurück.«

»Müssen wir das wirklich?«, erwiderte Nora. »Ich wüsste nicht, warum.« Sie nahm seine Hand. »Du?«

Er drückte ihre Hand und sah den Fluss hinunter. Er würde ihr so viel Zeit geben, wie sie brauchte.

Tatsächlich kehrten Nora und Vasilij nie wieder nach New York zurück. Sie machten sich einen der ersten Erlasse der provisorischen Regierung zunutze, der die Neuverteilung des Ackerlandes regelte, und ließen sich auf einer Farm im Norden Vermonts nieder – in sicherem Abstand zur verseuchten Zone, die die Nuklearexplosion im Saint Lawrence River hinterlassen hatte. Sie heirateten nie – keiner von ihnen war der Ansicht, dass das von Bedeutung sei –, aber sie bekamen zwei Kinder: einen Jungen, den sie Ephraim, und ein Mädchen, das sie nach Noras Mutter Mariela nannten.

Vasilij stellte die von Abraham Setrakian kommentierten Passagen des *Occido Lumen* anonym ins Internet, das schnell wieder zu früherer Größe angewachsen war. Doch als seine Glaubwürdigkeit mehr und mehr in Zweifel gezogen wurde, enthüllte er seinen Namen und startete das »Setrakian-Projekt«, eine Website, die sämtliche Aufzeichnungen des alten Professors frei zum Download anbot und auf der alle Aspekte der Vampirseuche diskutiert wurden, die die Menschheit beinahe vernichtet hätte.

Viele derjenigen, die mit den *strigoi* kollaboriert hatten, fielen Lynchjustiz und Rachefeldzügen zum Opfer, doch nach einer Weile setzten sich die nachdenklichen Stimmen durch, die darauf hinwiesen, dass »wir alle Menschen sind«, und Schritt für Schritt verschwanden die Geister der Vergangenheit.

Einige behaupteten, für den Sieg über die Vampire verantwortlich zu sein. Ein Biologe etwa erklärte, er hätte einen von ihm entwickelten Impfstoff in die Wasserversorgung eingeleitet; eine Straßengang stellte Vampirköpfe zur Schau und behauptete steif und fest, dass einer davon die

Überreste des Meisters seien; und eine Gruppe von Skeptikern vertrat sogar den Standpunkt, dass sich die Seuche nie ereignet hätte – dass das alles lediglich eine gigantische Verschwörung des »Staates« gewesen sei.

Vasiliy, der die Wahrheit kannte, sie aber nie würde beweisen können, nahm seine Arbeit als Kammerjäger wieder auf. Die Ratten waren zurückgekehrt, und so gab es für ihn jede Menge zu tun. Er gehörte nicht zu denen, die an Perfektion glaubten: Dies war die Welt, die sie gerettet hatten – mit Ratten und allem anderen. Aber für eine nicht allzu kleine Zahl von Menschen wurde Vasiliy Fet in den folgenden Jahren zu einer Legende, und auch wenn er sich mit all dem Ruhm nicht sonderlich wohl fühlte, lag doch etwas Versöhnliches darin.

Nacht für Nacht legte Nora den kleinen Ephraim ins Bett, strich ihm über die Haare und dachte dabei an seinen Namensvetter und an den Sohn dieses Namensvetters und fragte sich, was die beiden in ihren letzten Sekunden auf dieser Welt wohl gedacht hatten. Und dann fragte sie sich, was aus ihnen allen – was aus ihr und Eph – ohne die Vampirseuche wohl geworden wäre. Manchmal weinte sie dabei, und Vasiliy fragte nicht nach dem Grund; dies war ein Teil von Nora, der nur ihr gehörte. Aber je älter der Junge wurde und je mehr er dabei seinem Vater – und in keiner Weise seinem Namensvetter – ähnelte, desto mehr verblasste die Vergangenheit und mit ihr das, was hätte sein können.

Nur ein sichtbares Zeichen der Vergangenheit blieb zurück: die Narbe von Everett Barnes' Kugel auf ihrer Stirn. Anfangs sah sie diese Narbe als Symbol dafür, wie nahe sie dem Tod gekommen war, doch später war es für sie ein reines Zeichen des Glücks. Sie hatte keine Angst mehr vor dem Tod – sie hatte über etwas triumphiert, was viel schlimmer gewesen war.

Und so blickte Nora Nacht für Nacht in das makellose, friedliche Gesicht ihres kleinen Sohnes, und eine tiefe Ruhe überkam sie, und irgendwo in der Ferne hörte sie die Worte ihrer Mutter:

Wenn ich auf mein Leben zurückblicke, dann erkenne ich, dass Liebe die Antwort auf alles ist.

Wie recht sie hatte.

The End